

kürbiskern

Márton Kalász: Mitternachtsprozession

Joseph Breitbach: Brief des Pharisäers

Richard Leising: Gedichte

Tankred Dorst: Szenen aus „Toller“

Karl Oppermann: Gedichte

Rainer Kirsch: Der Soldat und das Feuerzeug

Konrad Farner: Realismus in der bildenden Kunst

Franz Schonauer: Der rote Eine-Mark-Roman

Rainer Kirsch / Yaak Karsunke: Briefwechsel

Fritz Libuda: Vietnam-Rede

Erich Fried: Vietnam-Gedichte

Friedrich Hitzer: 100 Mann und ein Befehl zuviel

Protokoll: Der lachende Mann

Anton Bouvier: Muzes Flöte und Kleists Pistole

H. Hartung: Lyrik als Warnung und Erkenntnis

R. Hiepe: Pogrome, Eidgenossen und Genossen

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitzer,
Yaak Karsunke, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

Márton Kalász
Mitternachtsprozession

Herumgetrieben bis zur Mitternacht im Sommerregen
und zwischen Häusern, die sich schüttelten wie Schafe, zwischen Eseln gleich
beträuften Kirchen,
und meinte, in die Höhe mich zu schwingen über diese Herde,
erkannte nichts mehr in der zwien Düsternis,
nicht mehr des Mondes Grün zwei Handbreit vor den Augen —
und ein Entsetzen fiel mich an.

Das war kein Wahnsinn: Ihr seid aufgebrochen
von einem Bürgersteig zum andern hin,
da über Asphaltspiegel irrend euer unsichtbarer wasserbürtiger
Schatten
ertönte wie das Knöcheleisen, Fessel, Schelle unter euren Füßen;
dahingeschritten ihr, die vieler Landschaft Kraft
und Sanftheit tragen in den Nerven als verschmutztes Schachbrett:
die Gitter des Waggons, sie ließen auch im Tode euch nicht nah die Landschaft,
daß sie zurück nicht ströme, hin wo sie geboren, hin in eure Augen,
weil ihr sie ja vermengen könntet (will mans so) zu einem aschevollen Chaos,
weil ihr sie sehen könntet (will mans so) als gelbes Rad
um euch herum,
darein ihr euch als Achse stellen könntet, in die feuchtbereifte Nabe.

Dahingezogen jene, denen nur des Meeres dünner Zinn-Stab
geblieben ist;
für die es auch im Traume nicht zur Sintflut ward,
damit es in Musik ertränke alle brandäugigen Türme,
und schwemme mit Musik weg die Musik,
die wie ein Fiebertraum im Licht gestürzter Fichten
die Angekommenen empfing.

(Ihr saht der Liegestätten Kisten unten bloß und oben,
und graue, graue Luft, nicht einmal sauber bis zum Knie;
der Flügelstern des Abends vorstellbar nur über
der Wächter Rufe

und über dem durchschossnen Nacken eines ins „Revier“ geschleppten Künstlers.)
Ihr wandtet euch mir zu jetzt, die ihr schon
seit fünfzehn Jahren den eternitfarbnen Rauch
erblickt: den eines Lächelns, eines Wangenknochens,
der Vielfalt eines Angesichtes,
den Rauch der fahlen Rosen des Erinnerungsvermögens,
den eisengrauen Rauch des Nichts.
Durch diesen fürchterlichen Gott-Bart sind gedrängt
all eure Abende;
ach, lautlos fegt er durch das ewigliche Zeichen unsrer Sternbilder,
in dieser Fluch-Behaarung funkeln soviel Leben,
die eure Tage hätten wohl verlängern können,
und nun euch zu verzichten nötigen auf Hoffnung und auf Zuversicht,
und trotzdem nötigen, auf nichts mehr zu verzichten,
falls überhaupt es einmal noch was gibt, woran ihr euch dann halten könnt.

Seit fünfzehn Jahren seht ihr diesen Rauch, aus welchem euer Sinn
und euer Fleisch und euer Nachbar, eure Kameraden, dieser ganze Zug
erstanden sind erneut, und seht, der Drahtverhau,
er wächst vergeblich, und vergeblich seine Dornen, die vergeblich schärfer
erscheinen als smaragdne Waffen aller Gartendornen.

Ihr könnt nicht innehalten, es erschlägt euch nicht der Zauberstrom;
nicht angerufen von den unbehelmten Arbeitern des Gartens
und ungerettet durch das zahm gewordne Bild, da schleppt ihr euch dem
Rauch zu,

und aus dem Rauch zurück und wieder hin zum Rauch —
und kein Entfliehn, wie es auch jetzt keins gibt. Ich glaubte, ihr
versammelt euch um mich,

doch sehe ich, ihr zieht an mir vorbei:
verblichne Streifen

von eurer Kleidung, wirr bewegt, gekreuzt zu Gittern
vor meinem Blick, und überall die Ziffern, lodernd und
verlöschend wieder,

die zeigen, wie euch anzureden, wenn ich reden könnte,
als schrilles Lautsprechgedröhn,

indem es scheint, ich säße still in einem dunklen Zimmer,
vernähme Beethoven, den Tauben, der
nicht ahnte, daß in seinen Klängen mit Pistolen

gehämmert wird an Türen,
die Treppen auf und ab durch eine ganze Stadt auf
und ab und auf und ab,
und Hunde winseln vor Baracken, die im Schnee erwachen;
wie ihr euch auch beeilt, ich sehe dennoch

des Blutes Pfad dort unter euren Blicken,
das Schwingen eurer Arme, schwächig und geschlagen und des Haares
erbarmungsloses Fehlen, und das Leiden, das euch
zerstückelt, so daß ihr es gar nicht mehr empfindet, während
es doch zugleich

in jeder Faser brennt und leuchtet, kühl wie Glas;
ich seh' die Wunden, Flecke eures Todes, sehe sie mir an,
als wär' auch ich in Häftlingskluft gekleidet und an meiner Haut zu fühlen
und abzulesen eine eingebrannte Zahl;
als hätte ich getauscht mit euch die Kleider, mein Amleben sein;
vertraut das Heer, das fortzieht, mit der Unversehrtheit meines Kopfes,
mit meinen waagerechten Schultern, welche in den Wasserfluten
schon schmaler werden und verschwimmen, bald verschwimmen,
ins Graue münden, durch den Gott-Bart schreiten,
vor mir der Rauch, mein magrer Arm reckt
und streckt sie aus — das Nichts berührt nun
ein nie mehr schreiender,
ein in die Höhe strebender (an Mond, an Rosen sich erinnernd) Toter . . .

Ein Taumeln — alle Lichtermale,
die zuckten wild und glitten als
zerrinnendes Gefunkel über meinen Schädel hin:
die Linien entwirrten langsam sich,
die Dämmerung hob später Straßenecken, Türme, Essen von sich ab,
und Buden, blechgedeckt und bläulich schimmernd.
Mein weißes Lächeln stürzte in die Tränenflut,
als mein Gesicht sich aufwärts hob und merkte, daß
der Regen längst geendet hatte.

Das Totenbuch von Neuengamme

yk. Der nachfolgende Spenden-Aufruf erreichte uns mit der Bitte um Verbreitung; die Mindest-Spendensumme für HAP Grieshabers „Engel der Geschichte“ — einen Sühne-Engel — beträgt DM 20.—, jeder größere Betrag ist mit Rücksicht auf die hohen Druckkosten des umfangreichen Materials willkommen.

Neuengamme, knappe dreißig Kilometer von Hamburg entfernt, war vorwiegend ein Ausländer-KZ. Es war außerdem das Exekutionslager der SS und des SD für die von ihnen in den besetzten Gebieten zum Tode verurteilten Menschen. Am 13. Dezember 1938 kam der erste Transport — 100 Mann aus dem KZ Sachsenhausen — dort an und fand zunächst Unterkunft im Klinkerwerk (einem enteigneten jüdischen Ziegeleiwerk). Innerhalb eines Jahres wird das Lager mit Gefangenen aus den Lagern Sachsenhausen, Dachau und Buchenwald und einer Sendung von 400 Bau- und Facharbeitern auf 4000 gebracht. Diese Häftlinge bilden den Stamm des KZ Neuengamme. Durch harte Arbeit — Elbregulierung und im Ziegelwerk — sterben jeden Tag 25 bis 30 Menschen. Unter „April 1941“ ist eine Einlieferung von 1000 neuen Arbeitskräften aus dem KZ Auschwitz registriert und von nun an bis zur Räumung des Lagers am 3. Mai 1945 verzeichnet die Liste in Abständen von Tagen oder Wochen Zugänge aus allen Ländern Europas, die ersten 280 Belgier am 24. September 1941, denen Russen, Holländer, Polen, Franzosen, Italiener, Jugoslawen, Tschechen, Dänen und Griechen folgen. Unter dem 3. Juni 1942 heißt es: „Arbeit wird auf den Sonntag ausgedehnt. Alle jüdischen Häftlinge kommen nach Auschwitz. Von 1000 sowjetischen Kriegsgefangenen, die im sogenannten Kriegsgefangenenlager untergebracht waren, starben 652, die in Bergedorf beerdigt werden. Der Rest kommt nach Sachsenhausen.“ Im August 42: „13 polnische und sowjetische Krankenpflegerinnen werden im Bunker exekutiert.“, und so geht es weiter, 6 endlose Schreibmaschinenseiten lang, und jede Zeile birgt mehr Elend, als man vor Augen haben kann. Am Ende steht „3. Mai 1945: Es war das letzte Lager, das die Truppen der Alliierten erreichten. Das Lager selbst war bereits geräumt und der Rest der noch Lebenden wurde in einem Gewaltmarsch, bei dem ein jeder, der nicht mehr weiterkonnte, am Weg-

rand erschossen wurde, zur Lübecker Bucht getrieben. Hier wurden die Häftlinge auf drei Transportschiffe verladen, die am nächsten Tag, aus Unkenntnis der Todesfracht, von der britischen Luftwaffe versenkt wurden. Über 9000 Menschen ertranken in wenigen Minuten in den verschlossenen Laderäumen. Diese Toten sind bis auf wenige hundert noch heute namenlos.“

Wenige haben die Lager überlebt. Zu ihnen gehört Franz Glienke. Er wollte die Anonymität der Opfer aufheben und seine Kameraden, jeden einzelnen, bei Namen nennen; der Mutter, der Braut, der Frau und den Kindern sagen: hier war es, an diesem Tage, und dort ist das Grab, oder: ein Grab gibt es nicht.

1950 empfing ihn der damalige Bundespräsident, Professor Theodor Heuss, und sorgte für einen Etat aus dem Bundeshaushalt zur Unterstützung der Suchdienstarbeit, die Herr Glienke im Bund der Verfolgten des Naziregimes aufgebaut hatte. Fünf Jahre später sah er sich auf sich allein gestellt.

Er gründete den ‚Freundeskreis‘, eine Arbeitsgemeinschaft ehemaliger KZ-Inhaftierter, die unpolitisch ist und sich ausschließlich mit Suchdienstaufgaben beschäftigt. Jede Suchauskunft nach dem In- und Ausland, brieflich oder mündlich, wird kostenlos erteilt.

Zu dieser Zeit waren etwa 5000 Namen aus Neuengamme bekannt. Man hielt es für unmöglich, ein Totenbuch zu schreiben. Nun, nach elf Jahren, sind es über 50 000 geworden, und noch täglich gelingt es, hier und dort verborgenes Material ans Tageslicht zu bringen. Der Ostseestrand gibt noch heute Erkennungszeichen frei, die, zu den vorhandenen Unterlagen gefügt, die Nationalität, oft auch die Identität noch Namenloser bestimmen helfen.

Das Manuskript umfaßt 19 mit der Schreibmaschine geschriebene Bücher.

Bis hierhin hat Franz Glienke mit der Hilfe einiger Freunde alles selbst gemacht. Die Kosten für die Nachforschungen und die Anfertigung der Kartei deckte er zunächst aus seiner Haftentschädigung; in den letzten drei Jahren kamen Zuschüsse von Seiten der Kirchenbehörden von etwa 5500 Mark im Jahr hinzu und machten es möglich, die Manuskriptbücher in einigen Exemplaren herzustellen und sie u. a. auch dem polnischen Roten Kreuz zu übersenden. „Für mich ist es eine Dankeschuld, die ich täglich abtrage, weil ich dem KZ entronnen bin und bis heute noch leben durfte, daß ich meine Kinder groß bekam und vielen Angehörigen in dieser makabren Sache Hilfe geben konnte“, heißt es in einem Brief. Die Vollendung des Werkes: der Druck des Totenbuches von Neuengamme, ist Franz Glienke allein nicht mehr möglich. Etwa 40 000 Mark sind dafür aufzubringen.

Presseberichte über Grieshabers Hamburger Ausstellung im vergangenen Herbst veranlaßten Herrn Glienke, den vielen vergeblich gebliebenen Versuchen, größere Kreise zu ziehen, einen weiteren hinzuzufügen: Er bat um ein Bild für eine Ausstellung, die er veranstalten wollte, um aus dem Verkauf Mittel zur Drucklegung des Buches zu gewinnen. Grieshaber erschien diese Form der Finanzierung wenig glücklich und auch nicht erfolgversprechend, weil die Kunst

Das Totenbuch von Neuengamme

eine andere Öffentlichkeit hat. Es galt daher, einen besseren Weg zu finden, um die notwendige Summe zu beschaffen.

Aus Polen hatte man Hilfe angeboten, wollte dort billiger drucken. Aber was ein einzelner ohne jeden falschen Ton begonnen hat, wollen wir nicht zunichte machen. Wir müssen für eine Verbreitung des Totenbuches von Neuengamme sorgen, damit es überall bei den Standesämtern und den Suchorganisationen eingesehen werden kann. Im In- und Ausland.

Für uns wird das Totenbuch zu einem Dokument über die NS-Zeit, das der Generation, die nach uns kommt, die Möglichkeit geben wird, die aufkommende Legende, „es war alles nicht so schlimm, man nahm es damals mit den Zahlen nicht so genau“, beweiskräftig zu widerlegen. Das Totenbuch von Neuengamme wird der Grundstein zur deutschen Sühnekirche in Auschwitz sein.

Deshalb hat Grieshaber als Herausgeber von seinem „5. Engel der Geschichte“ über die Abonnentenaufgabe hinaus weitere fünfhundert Exemplare drucken lassen. Der Erlös dieser 500 nummerierten Hefte soll die Druckkosten erbringen. Die Auslieferung übernimmt Katharina von Trott zu Solz (8 München 19, Südliche Auffahrtsallee 55). Zahlungen gehen auf das Postscheckkonto Hamburg 268900 des Freundeskreises e. V. zur Unterstützung der Suchdienstarbeit für politisch, rassisch und religiös Verfolgte (Franz Glienke, 2 Hamburg 33, Mildestieg 8); die Organisation ist als förderungswürdig anerkannt und berechtigt, Spendenquittungen zum Steuerabzug auszustellen.

Margot Fuerst

Joseph Breitbach
Brief des Pharisäers

Wolfgang Koeppen gewidmet

„Mutter, jedesmal wenn ich an dem
Bauplatz vorbeigehe, pfeifen die
Maurer so frech hinter mir her und
schnalzen unanständig mit der Zunge.“
„Du dumme Pute, was wärest Du denn,
wenn sie nicht hinter Dir herschnalzten.“

Meine beste Freundin zu ihrer
15jährigen Tochter.

Diese Erzählung schreibe ich nur für Dich! Das „Du“, das ich gebrauche, soll Dir das Zeichen meines Abscheus sein. Durch einen Deiner früheren Kameraden weiß ich, wo Du lebst, daß Du eine hohe Stellung bei der Eisenbahn hast, daß Du für einen Schuft, der Du doch bist, gut aussiehst, und daß die Frauen Dir noch immer das Wichtigste im Leben sind, obwohl Du nun bald in Dein sechs- und vierzigstes Jahr trittst. Ich weiß sogar, daß es Dir nicht unbekannt ist, was mit jener häßlichen Frau nach dem Abend in Paris geschehen ist, den ich Dir in Erinnerung rufen will, bevor ich den Wunsch ausspreche, den ich gegen Dich auf dem Herzen habe, seitdem ich weiß, daß Du den Krieg gut überstanden hast und daß Deine niederträchtige Tat ungesühnt bleiben wird.

Du warst noch nicht acht Tage in Paris, da hattest Du als frühgeeichter Schürzenjäger schon herausgefunden, daß der obere Teil des Luxembourg-Gartens abends erst spät geschlossen wird, und daß man dort Mädchen ansprechen kann, die sich unter den hohen Kastanienbäumen der beiden Alleen in gespielter Harmlosigkeit ergehen, zwischen braven Familien, meist Bewohnern des stickigen Viertels um das Vâl de Grace, die in den Sommernächten vor dem Schlafengehen in dem nahen Park ein wenig frische Luft genießen wollen. Es war Dir auch bekannt, daß Dirnen sich dorthin so wenig verirren, wie in die Umgebung der Sorbonne, wo die Straßen und die Cafés der studentischen Jugend gehören. Du wußtest sogar, daß es einer der wenigen Orte ist, den, selbst nach dem Einfall der Nacht,

die Lehrerinnen der vielen um den Park herum liegenden Schulen allein aufsuchen. Durch einen Deiner Kameraden, der, schon kurz nach Eurem Sieg über uns, einer Einheit der Besatzung angehört hatte, wußtest Du gleichfalls, daß französische Mädchen sich am Tage nicht von Euch Soldaten ansprechen ließen, daß dies aber, wenn Ihr es geschickt und taktvoll anpacktet, in der Dunkelheit durchaus möglich war.

Du warst kein Neuling. Nicht nur in Deiner Heimat, auch auf den Trampfahrten, die Du vor dem Kriege seit Deinem achtzehnten Lebensjahr jeden Sommer in andere Länder gemacht hattest, waren Dir allerlei Erfahrungen mit Mädchen und Frauen zugewachsen, und Du wußtest, wie leicht man sie haben kann, versteht man es nur, sie richtig anzusprechen.

Daß Du früh an die Frauen gekommen bist, hättest Du, bei der Schwäche Deines Charakters und dem unausgesetzten, verzehrenden Drang, unter dem Du standest, mit mehr Dankbarkeit als ein besonderes Glück, ja als Deine Rettung empfinden müssen, denn die ersten Jahre nach dem Erwachen Deiner Sinne waren überaus traurig für Dich gewesen. Und wie unrühmlich! Das gerade, das Unrühmliche, hattest Du nicht das Recht zu vergessen: All das Heimliche, das Dich zu jener Zeit in den Nächten peinigte! Die Hände immer unter der Decke, selbst dann, wenn Du einige Stunden zuvor gebeichtet hattest und am nächsten Morgen unbefleckten Herzens zur Kommunionbank gehen solltest. Deine Ängste, wenn die strengen Eltern von den Ringen unter Deinen Augen, wenn sie von Deinen Sünden gegen das sechste Gebot sprachen, auf denen die Strafe ewiger Hölle stehe. Noch weniger hattest Du an jenem Abend in Paris das Recht, einen anderen Abend zu vergessen — auch ein sommerlicher, schwüler — jenen entsetzlichen Abend, als Dein Vater Dir mit Hilfe seines Bruders zum ersten Mal die Hände an den Bettpfosten band, weil er Dich vor der Zerrüttung Deines Körpers durch Dich selber glaubte schützen zu müssen. Deine Wut, Deine Verzweiflung und später immer wieder Deine Ohnmacht, wenn sie wiederkamen und Dich fesselten, so sehr Du um Dich schlugst und gelobtest Dich zu beherrschen, Deine Unfähigkeit dazu, gerade die, wie hattest Du sie nur so gründlich vergessen können, als das arme Weib im Luxembourg-Garten sich Dir aufdrängte! Vergessen waren auch jene Nächte, die Du in den verrufenen Gassen Deiner Vaterstadt vor den geschlossenen Fenstern der Bordelle bei Regen und Schnee erwartet hattest, vergessen wie niederdrückend die Heimkehr jedesmal gewesen war, wenn Du Deine Unterkleidung heimlich im Badezimmer wuschest und auf der Heizung trocknen ließest, weil Du wußtest, wie genau die fromme Mutter Deine abgelegte Wäsche auf Spuren von Sündigem prüfte. Das Freudlose, das so unendlich Miese jener Jahre, als Du Dich täglich, weil Du Deiner Sinnlichkeit nicht Herr wurdest, gedemütigt fühltest, wie konntest Du diese Zeit der ununterbrochenen Niederlagen nur vergessen, als die „stark parfümierte Person“, wie Du auf der Kommandantur angabst, im Dunkel der Allee zuerst an Dir vorbeigegangen, umkehrte und — sehr zu Deiner Freude — sich neben Dich auf die

Bank setzte und Dir in ihrem korrekten, aber fremdartig klingenden Deutsch ohne Umschweife sagte, sie liebe die Gesellschaft der Soldaten, und dabei Deine Stiefel streichelte.

Saßest Du denn nicht auf dieser Bank mit den gleichen Erwartungen, die das arme Ding dorthin getrieben hatten? Warum denn hast Du, der Du sonst so wenig galant bist, ihr sofort eine Zigarette angeboten? Weil es dunkel, und weil wegen des Krieges jede Beleuchtung untersagt war, sollte Dir das rasch angezündete Streichholz zeigen, wer sich — endlich! — neben Dich gesetzt hatte. Erst in dem Augenblick, da Du diese furchtbare Nase in dem schon genügend häßlichen Gesicht erblicktest und sahst, daß die Person obendrein fast eine Zwergin war, in diesem Augenblick erst erwachte in Dir die Empörung und Du sagtest ihr, deutsche Mädchen seien nicht so unsittlich, Männern Anträge zu machen, deutsche Mädchen warteten, bis man sie anspreche und niemals würde ein deutsches Mädchen die Stiefel eines Soldaten streicheln.

Und als sie Dir dann sagte, sie sei eben kein deutsches Mädchen, ihre Eltern seien nach dem Ersten Weltkrieg vor den Türken aus Smyrna nach Frankreich geflohen, warum es denn nicht der Frau erlaubt sein solle, einem Mann zu sagen, daß sie ihn begehre, denn das habe sie Dir ja zu verstehen geben wollen, sie sei keine Käufliche, im Gegenteil, nichts mache ihr mehr Freude als einen Mann zu beschenken, besonders aber einen Soldaten, der im Dunkel des Parks doch gewiß auf nichts anderes warte, als auf Liebe, die nichts kostet; sie stenographiere in fünf Sprachen und verdiene gut, Du solltest einmal fühlen, wie fein die Seide ihrer Bluse sei, da brachtest Du es doch wahrhaftig fertig, der armen Person zu entgegnen, gewiß, eine Hure sei sie nicht, sie sei etwas viel Verächtlicheres, sie werfe sich Dir ja an den Hals. Und als sie dann, immer noch nicht entmutigt, lachte, und Dir sagte, nichts werde sie lieber tun, als sich Dir an den Hals zu werfen, und es dann auch tat, packtest Du sie mit einem Fluch und schütteltest sie so brutal von Dir ab und auf den Kies, daß sie vor Schmerz einen Schrei ausstieß, der die Leute von den nächsten Bänken aufstörte. Das Verhängnis wollte es, daß auch zwei von Eurer Flak herbeigelaufen kamen, wohl weil sie Dich plötzlich so laut in deutscher Sprache hatten fluchen hören, und daß der jüngere der beiden seine Taschenlampe auf das Gesicht der am Boden Liegenden richtete und daß ihm dann das Dir unerträgliche Wort entfahren war: „Mensch, Du stehst aber auf Häßliches!“

Da begingst Du die Infamie, denen zu sagen: „Die wollte was ganz anderes.“ Und schon nahm das Unheil seinen Lauf, erinnerst Du Dich? Mit den Fragen: was sie denn gewollt habe, und was das überhaupt für eine Person sei, diese gebogene große Nase, die schwülstigen Lippen, der bräunliche Teint, doch wohl eine Jüdin, wieso die keinen gelben Stern trage, und was die überhaupt zu dieser Stunde im Park tue, und wieso ausgerechnet neben Dich auf die Bank gekommen, da müsse doch die Feldgendarmarie Klarheit schaffen.

Und eine halbe Stunde später gabst Du seelenruhig in einem Büro der Komman-

dantur zu Protokoll, die freche Armenierin habe Dich nach Militärischem ausgefragt, nach dem Standort Deines Regiments. Unbedacht habest Du, aus Zorn über ihr Winken mit Geld, zu früh der Sache ein Ende bereitet und der Abwehr damit wohl einen schlechten Dienst erwiesen, man möge es Dir nachsehen, daß Du voreilig gehandelt habest.

Seelenruhig, ja das warst Du, seelenruhig logst Du sie zu Tode! Jeder Soldat weiß was mit Spionen geschieht. Und hinterher redetest Du Dir noch ein, daß ihr Recht geschehen war, der unverschämten, schamlosen Person: häßlich, sogar verwachsen und einem gut aussehenden jungen Mann wie Dir nachzustellen!

Und als man Dich vierzehn Tage später, zu Deinem Schrecken, ein zweites Mal über sie verhörte und Dir dabei sagte, Deine Aussagen über sie seien bezweifelbar, da logst Du von neuem, statt die Wahrheit über den Anlaß Eurer nächtlichen Bekanntschaft zu gestehen und zu versuchen, ihr das Leben zu retten. Sie habe Dich, versichertest Du, nach dem Standort Deines Regiments gefragt, Du seist darüber zornig geworden, zu früh, müsstest Du fürchten; die Fragen, die Du ihr die Zeit gelassen habest zu stellen, genügten wohl nicht, um sie der Spionage zu überführen.

Ja, mangels an Beweisen habe man sie nicht erschießen können, sagte man Dir, aber Spionin oder nicht, auf jeden Fall verdanke man Dir die Entlarvung einer raffinierten Jüdin, die weder Türkin sei noch Armenierin, nur der Geburtsort Smyrna stimme. Sie sei schon abtransportiert, in ein Arbeitslager.

Und mit einem Lächeln, aus dem Du schließen mußtest, daß Du durchschaut warst, daß man Dir aber wohl wollte, empfahl man Dir, in Zukunft nur auf Blondinen Dein Auge zu werfen, es sei zu schwer für Euch Jungens, unter diesen Dunkeläugigen und Schwarzhäarigen zu unterscheiden, ob sie arisch seien oder nicht.

Was mit ihr geschehen sein mußte, konntest Du, wenn Du es nicht wußtest, ahnen. Dein Dienst brachte es mit sich. Du sahst sie nämlich, die Züge, die man mit Männern, Frauen und Kindern füllte, alle den gelben Stern auf der Brust, und Du konntest es den Begleitpapieren entnehmen, daß sie nach Deutschland fuhren, und wohin dann von dort, weiter nach Osten, auch das mußt Du gehaut haben, wurde doch genug unter Euch, den Eisenbahnern der Armee darüber geflüstert.

Das Häufchen Asche, das ich Dir heute schicke, dieses Häufchen war damals, 1942 in Paris, meine Sekretärin. Nimm wenigstens an, daß es ihre Asche sein könnte. Du hast sie um ihr Leben gebracht, an dem ihr so viel lag, wie Dir an Deinem! Und mich hast Du um die unvergleichlichen Dienste gebracht, die sie mir noch viele Jahre hätte leisten können, war sie doch eine Königin in ihrem Fach, eine Fee an Tüchtigkeit. Ein polnischer Freund, der die Pariser Filiale der Presseagentur seines Landes leitete, hatte sie mir vermacht, als er kurz vor dem Ausbruch des Krieges nach Warschau zurückberufen wurde. Ich höre ihn noch bei seinem Abschiedsbesuch mich daran erinnern, daß ich ihm bei einer erzürnten

Behörde behilflich gewesen war, und mir sagen: „Zum Dank dafür biete ich Ihnen das Beste, das ich zu verschenken habe, an: Meine Sekretärin! Zwar unklarer Herkunft, Kleinasien, wo sich Völker und Rassen mischen! Dafür spricht und schreibt sie fehlerlos fünf Sprachen und sie stenografiert schneller als Sie denken können. Aber es hat ein Häkchen mit ihr . . .“

Das Häkchen! Du, ihr Mörder, müsstest erraten, was für ein Häkchen das war. Und denke nicht, die Schwierigkeit, die man mit ihr hatte, sei mir gleichgültig gewesen. Mit der Offenheit, die Du ja auf der Bank im Luxembourg-Garten an ihr kennengelernt hast, erklärte sie, als sie sich bei mir vorstellte: „Ich bin nicht nur häßlich und zu klein geraten, Sie werden sich auch schwer, vielleicht nie, an meinen Anblick gewöhnen und, wie mein früherer Chef, werden Sie obendrein Unannehmlichkeiten durch mich haben, nämlich mit den Bewohnern des Hauses.“ Als sie mir andeutete, welcher Art diese Unannehmlichkeiten sein würden, lachte ich: Sie werde bei mir, durch drei Stockwerke von meiner Wohnung getrennt, in der Mansarden-Etage ein abgeschlossenes Atelier haben. Dort sei sie in ihrer freien Zeit ungestört und könne bei niemandem Anstoß erregen.

In Wirklichkeit aber dachte ich: wer schon wird sich von einem so schlecht weg-gekommenen Ding dorthinauf mitnehmen lassen.

Doch ich hatte mich getäuscht. Sie war noch nicht eine Woche in meinen Diensten — wie begeistert war ich von denen! —, da kam die Concierge, ein Engel von Hauswart, sehr verlegen zu mir und sagte, ich wisse doch, wie großzügig, wie nachsichtig sie, eingedenk ihrer eigenen Jugend, mit den armen Zimmermädchen und Köchinnen sei, wenn diese ihre traurigen Mansarden nächtlich mit Männlichem möblierten. Drücke sie dann nicht dreidutzend Paar Augen immer zu und gebe sie nicht der Sittenpolizei die besten Auskünfte selbst über die losesten Mädchen! Aber meine Sekretärin, das gehe nicht, das gehe absolut nicht. Wenn diese ihren Kerl mitbringe, auch wenn es allabendlich, ja auch, wenn es jedesmal ein anderer wäre, nie würde sie mich mit der Sache belästigt haben. Aber diese Seltsamkeit von Weib führe zuweilen zwei, ja drei Männer in der gleichen Nacht hinauf, und merkwürdigerweise seien es immer solche, die Stiefel trügen. In der vergangenen Nacht sei ein Artillerist der Erste gewesen. Er sei eine Stunde später mit ihr herunter gekommen, eine halbe Stunde später sei der Zweite, an den über die Knie gehenden Stiefel als Kanalreiniger zu erkennen, noch im Ölanzug und die Laterne in der Hand, an der Reihe gewesen. Mit dem habe es ähnlich kurz gedauert wie mit dem Ersten, und nachdem die Unersättliche ihn auf die Straße zurückbegleitet habe, sei sie bald mit einem Dritten die Treppe hinaufgegangen und habe den bis zum Morgengrauen oben behalten.

Als meine Concierge müsse sie deshalb mit mir darüber sprechen, weil eine Schweizerin, Köchin der Herrschaften im ersten Stock, sich nicht nur bei ihr über den Skandal aufgehalten, sondern auch alle in den Mansarden hausenden Zimmermädchen und Köchinnen gegen diese wechselsüchtige Nachbarin aufgezetzt habe. Die Neue sei obendrein hochmütig und bilde sich gewiß etwas darauf

ein, daß sie nicht mit dem Staubsauger oder am Herd, sondern mit ihren rotgefärbten Fingernägeln in den Schriften arbeite, die Eule.

Ich hatte keine Lust, eine Sekretärin von so seltenem Können zu verlieren, versprach der Concierge auf Mäßigung der nächtlichen Empfänge zu dringen, und hatte die Freude, die gute Frau mir sagen zu hören: „Einer pro Nacht sollte für mein Gefühl reichen!“

Beim nächsten Diktat hatte ich aber nicht den Mut, von der Sache zu sprechen. Wie ich es befürchtet hatte, klagte schon eine Woche später die Concierge wiederum bei mir, ließ sich aber durch einen Geldschein beschwichtigen, den ich, um der von neuem zugesagten Nachsicht einen legalen Anstrich zu geben, versprach, zu einer monatlichen Rente zu erheben.

Bald regnete es anonyme Briefe. Sie kamen immer aus den Mansarden. Da die Concierge von allen Hausbewohnern schriftliche Vollmachten für den Empfang der Post besaß, war es leicht festzustellen, von welcher der Köchinnen oder Zimmermädchen die Briefe stammten. Ich schickte sie den Absendern mit dem Vermerk zurück, wenn das, was sie beobachteten, sie ärgere, genüge es, die Beobachtungen einzustellen.

Ich freute mich bereits, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, da rief mich eines Tages das Hauptquartier unserer Militärpolizei an. Man bat mich in den nächsten Tagen, wenn mich meine Wege ohnedies in das Stadtviertel führten, vorzusprechen. Der Ton war so freundlich, daß ich mir nicht denken konnte, es handle sich um etwas Wichtiges.

Doch als ich dann den Offizieren gegenüber saß und diese mir eine Fotografie meiner Sekretärin vorlegten, fiel mir sofort ein, daß dem Freund, der sie mir vermacht hatte, von unserem Auswärtigen Amt vorgeworfen worden war, seiner Regierung geheime Nachrichtendienste zu leisten, für die ein ausländischer, offiziell beglaubigter Korrespondent sich nicht hergeben darf, selbst nicht in gerade noch vertretbaren Grenzen. Immerhin hatte ich damals ein Wort für ihn einlegen können, sonst wäre er fristlos ausgewiesen worden, ohne seine Rückberufung abwarten zu dürfen, die ihm das Gesicht bewahrte.

Ich starrte auf die Fotografie, dieses Bild der wohl häßlichsten Frau, mit der ich je zu tun gehabt hatte. Die Gedanken jagten sich in meinem Kopf und glücklicherweise durchblitzte mich schließlich auch der: Für Spionage wählt man schönere Frauen.

Ich lachte also und sagte den Offizieren, bevor sie ihre erste Frage stellen konnten: „Hat sie also auch viel unter den Soldaten gewütet!“

Ich sah sogleich auf ihren Gesichtern ein knappes Lächeln, das zwischen Erleichterung und Enttäuschung schwankte. Enttäuschung, weil sie sich um das Schauspiel meiner Bestürzung gebracht sahen, an der sie sich gewiß hatten weiden wollen, wenn ich den Enthüllungen über meine Sekretärin, die mir versetzt werden sollten, nicht zuvorgekommen wäre.

Doch als ich anfang, ihnen die Schilderungen meiner Concierge wiederzugeben,

verwandelte sich ihre zu Beginn so fühlbar gewesene Zurückhaltung schnell in die hellste Heiterkeit. Am Schluß sagten sie mir, diese Großschwächerin der Rekruten sei ihnen schon seit langem bekannt. Sie treibe sich oft in der Nähe einer Kaserne umher, immer derselben, einer, wo die einzige Einheit schwerer Artillerie liege, die im Armeebezirk Paris stationiert sei. Warum sie gerade die Umgebung dieser Kaserne bevorzuge, um Soldaten in der Dunkelheit anzusprechen, die sie anderswo unauffälliger treffen könne, dieses Rätsel habe sich erst kürzlich Dank dem Umstand gelöst, daß sie einem Soldaten, der sich des Geldes wegen regelmäßig mit ihr abgab, einmal die Belohnung verweigerte, weil er nicht in den hohen Stiefeln der Artilleristen zu dem Stelldichein gekommen war. Diese Einzelheit habe der unrühmliche Bursche bei einem Verhör, nicht ahnend, daß er damit den Schlüssel zur Aufklärung lieferte, preisgegeben. Sie hätten also bereits seit einiger Zeit gewußt, daß man es nicht mit einer Spionin zu tun habe, sondern mit einer etwas sonderbar ausgefallenen Frau. Von mir mußten sie zu ihrer endgültigen Beruhigung nur wissen, wie viel meine Sekretärin verdiene, denn welche Summen sie in einem bestimmten Monat an Soldaten gegeben habe, das sei ihnen ungefähr bekannt.

Auch in diesem Punkt konnte ich den Offizieren, als ich ihnen die Zahlen nannte, das Ergebnis ihrer Nachforschungen als richtig bestätigen.

Damals, bei jener Unterredung, konnte ich mit den Offizieren, die allerlei Gepfeffertes über die ungewollte Entdeckung einer neuen Messalina sagten, noch scherzen über meine Sekretärin, die während der nächsten Monate, bis zu unserer Niederlage im Sommer 1940, nicht ahnte, was ich so genau über sie wußte.

Sie selber war es, die mich zwang, ernst mit ihr zu sprechen. Es war in der Woche, als die deutschen Truppen siegestrunken über die Champs Elysees in Paris eingezogen waren, da unterbrach sie mich einmal morgens im Diktat, sie hätte nie gedacht, daß die Deutschen so gut aussehende Männer seien, so stramme Burschen, und alle blond, jeder zweite ein Siegfried. Und wie gut es ihr gefalle, daß die meisten Stiefel trügen.

Ich erschrak. Aber an dem Tag sagte ich ihr noch nichts. Doch als sie in der Woche darauf, wieder einmal beim Diktat, plötzlich unaufmerksam wurde und ich nicht übersehen konnte, daß sie durch das offene Fenster wie verklärt zur Straße hinlauschte, woher der Marschtritt von Hitlers Soldaten heraufdrang, beschloß ich, sie zu warnen.

Ich sagte ihr, sie wisse doch, daß der Herrscher Deutschlands seine Nation, besonders deren Jugend, schon als er nur ein Demagoge ohne Amt gewesen war, gegen die Rassen, die er nicht für hochwertig halte, aufgehetzt hatte, und daß diese Verhetzung, seitdem er Deutschland regierte, auch in den Schulen gefördert worden war, daß also diese jungen deutschen Soldaten für jeden, der nicht als Arier gelte, gefährlich sein könnten. Ich wolle ihr das nur gesagt haben, weil ich den Eindruck hätte, sie könne einmal eine Unvorsichtigkeit begehen.

Was antwortete sie mir!

Sie habe bereits drei Bekanntschaften gemacht.

„Aber doch nicht mit ins Haus gebracht!“, entfuhr es mir, wirklich gegen meinen Willen.

Dafür habe sie zu viel Angst vor der Concierge, sagte sie, die hasse ja die Deutschen.

Ich faßte mir ein Herz und brachte ihr schonend bei, daß niemand sie für eine Arierin halten könne, sie solle vorsichtig sein.

Da sie den Kopf senkte, und ich Tränen über ihre Wangen laufen sah, war es mir zu peinlich, die Frage, die ich ihr unverblümt hätte stellen sollen, auszusprechen. Denn wenn sie mir damals gesagt hätte, daß sie Jüdin war, hätte ich es gewiß nicht bei der Warnung belassen, sondern sie gezwungen, sich auf dem Lande bei Verwandten von mir zu verstecken.

Erst als man sie längst in einem Lager totgeschlagen hatte, erfuhr ich, daß die Ahnung, die ich zuweilen gehabt, richtig gewesen, daß sie in der Tat Jüdin war und nicht Armenierin, wie sie mich immer, ohne es allerdings ausdrücklich zu sagen, hatte glauben lassen, indem sie von Zeit zu Zeit im Gespräch wie unabsichtlich ihre Geburtsstadt Smyrna erwähnte.

Das Häufchen Asche, das ich Dir schicke, habe ich mir für Dich durch einen jüdischen Freund mitbringen lassen, der nach Deutschland gepilgert ist, um den Ort zu sehen, wo man seine Schwester getötet und ihre Leiche verbrannt hat. Es war das gleiche Lager, wo sie meine Sekretärin umgebracht haben.

Nun setze Dir keine neue Maske auf! Jene, hinter der Du Dich im Luxembourg-Garten als Verteidiger der Moral aufgeplustert hast, ohne das geringste Recht auf diesen Hochmut zu haben, hat genug Unheil angerichtet, endgültiges Unheil, das weder rückgängig noch gutzumachen ist. Und versuche nicht, um Dein Gewissen zu beschwichtigen, die Tote herabzusetzen, sage nicht, sie könne nicht viel getaucht haben, es sei ungeheuerlich, daß eine Jüdin sich einem Deutschen an den Hals warf, zu einer Zeit, als es den Deutschen befohlen war, die Juden zu hassen. Ja, daran mag, wer schnell den Stein auf andere wirft, sich stoßen, aber der einzige, der nicht das Recht dazu hat, der bist Du. Denn als Du sie mit Deiner ersten Lüge den Deutschen ausliefertest, glaubtest Du, sie sei Armenierin und wußtest nicht, daß sie eine Jüdin war. Du gabst sie ihren Todfeinden ja nur deshalb in die Hand, weil Deine Eitelkeit es nicht ertrug, von zwei Altersgenossen in der Gesellschaft einer so häßlichen Frau gesehen worden zu sein. Aber das Begehren — daran will ich Dich noch einmal erinnern — das Dich den nächtlichen Garten hat betreten lassen, war das gleiche, das die Frau dorthin getrieben hatte. Daß Du, selber ein Sklave jener Triebe, ihr das Recht auf diese bestritten hast, in dem Augenblick, als Du ihre Häßlichkeit entdecktest, also erst dann, aber wie prompt, dies und Deine Feigheit vor der Meinung Deiner Kameraden haben Dich zum Mörder gemacht. Und davon kann Dich nichts freisprechen.

Zweimal also hättest Du, zweimal hast Du . . . welche Strafe wohl? — verdient, schon seit mehr als zwanzig Jahren! Doch wünsche ich Dir ein langes Leben in

Freiheit, daß der Tod sich Deiner erst spät, sehr spät erbarme, und daß Dein Jahr für Jahr mit Gewißheit zerfallender Körper bis zu Deinem letzten Röcheln von einer nie nachlassenden Begierde des Fleisches gepeinigt und von den Frauen, denen Du nachstellst, immer schonungsloser abgelehnt werde, und daß sie Dich immer schroffer und immer höhnischer demütigen: „Wer so alt ist wie Du und so zerknittert, sollte sich schämen, an Lieben überhaupt noch zu denken.“

Richard Leising
Gedichte

VOM SCHNELLEN MANN

Karl Kahn weg.
Geschwinder Mann und
Sonstwo. Er ist
Nirgends, also kann
Kahn nicht gegangen sein, aber
Er ist doch weg
Gegangen, denn seht
Ihr unter Euch noch K. Kahn?
Nein, nicht hier, ja
Die schnellen Männer. Wohin
Kann ein Karl K. schon
Hin gehen? der kann
Nur fort gehen Euch, ruft
Nicht. Er ist Euch
Hin.

BODDEN

Wenn das Eis in den Bodden kommt
Kommen die Schwäne in den Bodden

Dann hocken sie auf das letzte Wasser
Dann zieht das Eis Kreise um sie
Dann frieren die Kreise zu
Dann machen sie schlapp
Dann sterben sie
Schnell

Dann kommen neue

Richard Leising: Gedichte

Dann kann man hingehen
Dann kann man sich einen Schwan greifen
Dann kann man ihn in die Waschküche schleifen
Dann kann man Wasser in die Wanne schütten
Dann kann man ihn hineinsetzen

Dann kann man ein Feuer machen
Dann kann man das Wasser anwärmen
Dann kann man ihm zu fressen geben

Dann kann man ihm zu fressen geben
Dann kann man ihm Fische und Brot geben
Dann frisst er nicht
Dann kann man ihm Fische und Brot geben
Dann kann man ihm Pudding und Kirschen geben
Dann kann man ihm was man hat geben
Dann frisst er nicht
Dann kann man ihm gute Worte geben

Dann frisst er nicht

Dann wird sein Hals dürr werden
Dann kann man zusehen wie sein Hals dürr wird
Dann kann man zusehen wie sein Hals gelb wird
Dann schnieft er nicht mehr beim Näherkommen
Dann wartet er auf was
Dann kackt er das Wasser grün
Dann kippt sein Hals über den Wannenrand
Dann verreckt er
Dann muß man ihn herausnehmen
Dann muß man ihm die Federn herausreißen
Dann muß man ihn in die Grube schmeißen

Dann muß man sich die Hände waschen

SONETT 1

Die Währung dieses Pakts: neues Gold
585, glatte Ringe
Frühjahr, Sommer, Mißernte. Ich singe
Wie mir der Schnabel wächst, der Rubel rollt

Nicht immer, Punkt. So sing die Nacht und Tage!
Ja. Mein Kreuz krumm, krümmer, was ich sage
Das Aug ergraut. Du wäschst das klamme Hemd
Du kennst es wohl. Ders auszieht: dir fremd

Wie mir wohin du gehst. Dann dein Sieg
Über diese ganze vermiefte verrottete Einrichtung, aber der macht
mich fertig

Das Gold wird knapp
Ich zieh es schnell von deiner Hand ab
Keuchend ins Leihhaus Straße Wilhelm Pieck.

Nimm. Mehr geben sie nicht darauf.
Die Hälfte brauch ich für Schnaps.

SIRENE

1

Caravelle über den Kopf weg
Im Fadenkreuz Fenster mein nördlicher Himmel
Luftmeer, von Schiffen gekielt, Brandung
Bricht die Ufer des Ohrs, Woge Schall
Sturzflut Gebrüll, ich höre, und
Immer darin dies Sirren: Sirenen
Finger in die Lefzen gespreizt pfeifend
Mir Messina Agrigent Syrakus, sing wie
Du willst, komm auf die Insel, wir haben
Lorbeer für dich, fahr ab

Brandung an Mauern, Piffe, andere, Hundsgekläff
Schnellfeuergewehr Tod
Des Peter Göring

Paul Schulz

Caravelle über den Kopf weg: Fessel
Mich an den Mastbaum, Sir Newton
Handlanger des Staubs daraus Rauch geht; ich stecke
Wachs bejahter Ansprachen in den Gehörgang.

2

Ich wachse auf in der Stadt
Chemnitz Durchflugstrecke der Boeing
Armstrong Vickers: hieß so, was
Über uns kam? die Sirene pfeift aus
Kleiner Brand im Dach, Löschen, ich seh
Dresden, erstmals diese ferne Stadt: diese
Lache aus Feuer.

HOMO SAPIENS

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein
Er will auch sein Rettich und Eisbein.

Unsertäglichbrot genügt ihm nich
Er schreit nach seinem Brotaufstrich.

Von der Wiege bis zum Sarg
Einmal in der Woche Quark.

Mein Herr, wie wollen Sie Ihr Ei?
Mein Herr, ich will zwei.

Der Mensch braucht seine Freunde schier
Da schuf der Mensch Bier.

Käse muß auch sein
Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Er braucht zum Leben Ideale.
Aale.

Vom niedrigen Materialismus weg!
Mareck würzt seinen Senf mit Speck.

Das will er fünfhundert Jahre. Drum
Wälzt er die Gesellschaft um.

Zu einem richtigen Arbeiterstaat
Gehört ein richtiger Kartoffelsalat.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein
Folglich führt er den Kommunismus ein.

1961

Tankred Dorst
Szenen aus „Toller“

1. Bild (Auszug)

*Wittelsbacher Palais, Schlafzimmer der Königin.
Provisorisch sind Stühle, ein Pult und ein Konferenztisch aufgestellt.
Die Revolutionäre stehen in Gruppen herum. Ein alter Diener, der noch die
Livree der Wittelsbacher trägt, aber auch eine rote Armbinde, steht an der Tür.*

Mühsam: (besteigt einen Barockstuhl und liest aus einem Manuskript vor:)

„An das Volk in Bayern. Die Entscheidung ist gefallen. Bayern ist Räterepublik. Das werktätige Volk ist Herr seines Geschickes. Die revolutionäre Arbeiterschaft und Bauernschaft Bayerns, darunter auch alle unsere Brüder, die Soldaten sind, durch keine Parteigegensätze mehr getrennt, sind sich einig, daß von nun an jegliche Ausbeutung und Unterdrückung ein Ende haben muß. Die Diktatur des Proletariats, die nun in Bayern zur Tatsache geworden ist, will die Verwirklichung eines wahrhaft sozialistischen Gemeinwesens, in dem jeder arbeitende Mensch sich am öffentlichen Leben beteiligen soll, einer gerechten sozialistisch-kommunistischen Wirtschaft. Der Landtag, das unfruchtbare Gebilde des überwundenen bürgerlich-kapitalistischen Zeitalters ist aufgelöst, das von ihm eingesetzte Ministerium zurückgetreten...“

Paulukum:

Mühsam:

Mit einem Tritt in den Arsch.

„Von den Räten des arbeitenden Volkes bestellte, dem Volk verantwortliche Vertrauensmänner erhalten als Volksbeauftragte für bestimmte Arbeitsgebiete außerordentliche Vollmachten. Ihre Gehilfen werden bewährte Männer aus allen Richtungen des revolutionären Sozialismus und Kommunismus sein. Die zahlreichen tüchtigen Kräfte des Beamtentums, zumal der unteren und mittleren Beamten, werden zur tatkräftigen Mitarbeit im neuen Bayern aufgefordert. Das System der Bürokratie aber wird unverzüglich ausgetilgt...“

Tankred Dorst: Szenen aus „Toller“

Gandorfer:

Mühsam:

Dr. Lipp:

Da stehts, Leit!

„Die Presse wird sozialisiert.“

(ein auffällig gepflegt aussehender Herr):

Warum das nicht schon Eisner gemacht hat! Die hat ihn schließlich zur Strecke gebracht.

Mühsam:

„Zum Schutz der Bayrischen Räterepublik gegen reaktionäre Versuche von außen und innen wird sofort eine rote Armee gebildet. Ein Revolutionsgericht wird jeden Anschlag gegen die Räterepublik sofort ahnden. Die Bayrische Räterepublik folgt dem Beispiel der russischen und ungarischen Völker. Sie nimmt sofort die brüderliche Verbindung mit diesen Völkern auf. Dagegen lehnt sie jedes Zusammenarbeiten mit der verächtlichen Regierung Ebert, Scheidemann, Noske, Erzberger ab, weil diese unter der Flagge einer demokratischen, sozialistischen Republik das imperialistisch-kapitalistisch-militärische Geschäft des alten deutschen Reiches fortsetzt. Sie ruft alle deutschen Brudervölker auf, den gleichen Weg zu gehen. Allen Arbeitern, wo immer sie...“

Paulukum:

Mühsam:

Paß auf, Mühsam! Der Stuhl wackelt!

Natürlich! Ist ja auch ein Wittelsbacher!

(Gelächter)

Mühsam:

(liest weiter)

„... wo immer sie für Freiheit und Gerechtigkeit, wo immer sie für den revolutionären Sozialismus kämpfen, in Württemberg und im Ruhrgebiet, in der ganzen Welt, entbietet die Bayrische Räterepublik ihre Grüße. Es lebe das freie Bayern! Es lebe die Weltrevolution! München, den 6. April 1919.“

Dr. Lipp:

(klatscht):

Tacitäisch prägnant! Ich gehe wohl nicht fehl, Herr Landauer, in der Vermutung, daß Sie den Aufruf mit entworfen haben?

Mühsam:

(steigt vom Stuhl):

Morgen früh steht das an allen Litfaßsäulen!

Niekisch:

Sofern wir uns hier heute einig werden. Genosse Mühsam besteigt nun mal die Stühle lieber, anstatt sich erst einmal darauf zu setzen.

Mühsam:

Da seh ich das Gelobte Land eher. Genosse Niekisch bleibt ein Schulmeister, auch wenn er Revolution macht. Wir sollen grade sitzen und auf die Tafel starren, — nur nicht aus dem Fenster.

Landauer:

Freunde, fangen wir doch an!

Dr. Lipp: Ohne die Kommunisten?
 Niekisch: Es ist halb neun, ich zweifle jetzt langsam, ob die Kommunisten mitmachen.
 Mühsam: Wetten, daß sie noch kommen?
 Gandorfer: *(hat das Manuskript Mühsams in der Hand):* Bayrisch mit ai, Mühsam?
 Reichert: Ich vermisste in dem Aufruf das Wort Klassenkampf.
 Mühsam: Landauer war dagegen.
 Landauer: Ja! In den letzten Jahren ist Blut genug geflossen, sollen wir noch einmal damit beginnen? Unsere Revolution muß eine Revolution der Liebe sein.
 Reichert: Einverstanden — wenn die Kapitalisten uns lieben!
 Landauer: Der revolutionäre Impuls muß das ganze Leben umfassen, nicht nur die Arbeiterklasse. Er muß alles mitreißen und wachsen, über die Klassen hinaus. Wenn unsere Revolution nur eine äußere ist, wird sie bald in Äußerlichkeiten erstarren.
 Reichert: Der Landauer denkt unrealistisch.
 Landauer: Euer alttestamentarischer Glaube an die Gesetzestafeln des Marxismus! Was nennt ihr realistisch? Da habt ihr euch ausgerechnet, der Sozialismus wird nach dem Gesetz von selbst als reife Frucht vom Baum des Kapitalismus fallen. Alles ist ja schon so weit vorbereitet von den Kapitalisten, die Arbeiterschaft ist schon kaserniert, die Produktionsmittel sind schon in wenigen Händen. Schafft also jetzt noch die paar übriggebliebenen Großkapitalisten ab, schon habt ihr das sozialistische Paradies vor euren Augen.
 Reichert: So ungefähr, nur nicht mit so einer gehobenen Stimme!
 Mühsam: *(zu Niekisch):* Sind inzwischen Nachrichten aus Würzburg da?
 Niekisch: Noch nichts Definitives.
 Mühsam: Aus Nürnberg auch nicht?
 Niekisch: Ich hörte nur, daß Schnepfenhorst eingetroffen ist und mit den Arbeiterräten gesprochen hat.
 Mühsam: Wir hätten den Schnepfenhorst nicht hinschicken sollen. Das war auf alle Fälle taktisch verkehrt. Dem Menschen traue ich nicht über den Weg.
 Reichert: Der ganzen Sozialdemokratie nicht!
 Gandorfer: Wenn aber jetzt Nordbayern nicht mitmacht?
 Niekisch: Bisher macht nur Augsburg mit.
 Mühsam: Und ganz Rußland! Und ganz Ungarn! Da können wir doch vorläufig auf Ingolstadt verzichten.

Dr. Lipp: Richtig! Es wäre übrigens außerordentlich wichtig, den apostolischen Stuhl, zu dem ich Beziehungen habe durch meine Tätigkeit im Krieg, in passender Weise zu informieren. *(Zu Gandorfer):* Es ist in dieser revolutionären Bewegung ja ein ausgesprochen eschatologisches Moment, das sollte man nicht übersehen.
 Gandorfer: Gehns, die Pfaffen! Ich bin vom Land, ich weiß Bescheid!
 Dr. Lipp: Aber die diplomatische Taktik, verstehn Sie!
 Gandorfer: Davon versteh ich nix.
(Toller kommt herein, er ist aufgeregt und gibt dem alten Diener, der an der Tür steht, seine Schirmmütze)
 Toller: Aufhängen!
(Und da der Diener die schmutzige Schirmmütze zögernd in der Hand hält, sagt er noch einmal:)
 Aufhängen!
 Gandorfer: Jetzt ist der Toller da! Auf gehts beim Schicht!
 Toller: Ich bin eben auf der Ludwigstraße angehalten worden, ein alter Arbeiter hat mich erkannt, der Toller! rief eine Frau, dann waren viele Menschen da, ich sagte ihnen, ich gehe zum Wittelsbachpalais, wir rufen die Räterepublik aus — da hat man mich hierher getragen! In stürmischer Begeisterung!
 Mühsam: Da hört ihrs!
 Toller: Habt ihr noch nicht angefangen?
 Reichert: Ja, von hinten. Mühsam hat einen Aufruf an das Volk verlesen. Jetzt gehts bloß noch darum, solln wir überhaupt!
 Sontheimer: Die Kommunisten sind noch nicht gekommen.
 Toller: Aber darauf warten ist jetzt Unsinn. Die Massen haben keine Geduld mehr. Alle sind sie im Fieber, die ganze Stadt.
 Sontheimer: Meine Meinung.
 Mühsam: Niekisch, Sie haben den Vorsitz, stellen Sie doch die Frage!
 Niekisch: Die Anwesenden werden gefragt, ob wir die Sitzung eröffnen sollen.
 Viele Stimmen: Natürlich, anfangen!
(Alle heben die Hand auf)
 Niekisch: Ich eröffne die Sitzung. Anwesend sind: Mühsam, von den Anarchisten, Landauer, Anarchist; Reichert vom Arbeiter- und Soldatenrat; Gandorfer, Bauernbund; Toller von den Unabhängigen, Killer, unabhängig, Paulukum, unabhängig, Sontheimer, unabhängig, Doktor Lipp, unabhängig. Als Vertreter der Gewerkschaften: Schmidt und Schiefer. — Anträge?
 Landauer: Ich stelle den Antrag, die Anwesenden zur konstituierenden Versammlung zu erklären.

Gewerkschaftler: Das heißt also, die bisherige Regierung ist abgesetzt?
 Paulukum: Abgehauen, besser gesagt.
 Dr. Lipp: Sogar den Abortschlüssel hat Ministerpräsident Hoffmann aus dem Landtagsgebäude mitgenommen.
 Mühsam: Aus Angst sie machen in die Hosen.
 Sontheimer: Hoffmann hatte schon den Auslandspaß in der Tasche, als der geflüchtete Landtag in Bamberg eintraf. Da hat sich der Herr wahrscheinlich geärgert.
 Gewerkschaftler: Aber Hoffmann hat nicht amtlich seinen Rücktritt erklärt. Wenn wir uns konstituieren, bedeutet das nach den Gesetzen immerhin Landesverrat.
 Mühsam: Natürlich!
 Landauer: Und Gott sei Dank! Eine Revolution, meine Herrn, ist ein schöpferischer Akt und beginnt mit der Beseitigung des Althergebrachten. Soviel dürfte inzwischen auch den Pedanten unter Ihnen bekannt sein. Wir brechen, indem wir uns konstituieren, jede Beziehung mit der reaktionär sozialdemokratischen Reichsregierung ab.
 Niekisch: Wird der Vorschlag angenommen?
 Alle: *(heben die Hand)*
 Niekisch: Einstimmig. Ein zweiter Antrag liegt vor: die Minister sollen ab jetzt Volksbeauftragte genannt werden und werden nach dem Vorbild der Sowjetunion von den Räten gewählt.
 Stimmen: Angenommen.
 Niekisch: *(Alle heben die Hand)*
 Einstimmig angenommen. —

5. Bild

Bei Grabowski.

Dunkel. Resl kommt mit Walter Eggert herein.

Resl: Bleib da stehn ich mach Licht.
 Walter: Wo bist du denn?
 Resl: *(macht Licht. Sie stehn in einem herrschaftlichen kostbar eingerichteten Salon):*
 Das ist der Salon.
 Walter: *(sieht sich um, ohne ganz ins Zimmer zu kommen):*
 Ganz schöner Puff.
 Resl: Das Rekamjee hab ich für uns extra reserviert.

Walter: *(sichtlich befangen durch das Mobiliar):*
 Bequem siehst ja grad nicht aus.
 Resl: Es ist echt, aus der Familie. Da sitzen die Damen drauf zum lesen.
 Walter: *(setzt sich):*
 Die lesen hier bloß reaktionäre Bücher.
 Resl: Jetzt mach ich noch den Rollo runter.
 Walter: *(will sich eine von seinen Zigaretten anzünden):*
 Meinst du es sieht uns von draußen einer?
 Resl: Könnt sein der Chauffeur. — Aber die stinkigen Zigaretten darfst nicht rauchen, das merkt sie gleich, wenn sie morgen zurückkommt.
 Walter: Ich rauch was ich will.
 Resl: In der Porzellandose sind englische.
(Sie hält ihm die Porzellandose hin)
 Walter: *(riecht hinein, zögert)*
 Resl: Kannst ungeniert eine nehmen, die Dose ist echt Meißen.
 Walter: In Meißen streiken die Genossen grad.
 Resl: Die kostet bestimmt ihre dreihundert.
 Walter: Das möchte ich haben das Geld.
 Resl: Ja, hier ist vieles sehr wertvoll.
 Walter: *(raucht jetzt die englische Zigarette):*
 Der Toller hat heute einen Befehl erlassen, es sollen Haus-suchungen gemacht werden bei der Bourgeoisie.
 Resl: Reden tuns viel, alle.
 Walter: Der Toller ist gut.
 Resl: Er soll so viel Liebschaften haben.
 Walter: Die laufen ihm nach, das ist hypnotisch.
 Resl: Ich tät ihn vielleicht auch gern kennenlernen.
 Walter: Das kann ich dir bei Gelegenheit vermitteln.
 Resl: Das dürft nur die Gnädige nicht erfahren, da müßt ich auf der Stelle gehn wenn sies erfährt.
 Walter: Deine Stellung in diesem Hause ist für einen modernen Menschen unwürdig, Resl.
 Resl: Arbeiten muß der Mensch ja eh. Du hast ja auch gearbeitet, nur grad jetzt bist du an die Politik gekommen.
 Walter: Ich habe meine Konsequenzen gezogen.
 Resl: Aber die Reichen sind auch nicht alles Verbrecher. Hier ver-kehren viele Herrschaften, auch Engländer.
 Walter: Ja, es gibt Ausnahmen. Aber jetzt, wo wir ein neues politi-sches System schaffen, können Ausnahmen nicht mehr be-rücksichtigt werden. Das wäre liberalistisch.

- Resl: Ich habe meinen christlichen Glauben, davon gehe ich auch in dunkler Zeit nicht ab.
- Walter: Das ist dir bloß vom Pfarrer eingebläut worden. Die haben dich als Kind verdorben mit der Beichte.
- Resl: Manches ist ja im katholischen Glauben zweifelhaft, aber er hat auch viel Wahres.
- Walter: Du hast dich nicht richtig damit auseinandergesetzt.
- Resl: Sag das nicht! Ich habe hier schon Unterhaltungen gehört über das Thema Religion, wie ein Universitätsprofessor gesagt hat — da hat er gegessen, im Fauteuil! Der hat gesagt: Der Mensch in seiner Todesstunde . . .
- Walter: Na, und weiter?
- Resl: Nix weiter.
- Walter: Nichts weiter, nichts weiter! Das ist doch keine Argumentation!
- Resl: Da war alles drin, wie er das gesagt hat.
- Walter: Schmarrn. Der Mensch ist doch das Produkt der Umwelt.
- Resl: Aber sterben muß der Mensch trotzdem. — Zieh dir doch ungeniert die Schuh aus, Walter.
- Walter: *(verärgert):*
Meinst ich genier mich? *(Er zieht die Schuhe aus)* Die Frauen können nicht politisch denken, das ist ein verhängnisvolles Unglück für die Demokratie, weil sie das Wahlrecht haben. Auf das Wahlrecht verzicht ich liebend gern. Wart einen Moment, jetzt mach ich noch eine Sensation!
- Resl: *(Sie geht hinaus. Walter Eggert versucht es sich auf dem Recamier bequem zu machen, es gelingt ihm nicht, er fühlt sich gehemmt, steht auf und prüft einzelne Gegenstände und Möbel des Salons.)*
- Resl: *(kommt im chinesischen Schlafrock der Gnädigen zurück):*
Da bin ich wieder.
- Walter: Wie schaut du denn aus?
- Resl: Chinesisch. Wärest halt liegen geblieben.
- Walter: Ich hab mich mal in diesen hochkapitalistischen Räumen umgesehn. Wahrscheinlich komme ich in den nächsten Tagen sowieso wieder, mit einer Kommission. *(Betrachtet einige Fotos an der Wand)* Das ist wohl die Familie?
- Resl: Ja, es ist leider nicht alles Gold was glänzt. Wegen dem Sohn haben wir schon drei Universitätsprofessoren dazugezogen.
- Walter: Weil er pervers ist?
- Resl: Geistig zurückgeblieben.

- Walter: Wenn von uns einer überdurchschnittlich begabt ist, muß er verkümmern.
- Resl: Es gibt viel Ungerechtigkeit in der Welt. Dein Jackett könntest du auch ungeniert ausziehen.
- Walter: *(böse):*
Ich sag dir doch, ich genier mich nicht! *(Er zieht das Jackett aus)* Der soziale Instinkt ist bei dir ganz verkümmert, herkunftsmäßig.
- Resl: *(legt sich aufs Recamier):*
Eine Frau ist halt mehr menschlich orientiert, nicht primär politisch.
- Walter: *(setzt sich):*
Da haben wir ganz andere Ideen über das Weib im Sozialismus, wenn ich dir das im Einzelnen auseinandersetze . . .
- Resl: Gfällt dir das Chinesische eigentlich gar nicht? Lang mal den Stoff an! Ein Konsul hat ihn mitgebracht, aus China.
- Walter: *(steht auf, geht hin und her):*
Das kapitalistische System hat die Frau in eine entwürdigende Rolle gedrängt, aus der sie der Sozialismus befreien muß. Aber die Frau muß sich der Sklavenrolle bewußt werden, in der sie lebt, und selbst zur Aktivität übergehen. Der Sozialismus fordert von der Frau ein neues Bewußtsein.
- Resl: *(liegend):*
Wenn du dich daher setzen tätst und nicht immer hin und her laufen, könnt ich besser zuhörn.
- Walter: Wofür haben wir denn die Revolution gemacht und die Opfer auf uns genommen? Doch auch für die Frau!
- Resl: Walter — hast du schon mal was mit einer Frau gehabt?
- Walter: Frage!
- Resl: Ich denk jetzt fast du bist unerfahren und daher resultiert deine Unruhe, deine verborgene.
- Walter: Resl, wenn du die politische Entscheidung nicht begreifst, in die wir gestellt sind, historisch . . .
- Resl: Doch, ich begreifs ja, bloß ich möcht du sollst herkommen, wenn du so redst bist du mir unheimlich.
- Walter: Ich bin eben ein leidenschaftlicher Mensch.
- Resl: Jetzt hab ich extra wegen dir den chinesischen Schlafrock angezogen, dir zu Gefallen.
- Walter: Ja, darin schaut du schon grandios aus.
- Resl: Und küssen, kommt das nicht vor bei euch?
- Walter: *(küßt sie):*
Doch.

Resl: Willst noch eine englische?
 Walter: Verzichte dankend.
 Resl: Aber die Gnädige merkt bestimmt nicht, brauchst dich nicht genieren. Ich tät ja auch gern eine rauchen jetzt, mit dir zusammen.
 (Sie nimmt die Dose)
 Walter: (nimmt ihr die Dose weg):
 Resl, du hast was Verworfenes, das spür ich.
 Resl: Paß auf, die Dose!
 Walter: Hast wohl Angst, daß ich sie hinschmeiße?
 Resl: Stell sie da hin!
 Walter: Wenn ich sie jetzt hinschmeiße und sie geht kaputt, das ist eine offene Kampfansage.
 Resl: Hernach hab ich bloß die Schererei.
 Walter: (hält die Dose, als ob er sie fallenlassen wollte):
 Dich kann man bloß durch einen Gewaltakt ...
 Resl: Walter! Das ist gemein! Ich hab so schon den Schlafrock der Gnädigen an!
 Walter: Man muß vollendete Tatsachen schaffen! Wenn ich jetzt die Dose hinschmeiße ...
 Resl: (springt auf):
 Tus nicht! Wenn du das tust, Walter ...!
 Walter: Du mußt dich entscheiden, deine Herrschaft oder ... Ich hab mich auch entscheiden müssen.
 Resl: (hängt sich an ihn):
 Nicht, Walter! Nicht!
 (Walter läßt die Dose fallen, sie zerbricht)
 Walter: (nun selbst erschrocken):
 Jetzt ist es passiert.
 Resl: (weint)
 Walter: Heul doch nicht! Du hast mich eben provoziert!
 Resl: Jetzt hab ich Angst, wenn die Gnädige morgen zurückkommt.
 Walter: Dann sagst du ihr eben die Meinung.
 Resl: Was soll ich denn sagen!
 Walter: Daß jetzt andere Zeiten kommen und was ich dir gesagt hab, und kannst dich auf mich beziehen, vom Arbeiter- und Soldatenrat.
 Resl: Da wirds bloß noch schlimmer.
 Walter: Aber du bist doch vollkommen im Recht, Resl!
 Resl: Ich weiß nicht ich hab jetzt Angst, Walter.

(Sie sammeln die Zigaretten und die Scherben auf)
 (zündet sich eine Zigarette an):
 Walter: Eine zusammen!
 Resl: Du — jetzt möcht ich mich bloß da hinlegen. Und du dazu.
 Wer weiß was morgen ist.
 Walter: Morgen um acht gehts auf die Nuntiatur zum ausräumen.
 (Sie legen sich beide auf das Recamier. Sie rauchen)
 Resl: Alles geht kaputt. Alles.
 (Sie rauchen)
 Walter: (nach einer Pause):
 Hast noch Angst, Resl?
 Resl: Weißt was ...
 Walter: Was denn?
 Resl: Wie du die Dosen runtergeschmissen hast ...
 Walter: Ja.
 Resl: Das war furchtbar, das war dämonisch!
 Walter: Es ist über mich gekommen in dem Moment.
 Resl: (schmiegt sich an ihn):
 Jetzt möcht ich alles vergessen bloß dich nicht.
 (Sie versucht liegend das Licht auszumachen, es gelingt ihr nicht)
 Walter: Ich habe mich mit dem Problem der Liebe auseinandergesetzt.
 Es ist so, daß ...
 Resl: (nimmt die Zigarette):
 Laß mich mal ziehn!
 Walter: ... daß die Frau durch das orientalische Christentum immer noch als Besitztum des Mannes angesehen wird. Die Jungfrauenschaft ist sozusagen das Kapital, das die Frau mit in die Ehe bringt. Im Indischen Ozean hat man einen Völkerstamm entdeckt, da ist das Weib Gemeinschaftsbesitz ...
 Resl: Und da gibts keine Eifersucht?
 Walter: Die kann nur in einem System entstehen, das auf dem Privateigentum beruht. In Rußland hat man da jetzt auch Erfahrungen auf diesem Gebiet gesammelt ...
 Resl: Du, sag jetzt nichts mehr.
 (Sie rauchen)
 Walter: Kennst du die Internationale?
 Resl: Freilich, Völker hört die Signale.
 Walter: Auf zum letzten Gefecht ...
 Resl: (lacht)
 Walter: Was lachst du denn?

Tankred Dorst: Szenen aus „Toller“

Resl: Weil ich mal gehört hab wie sie gesungen haben:
Die Überlandzentrale
versorgt Berlin mit Licht.
Walter: Schmarrn.
Resl: Licht brauchen wir ja auch nicht.
(Und jetzt ist es ihr gelungen, das Licht auszumachen).

13. Bild

Luitpoldgymnasium. Nacht. Hof mit Kellertreppe und Tür.

Toller: (ruft im Dunkeln):
Ist da noch jemand?
(Man hört ihn gegen die Tür trommeln)
Aufmachen! Aufmachen! Aufmachen!
(Der Schuldiener kommt aus dem Haus)
Toller: Schließen Sie die Kellertür auf!
Schuldiener: (leuchtet Toller mit der Taschenlampe an, erschrocken):
Herr, — habe ich die Ehre mit Herrn Toller —
Toller: Ist da unten noch jemand?
Schuldiener: Ich habe mir nie etwas gegen die Räterepublik zuschulden
kommen lassen, insofern.
Die Frau des Schuldieners:
(kommt aus dem Haus)
Toller: (packt den Schuldiener):
Die Tür auf, Mensch!
Schuldiener: Ich bin bloß der Schuldiener.
Die Frau des Schuldieners:
Bringens meinen Mann nicht um, er darf keine Aufregung
haben, er ist herzkrank!
Schuldiener: Den Schlüssel hams mitgenommen.
Toller: (zu der Frau):
Wissen Sie, ob da unten noch Menschen sind?
Schuldiener: Die sind erschossen worden, Herr Toller, standrechtlich. Da-
hinten auf dem Hof. Da liegens an der Mauer. Aber gesehn
ham wir nix davon.
Die Frau: Ghört ham wirs bloß.
Schuldiener: Wir wohnen da oben seit neunundzwanzig Jahren.
Die Frau: Einer hat noch eine Zigarette geraucht vorher.
Toller: Ich breche die Tür auf. Helfen Sie mir!
(Sie brechen die Tür auf)

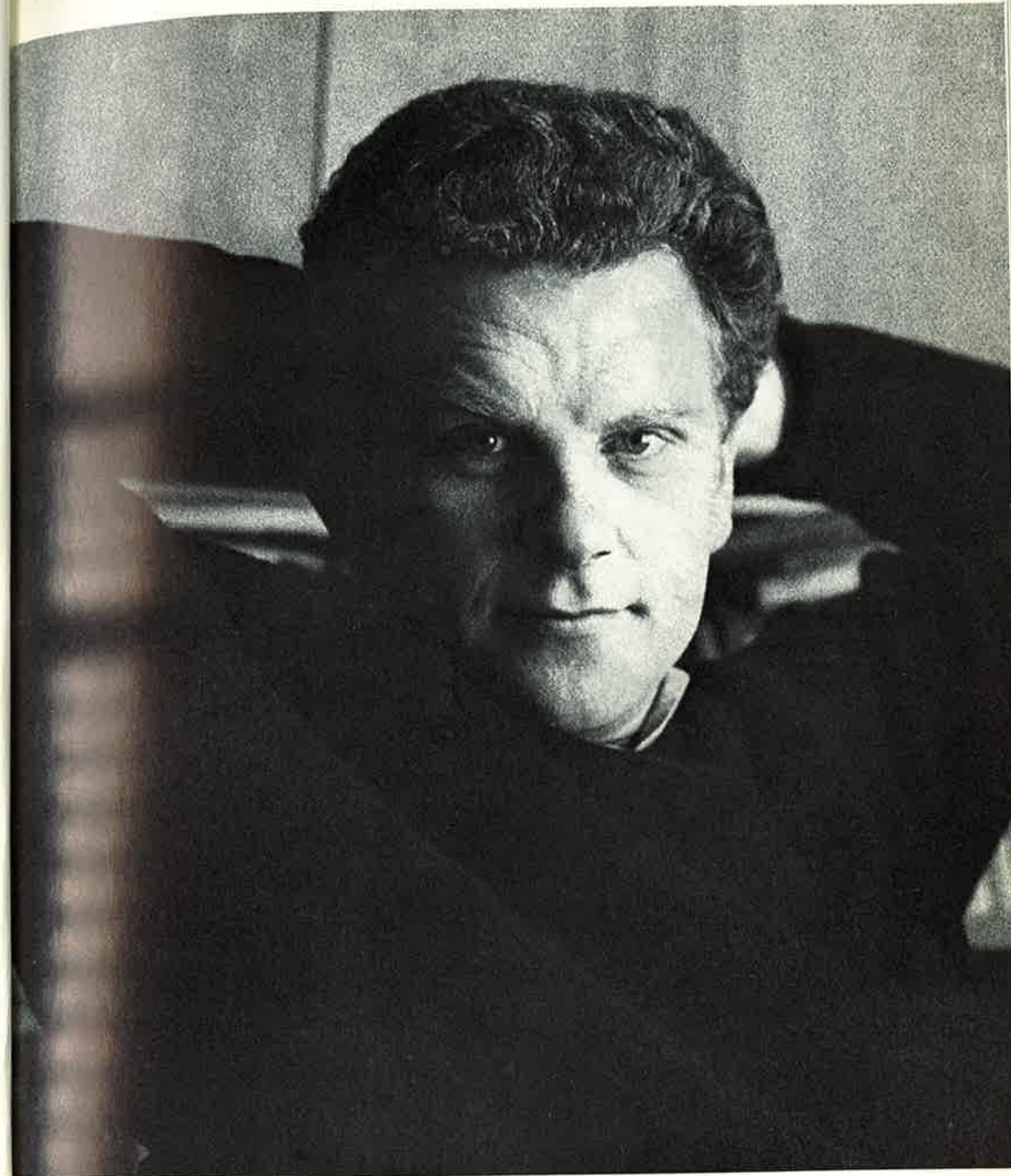


Foto Digne Meller-Marcovicz

Tankred Dorst



Rainer Kirsch

Foto Thomas Billhardt

Tankred Dorst: Szenen aus „Toller“

- Toller:* Licht machen!
Schuldiener: Das elektrische Licht funktioniert nicht, insofern.
Toller: Sie haben doch die Taschenlampe!
Die Frau: Ja, eine Taschenlampe hast du, Paul!
Schuldiener: Hab i jetzt gar net bemerkt.
(Der Schuldiener leuchtet mit der Lampe in den Kellereingang)
(ruft hinunter):
Toller: Ist da noch jemand?
Die Frau: Jesses Maria und Joseph!
Schuldiener: Die sind jetzt alle tot, Herr Toller, insofern, die Konterrevolutionäre.
Toller: Da hinten, — da bewegt sich was!
Die Frau: Schießens nicht, Herr Toller, mein Gott, die armen Leut!
Toller: Raus da! Raus da! Ich will Sie nicht erschießen, Mann! Kommen Sie raus!
(Ein älterer Mann kommt aus dem Keller)
Der Mann: Ich ... ich ...
Toller: *(in großer Aufregung):*
 Raus mit dir! Auch einer von den Thuleleuten! Antisemitische Hetzblätter verteilt!
Der Mann: Wegen dem Regen ... ich habe ...
Toller: Sind noch andre unten?
Der Mann: Nein ja tot.
Toller: Hau ab! Hau doch ab, Mensch!
Der Mann: *(bleibt starr stehen):*
 Nein.
Toller: Du bist frei, Mensch!
Der Mann: Ich muß eine Erklärung ... ich habe das Plakat ...
Toller: *(schreit ihn an):*
 Wenn du nicht läufst ...!
Der Mann: Es hat geregnet. Es hat geregnet vorgestern ... und da habe ich meinen Wagen mit einem Plakat ... das habe ich abgerissen ...
Toller: Was hast du?
Der Mann: Meinen Wagen zugedeckt. Es war ein Plakat vom Toller.
Toller: Du schwindest mich an, Mensch!
Die Frau des Schuldieners:
 Schießens nicht! Ich hab ja gehört Sie sind menschlich, Herr Toller.
Der Mann: *(entsetzt):*
 Der Toller sind Sie?

Toller: Toller, ja!
 Der Mann: (rennt fort)
 Die Frau des Schuldieners: (betet hastig):
 Jesus Maria und Joseph erbarme dich unser, bestrafe uns nicht mit unseren Sünden.
 Schuldieners: Wir sind gute Sozialdemokraten, Herr Toller.
 Toller: Besorgen Sie einen Wagen, rasch! Die Toten müssen fort!
 Schuldieners: Die Weißen sind ja schon in Giesing!
 Toller: Ins Krankenhaus, in die Nußbaumstraße! Die dürfen sie hier nicht finden! Das gibt ein Blutbad unter den Arbeitern!
 Schuldieners: Mit den Leichen haben wir nichts zu schaffen, Herr Toller, insofern.
 Toller: Helfen Sie mir! Ich befehle es Ihnen!
 Die Frau des Schuldieners: (bemerkt jetzt Tollers Hilflosigkeit):
 Paul, da faßt du nicht an! Nachher kommst vor ein Standgericht deswegen.
 Schuldieners: (zieht sich zurück):
 Ich wasche meine Hände in Unschuld, Herr Toller.
 Toller: (mit einem hysterischen Anfall):
 Hab ich sie denn umgebracht? Stehn Sie doch nicht so da! Glotzen Sie doch nicht so! Soll ich sie denn allein wegtragen? Auf meinem Rücken wohl?
 (Es kommen Leute. Fenster werden hell)
 Stimme: Was ist denn?
 Ein Nachbar: Sind die Weißen schon da?
 Eine Nachbarin: Da ist noch einer von die Bolschewiken!
 Zweiter Nachbar: Halt ihn doch fest!
 Stimmen: Licht machen! Licht!
 Eine Fistelstimme: Der Toller ist es!
 Toller: (entsetzt):
 Ich habe es nicht getan!
 (Er zieht sich in den Schatten zurück)
 Nachbar: Hast ihn gesehn?
 Zweiter Nachbar: Nein, aber den Mann der entkommen ist! Der Toller hat ihn noch erschießen wolln, daß er nichts verrät.
 Eine Fistelstimme: Der Toller ist es!
 Dritter Nachbar: Wo ist er denn?
 Vierter Nachbar: Dort, im Schatten!
 Eine alte Frau: Den Täter zieht es an den Ort seiner Taten.
 Fünfter Nachbar: Den lassen wir nicht raus aus dem Hof! Paßt auf am Gitter!

Stimme: Die Weißen sind schon über der Isar!
 Die Frau des Schuldieners: (betet)
 Schuldieners: (zu seiner Frau):
 Was betst denn immer?
 Die Frau des Schuldieners:
 Ich bet für den Toller, daß er verreckt.

14. Bild

Gefängnis Stadelheim. Küche. Durch ein Fenster und durch die offene Tür sieht man auf den dahinter liegenden Hof, wo zwei gefangene Rotgardisten Holz aufschichten.
 Der Koch ist an den Kesseln beschäftigt. Ein junger kränklich aussehender Soldat schält Kartoffeln.

Der Koch: Und von wo biste her?
 Der junge Soldat: (will aufstehen):
 Darmstadt.
 Der Koch: Bleib nur hocke. Vor mir brauchstde net strammstehe. Ich bin aach nur en Mensch. Verstanne?
 Der junge Soldat: Waren Sie immer bei der Reichswehr, Herr Unteroffizier?
 Der Koch: Ich hab mich scho umgesehe. Wie ich haamkumme bin vom Griesch, da hat kaaner gewußt wo er eischentlich hingehört hat. Da bin ich aach emol bei de Schpatakiste gewese. In de Vesammlunge halt. Da gings lescher, hat mir eischentlich gefalle. Dode hats aach gegebbe, oimol acht Stücker uf em Haafe. Aber dann habe ich in die bürgerliche Ordnung zurückgefunne. Darmstadt? Da bin isch in Garnison gewese. Was wir da uff en Kopp gestellt habbe, wie haast die Straaß, da hinne ruf, hinne die . . .
 Der junge Soldat: Hinkelsgasse.
 Der Koch: Gud, Bubsche, kennst disch aus. Wie alt biste dann?
 Der junge Soldat: Siebzehn.
 Der Koch: Isch hunn scho mit fuffzeh oofange. Mir vom Volk fange frieher o. Was is en dei Vadder?
 Der junge Soldat: Lehrer.
 Der Koch: Macht nix, Bubsche.
 Major von Gagern:
 (kommt)

Der Koch: Achtung!
(Der Koch und der junge Soldat stehen stramm)

Der Major von Gagern:
Nach was duftet das?

Der Koch: Königsberger Klops, Herr Major.

Der Major von Gagern:
(prüft die Klopse):
Harte Dinger.

Der Koch: Aber die Soß, Herr Major! Erstklassig! Wenn der Herr Major probiere wolle... Un wenn Herr Major die Brill uffsetze, sehe Se sogar en schwarze Duppe drin. Des is e Kaper. Die werd heit middag ausgelost beim Essefasse.

Der Major von Gagern:
Daß ich keine Klage über die Küche höre! Verstanden?

Der Koch: Ehrensach, Herr Major.

Der Major von Gagern:
(zu dem jungen Soldaten):
Und Sie?

Der junge Soldat: Krankgemeldet, Herr Major.

Der Major von Gagern:
Sich drücken auf Kosten der Kameraden, wie?

Der junge Soldat: Nein, Herr Major.

Der Major von Gagern:
Sagt Ihnen der Dienst nicht zu?

Der junge Soldat: Doch, Herr Major.

Der Major von Gagern:
„Doch“ will ich nicht hören! Ja oder nein sagt der Soldat.

Der junge Soldat: Ja, Herr Major. Ich habe die Kämpfe in München mitgemacht.

Der Major von Gagern:
Sie sind doch freiwillig?

Der junge Soldat: Ja, Herr Major.

Der Major von Gagern:
Na also! — Extraschlag für den Jungen, Koch!

Der Koch: Soll er habbe, Herr Major!

Ein Gefreiter: (kommt an die Tür und schreit):
Den Landauer hams! Den Landauer!
(Er bemerkt den Major und steht stramm):
Ich melde Herrn Major daß der Landauer jetzt eingeliefert worden ist soeben.
(Grüßt und ab)

Der Major von Gagern:
Jetzt fehlt uns nur noch der Toller!
(Er sieht aus dem Fenster)

Der junge Soldat: (zum Koch):
Was ist der Landauer denn gewesen?

Der Koch: Den Kommunismus der Frauen hat er einführe wolle, der Bruder.
(Auf dem Gefängnishof bringen zwei Soldaten den Landauer.)

Der Gefreite: (läuft heran):
Den Oberhetzer hams!

Landauer: Ich bin kein Hetzer! Ihr wißt selbst nicht wie verhetzt ihr seid!

Der erste Soldat: Das sag noch amal!

Der zweite Soldat: (stößt Landauer weiter):
Schlag ihn doch in die Fresse!

Der erste Soldat: Erst soll er das noch amal sagen!

Landauer: (schweigt)

Der Gefreite: (schlägt Landauer):
Spartakistenhund!

Der erste Soldat: Langsam Schorsch! Ich hab mit dem noch a Spezialabrechnung. Mein' Spezi hams in Haidhausen aus dem Hinterhalt derschossen.

Landauer: Ich habe doch immer gegen den Militarismus gekämpft...

Der erste Soldat: Mir san koane Militaristen, mir san vom Freikorps!

Landauer: Ich meine ja den verfluchten Geist des Militarismus, der auch bei den Roten den sozialistischen Gedanken...

Der Gefreite: Jetzt werden keine Volksreden gehalten, Reservechristus!

Der erste Soldat: Den Kaftan runter!
(Er zerrt Landauer den Mantel vom Leib)

Der Koch: (in der Tür):
Defendieren will der sich jetzt aach noch!

Der Major von Gagern:
(ruft aus dem Fenster):
Haffner!

Der erste Soldat: (steht stramm):
Ich melde Herrn Major...

Der Major von Gagern:
Disziplin, Leute!
(Der Major von Gagern verläßt die Küche und geht auf die Gruppe zu)

Der Major von Gagern:

(steht vor Landauer):

Sie sind also der Landauer?

Landauer:

Ja.

(Landauer und Gagern sehen sich unbeweglich an. Plötzlich, mit einer raschen Bewegung, schlägt Gagern Landauer die Reitpeitsche ins Gesicht; und geht weiter, quer über den Hof. Die Soldaten packen Landauer und schleppen ihn fort)

Der Koch

(in der Tür):

Des muß isch mer jetzt aagugge.

(Er geht den Soldaten nach)

Der jüngere gefangene Rotgardist:

(schreit hinter Landauer her):

Ja! Verhetzt hat er uns! Der ist schuld, daß wir jetzt hier sind! Wir Unschuldige müssen leiden, daß der uns verhetzt hat!

(Man hört einen Schuß)

Der jüngere gefangene Rotgardist:

(hysterisch):

Der Hetzer! Der Hetzer!

(Die beiden gefangenen Rotgardisten sehen in die Richtung wo der Schuß gefallen ist. — Der junge Soldat in der Küche hat aufgehört Kartoffeln zu schälen, er bleibt mit gesenktem Kopf sitzen.)

Der junge gefangene Rotgardist:

(schreit):

Und dann hams sich verkrochen! Alle! Alle!

Der ältere gefangene Rotgardist:

Halts Maul! Es gibt mehrere Rechter auf der Welt.

(Man hört einen zweiten Schuß.)

Der Koch:

(kommt in die Küche zurück):

Hochgehibbt is er. Wie e Kaniggel.

(Er rührt in dem Kessel)

Der junge Soldat: Und jetzt?

Der Koch:

Sie habe ihn in die Waschküch nübber.

(Er füllt das Kochgeschirr des jungen Soldaten)

Da, Bubsche! Komm her!

(Er gibt dem jungen Soldaten das Kochgeschirr)

Da hasde Schwei gehabt. Da is die Kaper drin.

(Der junge Soldat fängt an zu essen, zuerst widerwillig, dann gierig)

16. Bild

Standgericht.

Toller:

Sie, die Sie es zugelassen haben, daß man Landauer auf viehische Weise erschlagen hat, die Sie Leviné standrechtlich erschossen haben nach einem Prozeß, bei dessen Beginn das Urteil schon feststand, die Sie guten Gewissens damit einverstanden waren, daß man Sontheimer, Eglhofer und viele hundert meiner Mitkämpfer auf der Straße und in ihren Wohnungen erschlug — Sie bemühen sich offenbar in diesem Prozeß, mir mildernde Umstände zu verschaffen. Man ist daran interessiert, meine Verbrechen zu verkleinern, ja zu entschuldigen. Man hat meine guten Taten zusammengetragen, man hat hingewiesen auf die Todesurteile, die ich zerrissen, auf die Aussagen von Bürgern, deren persönliches Eigentum ich geschützt, auf den Mut, den ich bewiesen habe durch meinen Protest, als die Kommunisten den Kurs radikalisierten. Ein psychiatrisches Gutachten hat sogar den Beweis erbracht, daß ich, als ich die Verantwortung für die Räterepublik übernahm, mich in einem krankhaften Zustand manischer Hysterie befunden habe. Und der von mir verehrte Professor Max Weber hat hier unter dem Gelächter der Anwesenden gesagt, Gott habe mich im Zorn zum Politiker gemacht. Nicht Gott, sondern auch die Vorlesungen des Herrn Professor Weber haben mich dazu gemacht! Und dann sind Unterschriften von Schriftstellern gesammelt worden — darunter so würdige Namen wie Thomas Mann, Max Halbe, Carl Hauptmann und Björnson, — die mir in einer Bittschrift dem Gericht bescheinigen, daß ich ein Dichter sei. Was für eine Ehre! Ich habe es zugelassen, daß man mich auf diese Weise ehrt. Ein Dichter, ja! — aber damit wollen Sie auch sagen: daß man mich nachsichtiger behandeln müsse als etwa einen Berufspolitiker oder einen revolutionären Arbeiter. Ein Dichter habe nun einmal ein anderes Verhältnis zur Wirklichkeit, und so sei ich als unwissender Träumer in die Wirren des Umsturzes geraten. Warum, meine Herren, bemühen Sie sich so um mich? Liegt Ihnen daran, meinen Kopf oder meine Ehre zu retten? Gewiß nicht. Nein, — weil Sie meinen, ich sei doch im Grunde einer der Ihren, ein Bürgerlicher, und weil Sie es nicht fassen können und weil es Sie beunruhigt, daß sich einer der Ihren an diesem Umsturz be-

teilt, ja, daß er sogar einige Zeit die Führung dabei übernommen hat. Ich kenne Sie doch! Sie wollen mich von der Revolution trennen, Sie wollen mich, wenn ich hier bereue, bereitwillig wieder zu den Ihren zählen, um die Revolution selbst um so härter verurteilen zu können. Sie wollen sagen: er war ein anständiger Mensch, durchaus kein Verbrecher, bis die Pest und das Fieber der Revolution kam. Sie hat diese Verwirrung in den Köpfen und schließlich die Verbrechen hervorgerufen, die wir — Sie und ich — verabscheuen. Lassen Sie mich dem entgegen: daß ich alles im vollen Bewußtsein und in der vollen Verantwortung getan habe; und daß ich als Dichter keine Zeile geschrieben habe und — falls Sie mir noch einmal Gelegenheit dazu geben — keine Zeile schreiben werde, die ich nicht verantworte wie eine Tat. Schlechte Literatur als Alibi für schlechte Taten!

Zwischenruf:
Toller:

Darauf antworte ich Ihnen: ja, meine Stücke sind schlecht, wenn sie nicht in jeder Szene aussprechen: ich habe diese Veränderung der bestehenden Verhältnisse gewollt! Und ich werde, wie wir auch scheitern, nicht aufhören, mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln dafür zu kämpfen! Blut ist geflossen. Unschuldige sind gefallen, ermordet, zertreten worden. Ich habe es mit Entsetzen gesehn. Aber ich weiß heute: wer auf der Ebene der Politik, im Miteinander ökonomischer und menschlicher Interessen kämpft, muß die Erfahrung machen, daß Gesetz und Folgen seines Kampfes von anderen Mächten bestimmt werden als von seinen guten Absichten, daß ihm die Art der Wehr und Gegenwehr aufgezungen wird. Und da dieses Blut geflossen ist in den Tagen, für die ich hier angeklagt bin, sage ich es Ihnen, die Sie dort sitzen, als Zuschauer nur, ewig Abwartende und ewig Unschuldige: Menschen haben dies getan, und ich habe es mit ihnen getan.

Zwischenruf:
Toller:

Schauspieler!
Ja, sehen Sie mich mit Entrüstung und mit Abscheu an! Ich bitte Sie darum! Weisen Sie mit Fingern auf mich in Ihrer unerschütterlichen Unschuld! Ich bin keiner von den Ihren! Ich weigre mich, einer der Ihren zu sein! Ich wäre ein Verräter an den großen Träumen der Menschheit, wenn ich mich mit Ihnen dort gemein machen wollte. Unschuldige! Vor Euch fürchten wir uns in unseren Träumen! Denn in dieser Zeit sind die Unschuldigen, die hinter den Fenstern sitzen, die Henker. Verurteilen Sie mich, meine Herrn Richter! Die

Geschichte geht darüber hinweg in eine bessere Zukunft, die dem Sozialismus gehört, und sie wird anders urteilen.

Stimme:

Drei Richter:

1. Richter:

2. Richter:

3. Richter:

1. Richter:

Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück!

(gehn über die Bühne)

Immer berufen sich diese kleinen Dantons und Robespierres auf die Geschichte!

Sollen wir seine Eitelkeit verurteilen oder seine Taten?

Vor sechs Wochen wäre das Urteil klar gewesen.

Wie bei Leviné.

(Sie gehn ab)

Epilog an der Feldherrnhalle.

Eine Militärkapelle nimmt Aufstellung. Viele Leute, Kleinbürger, Bürgerliche. An der Mauer steht ein Mann mit einem Bauchladen. Er verkauft, wie man auf einem Pappschild lesen kann, Sicherheitsknöpfe. Zeitungsverkäufer.

Erster Zeitungsverkäufer:

Proteststreik in Frankreich und Belgien gegen Friedensvertrag! — Spartakusaufstand in Hamburg! Zwanzigtausend Mann Regierungstruppen in Hamburg einmarschiert!

Zweiter Zeitungsverkäufer:

Putsch gegen Bela Khun in Budapest! — Fünf Jahre Haft für Toller! — England finanziert weiße Truppen gegen Rußland!

Erster Zeitungsverkäufer:

Spartakus in Hamburg!

Zweiter Zeitungsverkäufer:

Polnische Übergriffe!

Erster Zeitungsverkäufer:

Spartakus in Hamburg! Zwanzigtausend Mann Regierungstruppen!

(Resl mit einem Weißgardisten im Gedränge)

Resl:

Aber ich muß doch auf den Sigi . . . wenn ihm was passiert bin ich verantwortlich.

Der Weißgardist:

Der Junge ist schwachsinnig, vermute ich richtig?

Resl:

Nur pervers.

Der Weißgardist:

Was!

Resl:

Blöd ist er halt, schlicht gesagt. Hat noch einen Schnuller mit dreizehn.

Der Weißgardist: Schweinerei.

Resl: Ja es gibt viel Ungerechtigkeit in der Welt.
Der Weißgardist: Davon habe ich selbst einiges mitmachen müssen. Frage nicht.
Resl: Der Walter hätt's auch nicht verdient, das Schicksal, wenn ichs jetzt so sehe.
Der Weißgardist: Das war wohl dein Freund?
Resl: Freund ist da wieder zu viel gesagt. Wir haben uns unterhalten.
Der Weißgardist: Heut hab ich Ausgang bis zum Wecken. Da unterhalten wir uns.
Resl: Bei Starnberg habens ihn erschossen, am Bahndamm.
Der Weißgardist: Wen?
Resl: Den Walter.
Der Weißgardist: Dann war er einer von den Roten?
Resl: Gesponnen hat er schon.
Der Weißgardist: Da mußte durchgegriffen werden.
Resl: Aber was er zum Beispiel gesagt hat über die Befreiung des Weibes zum Beispiel . . .
Der Weißgardist: Blödsinn! Wenn du mir damit kommst . . .
(*Er macht sich von ihr los*)
Resl: Jetzt sei doch nicht gleich wieder beleidigt!
(*Sie hängt sich an ihn. Sie verschwinden in der Menge. — Ein jüngerer Herr mit einem Stöckchen und eine lila gekleidete jüngere Dame gehn an dem Verstümmelten vorüber.*)
Die lila Dame: Hast du das Gesicht gesehn von dem?
Der Herr mit dem Stöckchen:
Es war gar keins mehr. Weggeputzt.
Die lila Dame: Als Frau kann man da gar nicht hinsehn.
Der Herr mit dem Stöckchen:
Immer wenn ich so was sehe, fällt mir ein, was ich für ein Glück gehabt habe, so ganz allgemein, toitoitoi. Aber Verdienst und Glück, sag was du willst, da sind Zusammenhänge.
Die lila Dame: Du versündigst dich!
Der Herr mit dem Stöckchen:
Aber was denn! Ich habe doch sofort dazu toitoitoi gesagt!
(*Sie gehn weiter. Die Kapelle spielt einen Tusch. — Ein Herr, der hier offenbar fremd ist, kommt mit einem Münchner Herrn im Lodenmantel. Während sie miteinander reden, steigen sie langsam die Stufen zur Feldherrnhalle hinauf.*)
Der Herr der hier fremd ist:
Die Züge kommen wieder an und sogar auf die Minute pünktlich, ich habe es heute morgen verglichen.

Der Herr im Lodenmantel:
Wenn sichs nur auch wirtschaftlich stabilisiert. Das ging an die Substanz, die letzten Monate. Ich könnte Ihnen Zahlen vorlegen, — bedenklich!
Zeitungsausrufer: Fünf Jahre Haft für Toller! — Polnische Übergriffe! — England finanziert weiße Truppen gegen Rußland!
Der Herr im Lodenmantel:
Fünf Jahre bloß, — da haben Sie wieder unsere falsche Humanität! Wenn man nicht ein für allemal Schluß macht, kommt die Bagasch garantiert eines Tages wieder.
Der Herr der hier fremd ist:
Aber ich bitte Sie! Gesindel und Narren, daraus konnte doch nichts werden!
Der Herr im Lodenmantel:
Unterschätzen Sie nicht, was da passiert ist! Dahinter steht nun mal der Bolschewismus, ein paar Tage länger, und Bayern wäre radikal verändert worden, mit Blut und Terror.
Der Herr der hier fremd ist:
Aber die bayrische Mentalität —
Der Herr im Lodenmantel:
Meine Lehre daraus jedenfalls für das Kommende: principiis obsta!
(*Sie stehen nun oben auf der Plattform der Feldherrnhalle*)
Der Herr der hier fremd ist:
Sehn Sie mal da hinunter! Das bunte Gewimmel! Sagen Sie was Sie wollen, für die Zukunft vertraue ich einfach auf die gesunden Kräfte, die in unserem Volk wirksam sind.
Der Herr im Lodenmantel:
Zugegeben, über das Schlimmste sind wir wohl weg.
Der Herr der hier fremd ist:
Vom Eise befreit sind Strom und Bäche.
(*Die Militärkapelle spielt einen Marsch, — den Badenweiler. Die Leute drängen sich um sie herum und geben den Blick frei auf den schwachsinnigen Sigi. Er hat den Daumen im Mund und betrachtet das Feldherrndenkmal.*)

Protokolle zur Baierischen Räterepublik

Die folgenden Tonbandprotokolle sind nicht als Dokumentation, sondern als quasi „unliterarische“ Ergänzung zu dem vorstehenden Vorabdruck aus Tankred Dorsts „Toller“-Stück gedacht. Es erschien uns interessant, dem Beispiel künstlerischer Gestaltung eines historischen Tatbestandes die Berichte von mehr oder minder unmittelbar Beteiligten gegenüberzustellen, den Dramenfiguren einen Teil ihrer realen Vorbilder.

Bei den ersten drei Aufnahmen (Schriftsetzer Carl D., Fahrer Hans K., Schreiner Heinrich S.) war vor Gesprächsbeginn bekannt, daß die Betreffenden in der einen oder anderen Form an der Räterepublik teilgenommen hatten, die übrigen Gesprächspartner wurden auf gut Glück — lediglich aufgrund ihres Alters — auf der Straße angesprochen. Alle Interviews wurden ausnahmslos in Arbeitervierteln (Westend, Giesing) gemacht. Der Informationswert der einzelnen Aussagen schwankt: während einige kaum mehr als Beispiele politischer Desorientierung bieten, enthalten andere aufschlußreiche Details über ein historisches Experiment, dessen zeitlicher Verlauf hier — zum besseren Verständnis der einzelnen Interviews — wenigstens kurz skizziert sei:

Am 7. April 1919 wurde die Räterepublik — gegen den Willen der Kommunisten — von der USPD und den Anarchisten ausgerufen. Am 13. April putschte die — in Verbindung zu der nach Bamberg geflohenen SPD-Regierung Hoffmann stehende — Republikanische Garde, dieser Putsch wurde unter der Führung der Kommunisten niedergeschlagen, worauf sich die Kommunisten an die Spitze der Räterepublik stellten. Sie unterlagen jedoch in einer Betriebsräte-Vollversammlung am 27. April der USPD, die damit wieder die Führung übernahm. Am ersten Mai drangen die ersten weißen Gardisten in München ein. Unsere Tonbandprotokolle wurden 45 Jahre später in München aufgenommen.

Carl D., Schriftsetzer:

„Am 21. Februar 1919 hams den Eisner erschossen, und da ist uns in der USPD der entscheidende Kopf genommen worden. Jetzt mußten wir einen neuen Vorsitzenden wählen. Der Eisner hat ja organisatorisch nichts gemacht, dazu war er gar nicht fähig, er war immer Literat und ein Politiker, aber kein Organisator. Damals standen zwei Kandidaten auf der Tagesordnung: Des eine war Ernst

Protokolle zur Baierischen Räterepublik

Toller, und des andre war Walter Kröppelin. Kröppelin war abhold allen Phrasen, hatte ein fundiertes Wissen, war auch Organisator, der kam von klein rauf. Zwischen diesen beiden Personen war nun die Wahl zu treffen, wer die Partei führt.

Toller war der radikalere und, ich muß auch sagen, phrasenreichere. Mir hat Kröppelin besser gefallen, weil ich mir gesagt hab, es nützt alles nix, jetzt da Phrasen zu dreschen. Wir müssen erst mal organisatorisch stehen und müssen ein vernünftiges Programm bringen, wo mir die Arbeiter hinter uns kriegen. Ich hab also gegen Toller auch Stellung genommen. Einmal hab ich gesagt: ‚Ich schätze den lieben Genossen Toller sehr, muß allerdings bemerken, daß er weder ein guter Dichter, aber sogar noch ein schlechterer Politiker ist.‘ Das hab ich ihm an Kopf geschmissen. Er war ja auch nicht zart mit seinen Dingen, er hat ja auch einem, wenn er angegriffen hat, draufgegeben. Zu meinem Leidwesen ist er dann mit einer ganz kleinen Mehrheit gewählt worden. Das hab ich als einen ganz bedeutenden Fehler angesehen. Später hab ich das oft hören müssen von andern: ‚Ja, Du hast ja gleich gesagt ‚kein guter Dichter und noch ein schlechterer Politiker‘.‘

Ich war da in einer Versammlung der USPD, im April 19, im Löwenbräukeller, der Professor Jaffé hat gesprochen, und an diesem Abend, da kam plötzlich ein Trupp rein, an der Spitze Niekisch, und erzählte, sie wären in Augsburg gewesen, drüben, und die Augsburger Arbeiter forderten dringend die Ausrufung der Räterepublik. Und — na ja, teils Begeisterung, teils Zweifel. Ich wußte nicht, was ich davon halten soll. Die Sache ist die: Wäre das aus Nürnberg gekommen, dann hätt ich noch dran geglaubt, daß was dahintersteht, aber weils aus Augsburg kommt, wo die Sozialdemokratie von vornherein immer schwach war, weil die Augsburger Arbeiter, in der Fuggerei z. B., die waren alle katholisch organisiert. Und da hab ich gesagt, daß ausgerechnet diese Arbeiter, die bisher immer den Schwarzen nachgelaufen sind, jetzt auf einmal so radikal sein sollten, des kann ich einfach nicht begreifen.

Ich bin dann gleich am andern Tag los ins Parteibüro runter. Da waren schon Diskussionen. Der Toller natürlich sofort: ‚Ja, das müssen wir machen!‘ Der Kröppelin hat gewarnt und ich auch. Aus Nürnberg bekamen wir eine glatte Absage: ‚Seid ihr verrückt!?‘ Aus Augsburg wars nicht viel anders. Es stellte sich heraus, daß das so eine Versammlung von SPD-Leuten war, und das war eigentlich ziemlich madig, das ganze.

Und bei uns eigentlich nur Ernst Toller, der hat sich für die Räterepublik eingesetzt, hat agitiert, hat mit der SPD gesprochen, mit der KPD. Dann ham mirs dann soweit gebracht, mir andern, mir Zögernden, daß mir gesagt ham: Die Räterepublik darf nur ausgerufen werden, wenn die Arbeiterschaft es selbst bestimmt, und zwar so, daß in allen Sälen Münchens Versammlungen abgehalten werden. Und in diesen Versammlungen soll einer sprechen für, ein andrer gegen die Räterepublik.

Die Mehrheit hat sich dann für die Räterepublik ausgesprochen, und dann gings halt los. Das war eine Räterepublik der USPD, voller Halbheiten, voller Widersprüche, alles schön auf dem Papier. Dekrete hams jeden Tag angeschlagen ‚Die Banken sind sozialisiert‘. Die Banken sind dagestanden. Die ham einfach mit einem Plakat die Banken sozialisiert. Von der Roten Armee war überhaupt nix zu sehen, die Soldaten, die in der Kasern waren, die blieben in den Kasernen. Bewaffnung der Arbeiterschaft war auch nicht vorhanden. Polizeikräfte und dann so eine Spezialtruppe von Soldaten, die schon immer auf seiten der Revolution waren, das waren die einzigen, die man mal gesehen hat im Stadtbild.

In der Ludwigstraße vor der Feldherrnhalle durfte man sich überhaupt nicht sehen lassen als Räterepublikaner. Die Bürgerlichen ham dort die Autos aufgehalten von den Volksbeauftragten, die hams umgeworfen und alls Mögliche, allen Schabernack hams trieben mit uns. Ich hab oft das Gefühl gehabt, Donnerwetter, wenn die Bürgerlichen zuschlagen, dann schnappts.

Dann kam dieser Palmsonntagputsch des Herrn Aschenbrenner. Aschenbrenner war der Kommandant der Republikanischen Schutzgarde, ein gefährlicher Schläger und konterrevolutionär bis auf die Knochen. Die sind hereingefahren und ham die ganze Regierung verhaftet, also soweit sies bekommen ham, Toller ham sie nicht gekriegt. Kein Mensch hat was gemerkt von dem Putsch. In der Sonntagfrüh wollte ich naus nach Giesing, zu einem Parteigenossen. Ich wollt mich mit dem besprechen, wie das ganze Spiel nun eigentlich weitergehen soll. Und wie ich da an der Straßenbahn steh, da hör ich auf einmal von Leuten, die da sprechen, ‚ja, die hams heut früh alle verhaftet‘.

Jetzt bin ich gleich zum Wittelsbacher Palais, das war der Sitz der Volksbeauftragten. Da standen die Leute rum. Da hörte man nur: ‚Der Mühsam ist verhaftet, der is verhaftet.‘ Aber was nun eigentlich war, das wußte niemand, was nun eigentlich werden sollte.

Nun fuhren da in der Stadt die Kommunisten mit ihren Autos, Lastautos, wo bewaffnete Arbeiter droben waren und auch ein paar Soldaten, die fuhren da immer auf und ab, die Sonnenstraße auf und ab. Dann kam die Republikanische Schutzgarde mit ihrem Panzer daher. Und die fuhren den ganzen Sonntag an sich vorbei, ohne einen Schuß abzugeben. Das war eine gespenstische Situation. Man wußte nicht: Wer hat das gemacht und was wird eigentlich noch? Wann geht die Schießerei an? Geht überhaupt eine an?

Dann veranstalteten die Kommunisten so abends gegen vier, fünf Uhr eine Versammlung auf der Theresienwiese. Ich wohnte ja in der Schwanthalerstraße, und da zogen sie bei uns vorbei. Und wie sie nun über die Goethestraße weggingen, wurden sie vom Bahnhof aus, wo die Republikanische Schutzgarde drin war, — die war ja mit einem Panzerzug rein gekommen — wurden sie da beschossen. Und das war für die Arbeiter und die Kommunisten der Befehl zum bewaffneten Losgehen auf den Bahnhof. Da haben sie den Bahnhof gestürmt. Sie haben dann Kanonen aufgefahren bei uns in der Schwanthalerstraße und

ham nübergeschossen aufs Bahngleis und ham tatsächlich den Panzerzug getroffen. Die ham wieder rübergeschossen und ham das Pferdegespann erschossen von der Kanone. Die Leute ham sich gleich ums Fleisch gekümmert, weil doch damals auch die Lebensmittel wenig waren. Na ja, und am andern Tag war die Zweite Räterepublik ausgerufen. Die Kommunistische. Mit Leviné an der Spitze. Und jetzt wurde die Verteilung so beschlossen, daß die USPD ausgeschlossen wurde. Nur der Toller durfte das Militär in Dachau behalten. Die Rote Armee wurde jetzt aufgestellt. In den Kasernen wurde geworben. Wer nicht mitmachen wollte, schied aus. Die andern bekamen rote Armbinden und dann marschierten sie durch die Stadt. Dazu kam noch die Bewaffnung der Arbeiterschaft.

Und wir also, von der USPD, waren nicht beteiligt. Unsern Toller haben wir überhaupt nie gesehen. Der war weg, der hat zu tun gehabt. Uns ham sie absichtlich ausgeschlossen, die Kommunisten. Das einzige, was wir hatten, wir hatten die Polizei zu stellen. Ich zum Beispiel war Sektionsführer im Bezirk Bahnhof. Aber auch nicht ewig. Zu mir kam dann einmal ein Kommunist, der erst bei uns in der USPD war, ein gewisser Fischer aus Berlin, der kam zu mir ins Büro rauf und sagt, ich soll ihm die Polizei übergeben. Dann sag ich: ‚Nein, Herr Fischer, die kriegen Sie nicht.‘ Dann hat er einen Befehl vorgezeigt, von oben, von der Leitung, Vollzugsrat, ‚Die Wache ist zu übergeben.‘ Samt allem, was da ist, Gewehr. ‚Die Wache‘, sag ich, ‚die könnens schon haben, aber die Waffen, die liefere ich da ab, wo wir sie hergeholt haben.‘ Wie gesagt, der Toller war nicht zu erreichen, und wir waren alle halt sehr verschnupft, weil wir führerlos dastanden, und die Kommunisten haben mit uns gemacht, was sie wollten.

In einer Nacht vor dem 1. Mai bin ich mit meiner Truppe nausmarschiert nach Dachau. Wenn die Kirchenglocken nachts geläutet ham, das war für uns das Zeichen: Meldet Euch auf der Polizeistelle, irgendwo is es brenzlich. Dann sind wir die Schleißheimerstraße nausmarschiert. Und wie mir nun da weit schon draußen waren, schon bald über Feldmoching, da sind uns welche entgegengekommen, Soldaten und auch Zivilisten, Arbeiter mit Gewehren. Die ham gesagt: Laßt doch des Ding, draußen is ja alles durcheinander, da schießt ja einer gegen den andern, man weiß ja gar nimmer, was los ist, des is keine Leitung. Dann hab ich mich mit meinen Leuten besprochen und sag: ‚Ich kann das gar nicht verantworten‘ — ich war ledig, die andern Familienväter — ‚ich kann das gar nicht verantworten, da in Nacht und Nebel rumzustochern mit Euch und gar nicht zu wissen, was los ist. Wir kommen da auf einmal irgendwo hinein, ham keine Führung und gehn unter. Wißt Ihr was‘, sag ich, ‚wir packen zusammen und marschieren wieder heim.‘ Dann sind wir heimmarschiert.

Und es war ja auch so, daß da draußen die größte Verwirrung geherrscht hat. Toller war der Kommandant da draußen. Die Strategie war vielleicht nicht richtig von ihm, aber, was soll der machen. Er hat ja auch immer wieder Befehle

gekriegt vom Vollzugsrat, 'dies und das mußt Du machen, da mußt Du hin, da mußt Du Dich festsetzen, das mußt Du halten' — und der Mann ist natürlich kaputt gegangen dabei.

Am 27. April sind dann die Kommunisten abgewählt worden und wir, das heißt der Toller, war wieder an der Spitze vom Aktionsausschuß. Wie das alles zusammengebrochen ist, das wissens ja, wie die Weißen München konzernt ham und alles totgeschlagen ham, was sie erwischt ham. Mich hams dann auch denunziert. Bei mir in der Straß ham ja fast lauter Bürgerliche gewohnt. Ich bin verhaftet worden und kam ins Ringhotel am Sendlinger-Tor-Platz. Da war ein Standgericht, General Lützow — und wen treff ich da!? — Den Herrn Fischer von der KP, den hams auch gefangen. Dann bin ich gerufen worden und es hat geheißt: 'Sie sind bei der KP.' — 'Nein, ich bin nicht bei der KP.' — 'Der Herr Fischer behauptet das aber.' — 'Ich bin bei der USPD und noch nie bei der KP gewesen, das weiß der Herr Fischer am besten, weil ich ihn ja nausgeschmissen hab aus der USPD.' — 'Sie waren aber am Kampf um den Bahnhof beteiligt.' — 'Nein, da war ich nicht dabei, weil ich gar nix wußte, daß das losgeht und hab mich auch gar nicht mehr interessiert'.

'Ja', hat der Aschenbrenner gesagt, der war auch dabei, 'das ist ja scheißegal, so oder so, ob er bei der USPD war, geben Sie ihn naus ins Schlachthaus.' Im Schlachthaus draußen wurde exekutiert.

Dann hab ich mich gewehrt: 'Nein, ich will dem Fischer gegenübergestellt werden. Und wenn *ich* nauskomm, dann geht der mit.' Dann ham sie noch überlegt, lang bin ich dagesessen, eine gute Stunde, dann ham mich zwei vorne, zwei hinten, zwei links, zwei rechts eskortiert und ab gings, und zwar durch die Kreuzstraße. Und der Fischer ging auf dem Trottoir draußen nebenher. Denk ich, bin ich neugierig, was des wird. Polizeipräsidium. Gehn mir nauf in dritten Stock, der Herr Fischer sperrt ein Büro auf: 'Fischer. Ich bin von der Militärpolizei.' Dann kam ich in eine Zelle rein, da waren wir zunächst zu neunt. In der Nacht wurd es immer voller, dann waren wir so sechzig drin. Und nachts hams allweil einzelne rausgeholt. Um mich hat sich kein Teufel gekümmert.

Damals hat sich der Bayerische Kurier, die Zentrumszeitung, aufgeregt, weil doch dieser Mord an den 21 katholischen Gesellen vorgekommen ist. Und da schrieben die, das muß aufhören, dieses Erschießen ohne Standgerichtsurteil. Und da hätten die Leute ganz recht, wenn sie schrien: 'Noske!'. Und da müßt man auch den Belgiern recht geben, wenn die sagen, die Deutschen waren in Belgien wie Hunnen, das kann man sich jetzt vorstellen, wenn man sieht, wie die wüten. Hat der Bayerische Kurier geschrieben! Ein schwarzes Blatt! Und da ist dann ein Erlaß gekommen von der Regierung Hoffmann, es darf keiner mehr ohne Standgericht erschossen werden. Und im Standgericht saßen dann Vertreter von der SPD usw., und damit hat man gewußt, es kann dir nicht so leicht was passieren, wenn du nicht was getan hast, was ehrenrührig war, irgendeinen vielleicht kalt gemacht hast.



Foto Erica Loos, Pforzheim

Erich Fried



Der lachende Mann

Foto Deutscher Fernsehfunk

Und das war dem Toller sein Glück. Wie sie ihn dann gekriegt haben, mußten sie ihn ja verhaften und vor Gericht stellen. Wenn er vorher erwischt worden wär, wär er genauso totgeschlagen worden wie die anderen. So hat er 5 Jahre Festung gekriegt.

Der Leviné ist ja auch erst später gefaßt worden. Aber bei dem wars anders. Schauns, der Toller hat ja auch im Verhältnis zum Leviné nix gemacht. Er hat in seinem Ressort gearbeitet, aber es kam ja damals gar nix vor. Während unter Leviné erstens einmal die Arbeiter bewaffnet wurden, die vierzigtausend Arbeiter, natürlich. Dann ist ihm noch vorgeworfen worden, er sei an der Ermordung der Geiseln schuld. Das war nicht der Fall. Er hats auch bestritten, aber er hat gesagt: „Ihr könnt sie mir ruhig drauftun“, hat er gesagt, „das ist mir vollkommen egal. Ich bin ja so ein Toter auf Urlaub.“ Der Leviné hat sich gut verteidigt. Aber der Leviné war halt der Exponent der Kommunisten, des Kommunismus in Deutschland, und da ham die gesagt: weg. Der wird erschossen.

Ich muß überhaupt sagen: Der Leviné war am klarsten. Ohne Zweifel. Ich muß auch sagen, Leviné wäre der Mann gewesen, der das geschafft hätte, wenn der Menschen an der Hand gehabt hätte, die wie er so energisch das aufbauen wollten.

Ich hab auch später immer wieder gesagt, ich hab auch meim Vater, der war SPD-Stadtrat, aus dem Gefängnis raus geschrieben: „Ich muß bei allem, was uns sonst vielleicht trennen könnte, muß ich immer wieder sagen: Ich bewundere Leviné.“ Der war ja schon erschossen. Der einzige Mensch, der zielklar gesehen und so gehandelt hat und auch dafür einstand, tapfer einstand. Also, ich könnte an dem Mann nichts aussetzen.

Aber der Toller war, wie gesagt, ein etwas zerfahrener — er hat auch keine politische Reife gehabt — er war ein impulsiver Mensch. Wenn er gesprochen hat, ein hinreißender Redner. Aber ein schlechter Politiker. Das zeigt ja auch schon das, daß er aus Deutschland weg ist. Waren die Nerven zu schwach. Hat er sich selbst erschossen. Aber andere haben sich eben doch durchgebissen draußen und haben sich gesagt, ich muß mich aufbewahren für später. Damals, wie ich das las vom Toller, denk ich mir, Du bist nicht der Mann, der was erdulden kann, erleiden kann, kämpfen kann. So, daß ich sag, er muß auch dastehen, wenn er mal zehn Jahr ins Zuchthaus muß. Das war er nicht.“

Hans K., Fahrer:

„Der Toller hat den Eindruck gemacht, man kann fast sagen, eines Asketen. Er war hager, ein schwarzer, direkt eine Art slawischer Typ, und einen Schnurrbart, so einen schwarzen Schnurrbart, wie man heut noch die Schwabinger so verschiedene hier laufen sieht. Der hat schon was Imposantes gehabt. Und eine Rhetorik! Er war ein Mensch mit Temperament und Leidenschaft, aber — mit einem Wort — ein Phantast.

Ein Phantast, der jetzt da steht, jetzt steht er plötzlich vor dem, was er die

ganze Zeit propagiert, und dann fürcht er sich vor der Lawine, die er selber ausgelöst hat, fürcht er sich — ein klares Zeichen, wie wenig er an das glaubt hat, was er sagt, is ja sein Selbstmord.

Sehns, ich war damals ein Lehrlings-Vertrauensmann von den Vereinigten Elektrizitätswerken, ich hab elektrisch gelernt. Für den 1. Mai 1919 war eine Kundgebung, eine Lehrlingskundgebung mit anschließender Demonstration einberufen, und zwar unbewaffnet. Also zu einem Zeitpunkt, wo die Trambahnen vom Osten und Westen schon mit Weißgardisten reingekommen sind — da sind ja viele mit der Trambahn reingefahren — und da hams zu einer unbewaffneten Maidemonstration aufgerufen gehabt. Ja, ham mir gesagt, was ist denn los, mir sollen unbewaffnet demonstrieren?! Wenn mir auf die Straß gehn, dann nehmen mir doch gleich unsre Waffen mit und marschieren anschließend nach Dachau, des ist die beste Lösung, wos für uns gibt. Und da — eigentlich erst am 1. Mai, wie die ganze Sache schon untergangen is, is uns ein Licht aufgegangen und mir ham uns gesagt, ja, da sind mir ja verraten worden, da sind mir verraten worden. Da is immer geredet worden und geredet worden und geredet worden — und jetzt sind die anderen herinnen.

Wenn der Toller auf den Kundgebungen geredet hat, hat er begeisterten Beifall kriegt und jeder einzelne hat gedacht: Unter einer solchen Führung kann uns gar nix passieren. Damals hat der Toller mehr Zulauf und Anhang gehabt als erst die Kommunisten, die schön stad kommen sind. Die ham nicht die begeisternde Rhetorik gehabt, sie waren ernster und getragener. Erst wie's uns Leben und Sterben der Räterepublik gangen ist, da ham sich dann nachher die wirklichen Geister gezeigt, was Kämpfer waren und was eigentlich Phrasendrescher.

Ich weiß noch, wie des Telegramm vom Lenin kommen is, wo des überall verlesen wurde, da war doch die Hölle los. Da hast wirklich des Gefühl gehabt, es gibt gar keine Nation nimmer, sondern es gibt bloß mehr eine Menschheit, eine Menschheit, ganz gleich, was sie für eine Sprache sprechen, wir sind alle eins, mir sind Brüder — ob das jetzt ein Franzos war oder ein Russ war, da hat man nix kennt, jeder hat halt mit den Fäusten umandergefuchelt und hat gsagt: „Solts nur einer probieren!“

Und die Begeisterung in die richtige Organisation, in eine gute Führung gebracht — mei, die hätten ja die Welt aus den Angeln ghoben. Das sieht man ja auch an den ganzen Erfolgen, wos schon in Dachau errungen ham. Also verhältnismäßig kampfunterfahrene Menschen ham Formationen entwaffnet, Offiziersformationen, die von Kindheit an das militärische Handwerk gelernt ham. Aber bei denen wars ja nicht im Herz drinnen gesessen, bei denen wars im Kopf drinnen, und das allein hat bei denen nicht glangt.

In dem Telegramm waren auch kritische Stellen: Habt Ihr auch das gemacht? Habt Ihr auch das gemacht? Aber bloß des Eine schon, daß brüderliche Grüße geschickt werden, und daß sie sich verbunden fühlen mit uns, da hat doch keiner

mehr so einen Gedanken gefaßt, daß er gesagt hat: Herrgott, da und da und da und da. Aber ein großes Vorbild oder eine Schulung hat ja noch keiner gehabt. Ein jeder Arbeiter is mehr oder weniger bloß impulsiv, getragen von dem Gedanken, es muß anders werden, es muß eine bessere, eine glücklichere Zeit kommen, hat sich eingereiht, aber sonst war ja noch nix vorhanden. Mir ham ja noch nix gewußt. Freilich hat ein jeder gewußt, es ist keine Einzelperson, die so etwas machen kann, daß das bloß eine große und straffe Organisation machen kann, aber die Organisation, die Form einer organisierten Partei war einfach nicht vorhanden. Aber das Gefühl, daß so was da sein muß, war bei jedem, und die Disziplin war ja teilweise schon da. Bei der Roten Armee oder bei den Betriebsräten is nix gemacht worden, ohne daß nicht zuerst die Betriebsräte gefragt worden sind, is nix gemacht worden, ohne daß nicht zuerst der Kongreß einberufen wurde.

Da war zum Beispiel in unserem Betrieb ein demobilisierter Matrose, der auch immer sein Gewehr bei sich gehabt hat. Der is eines Tages kommen und hat gesagt, er wüßt einen Metzgermeister, der ix Dosen Konserven gelagert hätte, und mir sollen im Namen des Betriebes da hingehen — ein Betriebsrat war ja damals eine große Institution — und die Sach beschlagnahmen und dann verschleppern mir des Zeugl. Mir ham ihm sofort die gebührende Antwort geben und er is dann verhaftet worden. Solche hats immer wieder geben, Leute, die sich bereichern wollten. Die ham aber von der Masse instinktiv die richtige Kennzeichnung bekommen, nämlich „Rucksackspartakist“.

Da hab ich noch die Stempel vom Egelhofer. Die Geschichte is ganz einfach. Da hams doch die sogenannten Geiseln erschossen. Des waren aber keine Geiseln, denn die waren ja von der Thulegesellschaft, ja schon der Kopf der Konterrevolution, was da derwischt ham. Wie mir uns also am 1. Mai formiert ham zur Demonstration, is schon die Schießerei angangen. Ich bin dann zum Luitpoldgymnasium, bin dann nei und hab mir denkt, ich möcht vielleicht mit dem Egelhofer sprechen, was mir Jugendliche machen sollen, ob er uns wo einsetzen kann. Derweil war niemand mehr drinnen. Aber wie ich eine Tür aufgemacht hab, is da gestanden „Archiv“. Ich war schon immer ein ziemlich neugieriger Bursche und eigentlich von einer Sammelwut besessen — oder, sagen wir, mehr Bildungswut. Mir ham ja damals nix kriegt, hinten und vorn hast immer was gesucht, wo dich irgendwie bilden kannst, daß du wieder was in die Hand kriegst. Dann hab ich denkt, Archiv, da könnt eigentlich Material sein, des wo mir noch weiterhelfen kann. Dann hab ich Verschiedenes einpackt und hab mich gschlichen.

Nachher bin ich auch verhaftet worden, bei der Wiesn drin, und bin dann mit den andern im Schlachthaus interniert worden. Dort hams dann auch die Massenerschießungen durchgeführt. Am sechsten Tag is noch geschossen worden in Obergiesing. Da sind nachher die Frauen naus und ham die Leichen, die hams ja in großen Häufen ham sies draußen im Ostfriedhof aufeinandergelegt, die

einen waren nackt, die andern halbnackt, da ham bloß noch die Angehörigen schauen dürfen, ob ihre Leut dabei sind. Ich bin bloß durch einen ganz komischen Zufall durchkommen. Mein Chef, also der Ingenieur Sandor, der war, ohne daß ichs gewußt hab, Hauptmann bei den Weißen. Und der kommt rein ins Schlachthaus, schaut die Gefangenen an, hat er gesagt: ‚Gell Du Rotzlöffel, Du dreckiger‘, hat er gesagt, ‚Du schaust sofort, daß Du wieder in die Arbeit kommst.‘

Heut ist es natürlich leicht, ein Urteil über das ganze abzugeben. Aber da ist soviele zusammenkommen. Denkens nur an die sogenannten Anarchisten. Des schreibt der Oskar Maria Graf wunderbar in seinem kleinen Büchel ‚Wunderbare Menschen‘. Da hat man diese — heut tät mans Bohemis heißen — hat man da wunderbar verfolgen können. Des sind suchende Menschen gewesen, die aber überhaupt nix in Sicht gehabt ham, sondern nur des eine, daß sie unzufrieden waren mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, aber weiter nix. Aber die kann man doch nicht als Anarchisten oder Nihilisten bezeichnen. Vom bürgerlichen Standpunkt aus waren des gestrauchelte Existenzen, von unserm Standpunkt aus Ansätze zur Werbung brauchbarer Menschen.

Man hätte mit der Organisation eher beginnen sollen. Der Leviné hats angefangen. Wenn aber so ein Mann wie der Toller nachher kommen ist, dann hat er wieder die schwankende Masse hinter sich bracht. Das war einfach kein ideologisches Publikum, wo er vor sich gehabt hat, sondern es war eine suchende Masse, die bloß auf die richtige Führung gewartet hat. Die aber bei Toller keine solche Führung finden konnte.

Man hats ja nachher auch gesehen im mitteldeutschen Aufstand, im Ruhraufstand, da waren schon die besten Ansätze, aus unseren Fehlern zu lernen. Durch das hams sich auch gar nicht so leicht getan bei denen als wie sie sich bei uns getan ham.

Aber, wie gesagt, Verdienste kann man dem Toller nicht absprechen, ich möchte auch nicht sagen, daß er es bewußt gemacht hat, bloß des eine: Halbheiten, Plattheiten, Verwirrung. Der Prozeß nachher gegen den Leviné, der hat einem erst wirklich den Schleier runter gerissen. Dann hat man gesagt: Mei, was ham mir für einen Fehler gemacht, der Mann hat gekämpft für uns und mir ham ihm nicht das Ohr geschenkt, das ihm gebührt hat, mir ham dem andern das Ohr geschenkt, weil er für uns momentan mehr war. Da is nachher die Erkenntnis kommen: Organisation. Dann hats Schulung gegeben, dann ist wirklich etwas gestanden, das um ein paar Jahre eher stehn hätte sollen. Aber 14 Jahre später wars wieder zu wenig. 1919 ham mir unsere letzte Kundgebung gehabt im Circus Krone, und da war der Gert Sepp der Hauptredner. Er hat sein Referat geschlossen: ‚In Dachau sehen wir uns wieder!‘ Quasi: Zum Kampf gegen die Weißen.

1933 bin ich verhaftet worden und nach Landsberg kommen, am 3. März 33. Und da kommt eines Tages der Wärter und sagt: ‚Mei, es Kommunisten habts

a Massl‘, hat er gesagt, ‚der Führer hat in seiner Güte jetzt beschlossen, für die Staatsfeinde in Dachau draußen eine Siedlung zu errichten, und da kriegt Ihr ein jeder so ein kleins Häuserl.‘ Dann hab ich gesagt: ‚A Häuserl? In Dachau? Ich war noch nie ein Siedler und möchte auch am liebsten nicht siedeln‘, hab ich gesagt, ‚aber warten mir mal ab, was des wird.‘ Dem Gert Sepp, wie er naus kommen is, hams ein Schild umgehängt: ‚In Dachau sehen wir uns wieder.‘

Heinrich S., Schreiner:

„Die Revolution, o mei, das war keine Revolution nicht. Die Sozialdemokraten ham uns Arbeiter da richtig hinghängt, verkauft direkt. Der Leviné, der hat ja gewarnt vor der Sach als zu früh. Die Arbeiterschaft war noch nicht reif zur Revolution. Wenns erledigt sind, kann ja so schnell keine mehr kommen, weil das dauert ja mindestens 25 Jahr, bis die Jugend wieder soweit ist, und ohne Jugend kann man ja nix machen. Mir alten Datschen, was wolln mir denn machen?

Dabei ham sich damals so viel gemeldet gehabt, zum Kämpfen, zur Roten Armee, ja die hams gar nicht aufnehmen können, es waren zuviel, es is kudeldemuddel gengan. Da war einfach keine Organisation da, wies richtig gehört hätte. Es hätten sich sogar Offiziere gemeldet gehabt, sie wollten auch mittun. Die hams nicht genommen, weils ihnen nicht getraut ham. Aber was nützt des, wenn der Toller nix vom Handwerk versteht? Des war doch ein Kasper. Und der wird Kommandant. Ich mach an Kommandant, geh. Mir ham allsamt gelacht über des. Da war er für einen Schauspieler recht gewesen, aber doch nicht für einen — darf ich sagen, General.

Aber auch bei uns waren völlig falsche Vorstellungen. Wie ich vom Feld kommen bin, hab ich dann gleich das Arbeiten angefangen. Dann hams allweil zu mir gesagt: ‚Heini, bist Du dumm, daß Du arbeitst.‘ ‚A so‘, hab ich gemeint, ‚weils meint, jetzt is Revolution, jetzt ham mir die Macht in der Hand, braucht man nimmer arbeiten? Grad da muß man am besten arbeiten!‘

Da war ein Riesenaufmarsch, so weit hast gar nicht gesehn, wies da mit den Karabinern, mit den Gewehren dahermarschiert sind. Jetzt war in meinem Betrieb ein Feldwebel beim Militär, Auszeichnungen gehabt, eine ganze Brust rüber. Der is auch mitmarschiert. Dann kommt einer daher vom Aktionsauschuß: ‚Des gibts bei uns nicht, Auszeichnungen.‘ Dann hat ers runtertun müssen. Und hernach, wies dann brenzlich worden is, na hams sich verkrochen.

Ich hab beim Stöhr drin gearbeitet, immer einen Karabiner dabei. Dann sind mal welche, von Planegg glaub ich warens, gekommen, die wollten ein Benzin rekrutieren, Benzin hätten gebraucht. Des ham mir sie aber net lassen. Der Heizer hat gleich Alarm gegeben und mir sind mit den Karabinern naus. Nicht, daß mir gegen die Revolution waren, im Gegenteil, aber es hat in Ordnung gehen müssen, die Geschichte. Bei uns wäre dann der Betrieb stillgestanden. Da

könnt doch jeder kommen. Des waren auch Revolutionäre, bloß was für welche. Mei, da sind Sachen passiert.

Zum Beispiel ham mir Alarm ghabt, bei der Nacht Alarm. Ich muß in die Implerschul naus, in der Nacht um zwölf noch naus. Wie ich nauskommen bin, war ich der einzige, wo draußn war. Da hab ich schon genug gesehen ghabt, gell.

Einmal bin ich wieder mit meim Karabiner in die Arbeit gangen, Straßenbahn und sowas is da net gangen, sind mir halt durch die Gegend gelaufen — is da eine Konditorei offen. Die muß doch geschlossen werden, daß doch die andern net amal ein Brot ghabt ham, und die tät'n schlemmen da drinnen. Also nei muß ich da gehen und muß den Betrieb schließen. Ja, der hätt mir natürlich gleich eine Torten angetragen und Wein. Bestechen hab ich mich aber nicht lassen, weils des bei mir nicht gibt. ‚Gar gleich zumachen dürft's, gell.‘ Dann hab ich noch gewartet, bis zu war und bin weiter in die Arbeit gangen.

Beim Stöhr da die Polizeiwache, die ham mir besetzt, und in der Wirtschaft gegenüber ham mir die Leut zusammengeholt und am Karabiner ausgebildet. Laden, entladen, des war ein Theater, weil die, da hast Obacht geben müssen, daß nix passiert is, weil die Jungen, die ham des ja noch net verstanden, das Gewehr unmöglich gehalten, die Deppen, wies halt so war. Dann sinds mitm Auto weg. Also, hats geheiß'n, jetzt fahrn mir um an Wein fort. Dann sinds nach Freimann nunter. Ham aber kein Wein gefunden. Ein Verwalter hat ihnen dann ein Kistl Zigarren geben. Des sind lauter so Sachen — es war halt keine Ordnung nicht da.

Die andern ham herinnen plündert, solchene ham mir auch ghabt, des is bei jeder Revolution, da darf man hinschaun, wo man mag, des is allweil gleich. Aber das mit dem Geismord, des muß ich noch sagen, mit dem sogenannten Geismord, des is ja nicht bekannt worden, hams ja nicht geschrieben in ihre Zeitungen, daß die Prinzessinnen oder Prinzen, was dabei waren — da war so eine dabei, so eine Gräfin oder Bar — irgend so ein Zeugl war dabei — die ham im Namen der Roten Armee draußn am Land Viecher rekrutiert, um die Roten also schlecht zu machen. Also. Dafür kannst überall erschossen werden.

Aber da waren schon auch Kämpfer da. Da hat einer gekämpft, da war eine Batterie hinterm Waldfriedhof gestanden, er allein, ein Pionier, aber er hat geschossen mit dem Ding bis zuletzt. Zum Schluß hat er noch die Lunte raus, einfach, daß die andern nix mehr ham machen können. Der is auf jeden Fall gestanden. Solchene Leut hätten mir eben braucht. Als wie in Dachau draußn die Artillerie, die ham geschossen, bis halt nimmer gangen is. Wies dann kommen sind, die Weißen, hab ich mein Karabiner sauber putzt, an Strick durchgezogen, dann hams durchgeschaut, vom Lützow-Regiment so Buben da, so Studenten-Buben: ‚Da sieht man nicht durch. Da ist nicht geschossen worden.‘ Dann sinds wieder gangen. Aber später hams mich doch verkauft, im Haus, ein Nachbar. Na ja.

Des sind so Sachen. Da hats überhaupt am ganzen gefehlt. Erstens hat die Zeit gefehlt. Ich mein, wenn sowas is, eine Art Mobilmachung, beim Militär geht des schon. Warum? Weil da is alls organisiert. Aber da muß des ganze erst gemacht werden. Da muß man die Artilleristen erst rausziehen aus den Leuten, da wären ja genug da gewesen, und da könnens erst anfangen und dann dauerts zu lang. Des is gar nicht so einfach, des Geschäft, weißt.

Mir in der Arbeiterwehr ham halt unsern Appell ghabt, nach der Arbeit in der Implerschul. Die einen waren ständig dort. Die sind immer wieder eingesetzt worden. Da hats geheiß'n: In Fürstenried druckens rein, die Weißen, dann sinds nausgeschickt worden. Und die einen ham um drei Fuffzgerl zwick't, die ham zwick't. Da war so ein österreichischer Feldwebel da, der war Kommandant, der hat eine Mordsquasten umhängen ghabt, aber Disziplin war nicht da. Hat er gesagt, jetzt müßt's da naus, dann sind die vielleicht sitzengeblieben. Da hats eben gefehlt. Der wo einfach einen Befehl nicht durchgeführt hätt, patsch, niedergeknallt und gar wärs gewesen. Die Hitlern hams genau a so gemacht. Was aber mit Gewalt gmacht werden muß, des halt nicht, des hat kein Wert nicht. Die Gewalt hat keinen Wert nicht, wenn wir nicht selber so vernünftig sind.“

Rentner, auf einer Bank im Park:

„Damals, da hab ich in der Ganghoferstraß, wo ich aufgewachsen bin, da ist ein Schutzmann gewesen, der Hermann, der hat gesagt, Herr Schwarz, ich war damals arbeitslos, Herr Schwarz, sagt er, gehens zur Polizei, da werden, wie heißt's jetzt grad noch?, da werden einwandfreie Bürger werden angenommen zur — was ham mir uns jetzt für einen Namen geben? Und da hab ich noch ein paar Kollegen ghabt, die wo in der Gewerkschaft waren, denne hab ichs auch gesagt. Und dann ham mir uns entschlossen, also, mir nehmen des, des Ding.

Keine Uniform und so was ham mir nicht gehabt, mir ham bloß an so an Wetterkragen gehabt und ein Gewehr und die nötige Munition. Gewöhnlich sind mir zu zweien auf Patrouille gangen, oder der Schutzmann und einer von uns. Da wars natürlich a so, wenn irgendwo eine Streiterei war, eine Hausstreitigkeit oder irgendso, dann hat sich da ein Schutzmann nicht recht sehn lassen können. Jetzt wenn in einer Wirtschaft irgendwo ein Krakeel war, oder eine Rauferei oder so was, dann sind mir nei und ham a Ruhe boten, aber selber beteiligt ham mir uns natürlich net. Aber so im großen ganzen warn mir bekannt im Viertel, und dann ham mirs alleweil wieder so beibracht, daß nausgangen is. Und wie a größere Ruhe war, sind mir natürlich wieder entlassen worden. Dann ham mir uns wieder um eine Arbeit gschaut, und so is des Ding weitergangen.

Also im großen und ganzen bin ich persönlich gar nicht eingeweiht worden in der Revolution da, weil ich mich an und für sich auf die Seiten gehalten hab, weil i mein Leben net beschmieren hab wollen, net daß ich da in Schwierigkeiten komm, und ich habs auch nicht zu bereuen ghabt, ich bin bis heut noch gewerkschaftlich organisiert im Metallarbeiterverband. Ich war wohl in der sozial-

demokratischen Partei, aber selber verdingt hab ich mich in der Weise nicht. Ich war lange Zeit auch im Gesangverein West, da ham mir sehr schöne Konzert auch ghabt, dann ham mir innerhalb vom Verein ham mir ein Doppelquartett gründet, ich hab mehr auf Geselligkeit geben als wie auf die Politik. Wenn ein Tumult oder sowas war, dann hab ich mich allweil fernghalten.“

Der Inhaber eines Foto-Kino-Optik-Geschäftes:

„Des war genau am ersten Mai. Da hat man zu Fuß gehen müssen. Ich hab damals bei Gern in der Jugend Fußball gespielt und unsre Erste, die hat ein Spiel gehabt gegen Holzapfelkreuth hat des damals geheißt. Und mir marschieren da raus, a ganz eine große Gruppe, die sehr weit auseinandergezogen war. Und gegenüber der Kuranstalt Neufriedenheim war ein kleines Wäldchen, und in dem Wäldchen sind Kanonen gestanden, Waffen, Granaten, Eierhandgranaten, alles mögliche. Und die ersten, die da vorbei gehen, sind in des Wäldchen hinein und ham sich des angeschaut. Des war verlassen. Eine Stellung der Roten Armee. Und die ham des Zeug grad in der Hand, da kommen links und rechts auf der Straße kommen LKW's und links und rechts kommen Reiter, des waren Württemberger, und da hats gheißt ‚Hände hoch‘. Mir sind grad an der Absperung gstanden. Ham alle unsre Fußballkofferl dabeighabt, die kleinen, runden Koffer.

Also kurz, dann hams die da auf einen Ding getrieben, und jeder hat ein Trumm in der Hand ghabt. Dann hams die auf den LKW nauf und da war der Schellhammer dabei, des war ein Spieler der ersten Mannschaft, und der hat sich darüber beschwert. Dann hams den und mich auch da auf den Karrn da nauf. Dann hams unsre Taschen durchsucht. Hat der gsagt: ‚da is bloß Fußballzeug drin. Hat der gsagt: ‚Müßt ihr heute Fußball spielen?‘ Der Soldat da. Hat der gsagt: ‚Warum müßt's denn ihr heut kommen?‘

Des war ein Riesenkerl, Frontsoldat, der hat sich überhaupt nix bieten lassen. Ja und, dann kommt noch ein PKW und da steigt ein ganz junger Leutnant aus, und die Ärzte und Schwestern von Friedenheim strömen heraus und da hat man sich begrüßt, und dann geht der Kommandoführer dann da hin, meldet: ‚Drei Leute festgenommen mit der Waffe in der Hand. Bitte um Befehl.‘ Hat sich der bloß umdreht und hat gsagt: ‚Erschießen.‘ Dann hams sies in denselben Wald wieder hinein und hams erschossen. Des waren ganz junge Burschen. Siebzehn Jahre vielleicht. Da hast nix machen können. Hast gekocht, aber des hat auch nix genützt.

Auf der Hackerbrücke, da ist ein russisches Geschütz gstanden, also, so eine 7,5 Kanone oder was des war, leichte Artillerie, in der Nähe vom Hackerkeller, so in der Schräglage, und da ist ein Panzerzug eingelaufen, und der Richtschütze war ein Russe, Kriegsgefangener, und in der Mitte is da so ein Stellwerk gstanden, und der hat jetzt da den Zug beschossen. Der erste, der war zu kurz, dann hat er gsagt: ‚Muß ich Hauseck wegnehmen.‘ I bin natürlich daneben gstan-

den. Dann hat er da des Eck da wegggenommen und schon hat er an Volltreffer drin ghabt. Da wars aus. Dann sind die Türen aufgegangen, a schwarz-weiß-rote Fahne is da enthüllt worden, dann sinds raus. Derweil is losgegangen, die ganze Brücke war bevölkert dann, jeder hat ein Trumm da nunter gschmissen. I hab da eine Mordsohrfeig eingehandelt, weil i an einem Flammenwerfer rumspielt hab. Da hams alle mit Handgranaten nunter, dann warens wie ein Spuk waren die alle weg, diese sogenannte Weiße Garde.

Am nächsten Tag war ich bei Krauss-Maffei bei einer Betriebsversammlung, da hams sies dann aus de Lokomotiven überall ham sies rauszogen, da ham sie sich hineingeflüchtet ghabt, ganz schwarz warens, die Weißen.

Dann sind mir übers Marsfeld, und da ist ein Freund von mir, der is noch stehnblicke, da ist ein Panzer runter die Arnulfstraß und der hat links und rechts alles mit MG bestreut. Der hat neun Schüsse ghabt in beiden Oberschenkeln. Ich hab mich natürlich gleich aufn Bauch fallen lassen, der is noch a bissel länger gstanden, schon wars passiert.

Bei der Revolution hab ich in der Dienerstraß glernt. Und da ist mein Chef herausgstanden, des war ein Deutschnationaler, ein ganz Reaktionärer, lauter so Leut sind bei dem verkehrt, ‚Tja, die werden uns auch noch aus der Hand fressen‘, hat er gsagt. Dann war ich am Bahnhof, wie die Urlauberzüge gekommen sind, dann hat man ihnen gleich die Dings runtergenommen, die Achselklappen, Zeichen, Stahlhelm, alles, die meisten hams weggeschmissen.

Am Starnberger Bahnhof bin ich vorbei, da sind Matrosen gelegen, mit auf den Rücken gefesselten Händen, mit Draht zusammengebunden, die hams alle erschossen. Am schlimmsten waren die Württemberger, wirklich wahr.

Ich kann mich erinnern, mir ham damals in der Blumenburgstraße gewohnt, und da sind sie auch eingezogen, da waren zwei Brüder, die sind mit neuen Uniformmänteln dagstanden, am Randstein und ham denen zugschaut. Dann sag ich: ‚Was hast denn Du da drin?‘ — ‚Eierhandgranaten.‘ Jetzt ham die solchene Berge Eierhandgranaten in dem Mantel und stellen sich da hin und schauen da zu. ‚Mir wissen jetzt bloß net, was mir tun solln‘, hams gsagt.

Die hams aber alle abgeholt. Da waren natürlich die guten Nachbarn da. Damals wars doch so, daß der kleine Beamte und so weiter, den man da zum Bürger befördert hat, daß der da sofort zur Einwohnerwehr gegangen ist und die sind dann immer mit die Gewehre herumgelaufen und da hat sich das dann schon gespalten.

Gegenüber ist noch einer gewesen, der is noch am 2. Mai, Blumenburgstraß 66 war des, am 2. Mai ist der noch aus dem Haus rausgegangen mit der roten Binde, mit seim Gewehr, mit einem todernsten Gesicht, is der noch rausgangen. Die ham alle den Kopf geschüttelt, der is geradewegs irgendwo hineingeraten.

In der Nymphenburgerstraß war doch auch des Batzenhäusl hat des geheißt, Ecke Lotstraß, ganz ein kleines Häusl, da waren Maschinengewehrner drin. Ich weiß schon wer das war. Und die ham geballert bis zur letzten Patrone. Und

ebenso wars im Löwenbräukeller, da in dem Verwaltungsgebäude, des war ja zu einer Ruine geschossen. Da hams — aber alle Augenblick hab ich einen hupfen sehn, den wos derwischt hat. Und gschimpft und geflucht hams. Also die in dem Batzenhäusl, die waren ja einmalig, die ham sich wirklich ausgeschossen ghabt und dann sinds verschwunden. Da hams sich nicht hintraut. Weil, wenn einer die Nasen zu weit vorn ghabt hat, is schon losgegangen.

Bei der Revolution hat man das Gefühl gehabt, daß die gewünscht ham, daß des so kommt, daß sie die Verantwortung los werden. Es is ja auch so gewesen, daß man nix mehr zum Fressen ghabt hat. Buchstäblich. Da hat sich auch nicht viel geändert. Da hams aus Datschen Marmelade gmacht und fürs Brot hast Dich anstellen müssen Tag und Nacht, immer in Etappen, einer hat den andern abgelöst, daß du was kriegst hast, auf Marken. Des war schlimmer als nach 45.“

Eine Hausfrau im Treppenhaus:

„Räterepublik? Des weiß ich schon noch. Wie da der Eisner in der Lindwurmstraß die Wagen so durch is. Da war ich ein Mädle, vielleicht mit sieben, acht Jahr — na, da war ich schon älter, des war 1919, wie alt war ich da — da war ich 12 Jahr alt. Ich seh ihn noch droben stehn aufm Lastwagen.

Und dann sind doch die Weißen, die Weißen glaub ich hams gheißn, sind kommen. Des weiß ich noch gut, wies einmarschiert sind. Da waren überall Maschinengewehr aufgestellt, an jedem Eck. Mein Vater war im Schlacht- und Viehhof beschäftigt. Und da hats gheißn, ‚wer Waffen zuhaus hat, muß die abliefern!‘ Und mir ham zu Hause ein Gewehr von meim Vater ghabt, wo er 18 vom Krieg heimbracht hat. Des ham mir versteckt im Keller. Und jetzt hat mei Mama recht Angst habt, mei Mutter, hat gsagt, mir müssen des Gwehr hergeben, die erschießen unsern Papa.

Unser Papa war ja im Schlacht- und Viehhof drin, da hams die Leut an der Mauer, ja, die ham die Leut erschossen. Ganz gwiß, da sind fei viel erschossen worn. Nachher is mei Mama mitm Gwehr den Keller rauf. Dann sind gleich zwei Weißgardisten kommen, die ham sie in die Mitten gnommen, na ham alle Leut gsagt, schauts her, die Frau wird erschossen. Der Mama is auch zweierlei worn. Sie hat des zwecks dem Vater tan.

Jetzt is aber der Vater net heimkommen. Da hat mei Mutter allweil zum Fenster runterschaut, und einer von den Weißgardisten hat immer geschrien, also: ‚Köpfe hinein, Jalousien herunter, Fenster zu, wer rausschaut — s’wird geschossen.‘ Mei Mama schaut naus und der schießt rauf und trifft soweit vom Fenster weg, is die Kugel abprallt an der Mauer. Die sieh i fei no fliegen, die Kugel, wenn der a bissel gut zielt, is mei Mutter tot. Und dann is unser Vater kommen, die Maschinengewehr- die Schlangen da durch, die waren aufgestellt, bis runter. Was meinst, was des war. Die ham fei Ernst gmacht, des war fei kein so einfaches Spiel, des war fei schon richtig, die Weißgardisten.

Wie in der Lindwurmstraß der Eisner — auf den großen Lastwagen waren alle droben, des war eine lange Reih war des, bis des gar war, des war doch für uns Kinder schön. Des hat uns doch gefallen, die Fahnen, die roten und alls.“

„Wie ist heute Ihre politische Einstellung?“

„Mir Arbeiter sind halt SPD. Von eh und je war des a so. Der Arbeiter, der zählt sich zu der SPD. Mir können aber auch mal zu der KPD gehören, des wiss mer net.“

Ein Rentner auf einer Bank:

„Räterepublik? — Da muß i zuckstudieren. Ich war in Niederbayern. Zu uns sind Botschaften nauskommen, daß mir uns alle zsammenschließen sollen. Hams Gemeindeversammlungen abhalten. ‚Die Münchner machen schon an Anmarsch aufs Land raus.‘ Mir Soldaten ham halt gsagt: Kommen kann, was mag, ham mir gsagt, mir ham unser Sach mitgmacht. Und wer sich wehren will, der soll sich wehren um sei Sach. Dann sinds schon wegmarschiert da von München, aber bis Rosenheim sans bloß kommen. Aber die Versammlungen waren einberufen, überall, vom Bezirksamt aus, vom Bürgermeisteramt, die Säle überall voll. Jetzt sinds aufgestanden, die protzeten Bauern, richtig gsagt, die Protzkesseln, wies gheißn ham. Die Soldaten sind hinten gewesen, in an Eck hinten, die hat kein Mensch nimmer geachtet. Auf einmal steht ein Soldat auf und hat gsagt: ‚Jetzt laßt uns amal reden, Ihr Herrn, gell, mir ham des Sach mitgmacht, Ihr Batzen‘, hat er gsagt, ‚Ihr seids ja daheim gewesen, was willts denn Ihr sagen!? Wenn net sofort Ruhe is mit de Ansprachen, die Fenster machen mir alle auf und alle haun mir Euch zum Teufel‘. Auf an Nu war deer ganze Saal leer. Ist ihnen nix passiert. Aber sie ham die Drohung gmacht und ham gsagt: ‚Reden tun wir!‘ Die andern ham gsagt: Beruhi — Nein, hams gsagt, da wird gar nix mehr beruhigt, mir wollen von dem Schwindel nix mehr wissen. So warens eingestellt, die Soldaten, seinerzeit. Manchmal is dann so ein Gsindel umanand zogen, die ham mir schon wieder aufgehalt, soviel Mann sind mir gewesen, da hats überhaupt nix geben, kein Gsindel ham mir net — ‚Bleibts drinnen in der Stadt, Zipfeln‘ ham mir gsagt, ‚mir wolln mit Euch nix wissen.‘ Des hat sich dann allmählich wieder geregelt alls.

Wie der Krieg grad gar war, ham mir uns zsammgsammelt am Ostbahnhof in München. An ganzen Tag sind mir gefahren. Jetza, auf d’ Nacht. Pfarrkirchen, war der Grenzschutz drunt. Am Bahnhof is dann ein Offizier gewesen und Soldaten. Mir keine Ehrenbezeigung, nix mehr gmacht, mir ham nur gsagt: Der Krieg is gar, gehts heim, Hauptsach, daß der Saustall gar is. Ja, sagt der Offizier, seid Ihr verrückt? Seid Ihr verrückt?

Sag ich, entschuldigens, Herr Leutnant, sag ich, mir sind *nicht* verrückt, sag ich, es ist so. Des ham mir doch net übers Herz bracht, daß mir net einen von oben runter ghaut ham, wies bestimmte passierte. Mir sind da schon anständig gewesen.“

Protokolle zur Baierischen Räterepublik

Ein Hausmeister:

„Ja, die Räterepublik, erlebt hab ichs auch noch. Mir herinnen ham die rote Dings ghabt und mir waren eingeschlossen von der weißen Garde hats damals gheißt. Haben Sie damals den Namen Toller gehört?

Der tolle Toller. Der tolle Toller. Was war der? Wie der Eisner, so ein Mittel- ding zwischen Kommunisten und Sozialisten.

Wer war Ihnen sympathischer? Die Roten oder die Weißen?

Also, ich mein, des is ja logisch, ich war damals auch nix anders wie ein Arbeiter und infolgedessen hab ich nicht für die Hechten da — des waren ja, die Weißen, die sind ja seinerzeit, also die Reichswehr, die sind unterstützt worden von dem Freikorps Oberland, und im Freikorps Oberland, was war denn da gewesen? Des waren die — die — mein Gott, wie soll ich sagen, des waren die —

Können Sie sich noch an irgendetwas erinnern?

Ja, da war ein Streik, ein politischer Streik, daß der Krieg halt ausgeht soll, des war im Januar 18. Und da warn mir im Mathäuser Festsaal und da hat der Eisner und der Auer, der Auer war ein SPD-Staatssekretär, zum Schluß war er wenigstens Staatssekretär, und da hat der Eisner und der Auer, die ham einander runterkanzelt, daß bald in kein Schlappschuh mehr neipast ham, einer hat den Vorwurf und der hat den Vorwurf und mir sind, mei Bruder und ich, mir sind an der Wand dort gessen und ham gemeinet, jederzeit geht jetzt die Saal- schlacht an.

Am November war dann die eigentliche Revolution. Da weiß ich, da sind mir zuerst in der Theresienwiese gewesen, da war eine große Versammlung und nachher sind mir weggangen, sind an Marienplatz rein und ins Tal runter ins Weiße Bräuhaus. Da ham mir uns a Haferl kauft, i und noch ein Kolleg, und wie mir rauskommen sind, war schon der Teufel los. Uns hat ja niemand was wollen, abgesehen davon, aber mir ham uns dann verdruckt und sind heim- gegangen.

Wie ist Ihre politische Einstellung heute?

Unabhängig. Ja, SPD.“

Eine Hausfrau, die offensichtlich schnell noch was zum Abendessen einkaufen will:

Haben Sie die Münchner Räterepublik noch erlebt?

„Mei, um Politik und sowas hab ich mich mein Leben noch nie kümmert. Ich hab halt ghört, daß am Bahnhof a Mordsschießerei war. Des kann ich mich noch erinnern.

Haben Sie damals Partei ergriffen?

Nein, ich nicht. Ich hab mich damals um nix kümmert. Vom Kurt Eisner weiß ich noch, den hams doch erschossen, am Bahnhof glaub ich. Am Bahnhof sind auch noch andere erschossen worn. Ganz in der Nähe hab ich gearbeitet. Hotel Eisernes Kreuz in der Schillerstraß. Des besteht ja heut nimmer.

Aber von Rot und Weiß haben Sie schon was gehört?

Ja, ja, ich weiß schon, Weißgardisten und Rotgardisten.

Irgendwelche müssen Ihnen doch sympathischer gewesen sein?

Was heißt da, sympathisch. Also, auf alle Fälle nicht die Rotgardisten. Aber ich sag ja, also wie gesagt, so recht, daß ich sag, was des für ein Unterschied war, weiß ich gar nicht richtig. Also ich weiß bloß, der Kurt Eisner war ja net — der war schon richtig, der wär schon richtig gewesen. Ich mein halt, es is halt a so, durch des, daß man jetzt den Kommunismus von drüben so hört, kann man sagen, wenn der auch so gewesen wär, nachher lieber Weißgardisten. Aber des is verschieden, ich sags Ihnen gleich ehrlich, des is verschieden. Ich hab schon mit manche gesprochen, die wo Leut drüben ham, die sagen, ja mei, wenn ma nix macht und geht in sei Arbeit, na is net amal so schlecht. Es wär mehr a Hetzerei. Ich hab sogar eine gesprochen, die wo schon herüben war und wieder nüber is. Also, die Lebensweise is halt auch a bissel schlecht, des stimmt scho, man muß manches auch recht teuer kaufen, aber so will einem kein Mensch was, so hab ich schon ghört, und andre schimpfen wieder drüber. Da kann man den richtigen Unterschied nie rausfinden, warum, weil des eine erzählt so, des andre erzählt so, und hier wird ghetzt. Des kann vielleicht alles gar net so schlimm sein. Aber man hört da so viel, daß du bald net weißt, was du glauben sollst.

Sonst haben Sie während der Rätezeit nichts erlebt?

Mei, da hab ich nix erlebt. Wissens schon, wenn man in Stellung war. Mir ham ja nicht viel fortdürfen und nix.

Haben Sie damals den Namen Ernst Toller gehört?

Na, des kann ich mich nimmer — ich kann mich bloß noch an den Thälmann erinnern, an den kann ich mich noch erinnern.

Und den Namen Leviné?

Na, kann ich mich nicht erinnern. Ich sag ja, mei, damals, in dem Alter hat man sich noch nicht so um die Politik kümmert. Aber man hat schon so a kleins bisschen an Dunst mitkriegt, aber des Richtige hat man a net gewußt. Drum sag ich ja, es is ja heut auch so, ich mein, die Schwarzen, die ham die Oberhand. Da gibts amal gar kein Zweifel net. — — — Ich bin nämlich nicht für die Schwarzen. — — — Ich bin fürn Sozialismus. Niemals für die Schwarzen. Ich wähl auch nie. Weil, des sind nur die Geldleute und die Reichen. Aber man kann eigentlich nix Richtiges sagen, wie heut mit dem Kommunismus, wenn man net drüben war und hats selber gsehen. Dann wüßt man da eher was. Aber manchmal wär er net schad, wenn mirn hätten.“

Ein Mann, der einen Pudel spazieren führt.

„Räterepublik? Freilich hab ich die erlebt. Ein gewisser Toller. Ich war ja auch bei dem Prozeß dabei, wie der Leviné verurteilt worden is zum Tod. Ich weiß es heut noch, in der Statur alle noch. Toller, Leviné, Mühsam — den Mühsam hab ich ja nicht ernst genommen. Ich hab mir überhaupt des ganze Spiel erst an-

gschaut. Ich sags Ihnen gleich, wies ist. Näher befaßt hab ich mich nicht. Ich hab mich mehr meinem Beruf gewidmet, der Schlosserei. Aber durch die Gewerkschaft hab ich des alles miterlebt. Und in der Gewerkschaft is es auch a so gwesen, viele waren dafür, viele waren dagegen, des war ja so ein Durcheinander.

Wenn ich so richtig denke, dann war des ja nicht volkverwurzelt. Weil, der Münchner an und für sich ist ja nicht eigentlich geborener Revolutionär. Der is ja keiner von dene, der überhaupt sich mit solche Ideale befaßt. Ich bin auch keiner von dene gwesen, der wo aufrührerisch is. Ich bin einer, der alls in so richtigem demokratischem Sinne durchführen will. Der Münchner, also die Mehrzahl, des hat sich ja in der Wahl wieder bewiesen durch diese große Zahl für'n Oberbürgermeister Vogel und die SPD, hat sichs ja bewiesen, daß der Münchner ein geborener Demokrat is. Da gibts nix anders.

Sehns, ich hab viel kennt bei der Rätezeit, die wo was worden sind, die wo sogar ganz hohe Posten erreicht ham, die überhaupt nix ghabt ham, wies vom Militär mit mir rauskommen sind. Aber des gibts bei uns net, daß einer den andern nicht mehr kennt. Und Angst braucht man da nicht haben. Des hat man auch in der Hitlerzeit nicht brauchen. Wenns mit einem Münchner, einem richtigen geredet ham, hams nicht einmal da Angst ham brauchen. Ich war kein Hitler, immer ein Gegner, weil ich überhaupt ein Gegner vom Gewehr bin, ich bin kein Militärsmann, ich mag des nicht, dieses Kadaverleben. Ich bin ein freier Mensch und mag Gerechtigkeit, ich hab zwei Buben in Rußland verloren, da bin ich auch etwas verbittert. Aber heut bin ich 70 Jahr und sag mir ‚Ach, leckts mich doch alle am Arsch‘. Des is heute meine Anschauung. Weil, ich hab nix von dene, ich hab nix von dene, ich hab noch nie was kriegt von jemand, hab auch nix wollen, kann mich niemand einladen, weil ich nicht hingeh. Ich war in der Hitlerzeit, ich war kein Hitler, aber mir hat bestimmt keiner was wollen. Erstens amal hab ich nix gmacht und nix gsagt, und wenn auch, die ham gar nicht so reagiert drauf. Mal hab ich im Braunen Haus drinnen gearbeitet. Die ham mir sogar ein paar Schachteln Zigaretten gschenkt.

Also, wie gesagt, erlebt hab ich alles. Ich hab ihn schon kennt, den Toller. Reden hat er können wie ein Buch. Dann hat der Soldatenrat wieder gredet, dann hat der wieder gredet, ein jeder hat gredet, aber ein jeder hat natürlich auch einen Schmarrn verzapft. Ich bin ein Mensch, ich sags Ihnen gleich, ich glaub ja nicht alles. Ich bin kein Radaumacher, ich hör mir alles an. Des is mir ganz wurscht, wer des is, ob des ein Kommunist is, ein Nationalist, ein Christlich-Sozialer, ich hör mir einen jeden an. Aber hernach, wenn ich geh, dann glaub ich ihnen nämlich höchstensfalls zwei Prozent.“

DIE SCHILDKRÖTEN

Auf zum Kapitol
die Schildkröten haben
die Regierung übernommen.
Eilt, eilt
bevor die langsame Zeit anbricht.
Legt euren Frauen Gold um die Hälse
bald schon kommt Schildpatt in Mode.
Eine Zeit naht, ohne Metalle
gebaut wird wenig,
der Stoffwechsel träge.
Seht, die Schildkröten
haben den Thron erklommen
Dantes Züge tragen sie
und der Dogen gelassene Gebärden.
Jetzt wird der Regen Änderung beschlossen
erst Durchführung, dann Gesetz.
Eilt, ihr Programm zu studieren
welche Religion erlaubt
und ob der Salat nun heilig.
Ruft Taxen, solange die Zeit knapp
bald wird der Pulsschlag gemütlich
der Tag salomonisch lang.
Zwischen des Kapitales Säulen
lagern die Kröten
in ihr Gehäuse zurückgezogen
werden sie reiflich beraten.

LAMAZEIT

Heilgeschrei und Hälserecken —

Vor sieben Mikrophone springt
das Lama auf den Balkon.
Vorwürfe schütteln aus der Mähne:
Nur reine Wolle? Trevira tut's auch
Warum dicke Luft? In den Anden gibt's dünne
Auf großem Fuß leben?
Paarzehig ist die Parole.

Schon fürchtet man Geifer
Feuchte Trümpfe
werden ausgespielt.

Wimpern senken
Abgang.

Heilgeschrei und Hälserecken —

Ruft die tüchtigsten Künstler
das Lama
wird alle Briefmarken zieren.

ZINNSOLDATEN

Auf unsrem Gabentisch
steht noch immer der Generalstab
zur Auseinandersetzung bereit.
Er wiegt dieses und jenes.
Gewichtig und nicht zu übersehen
sendet er Ordonanzen irre,
entdeckt im Fernglas
feindliche Jäger zu Pferd.
Einer brach eine Lanze
man fragt für wen und wo
was ritt ihn, obwohl ungespielt
sein Werkzeug zu ruinieren?
Niemanden unter dem Weihnachtsbaum
beschäftigen seine Probleme.

DANACH

Wenn die Diskussionen beendet,
wenn die Gedanken in zwei, drei,
säuberlich getrennte Kästen
wie Messer, Gabel, Löffel gelegt
sich nicht auf fette Lippen freuen,
vielmehr die Waschmaschine lieben,
die sie bügelt

dann wird es Zeit, den Bückling
aus dem Nachttisch zu entfernen
ihm klar zu machen: deine Zeit ist um,
lege dich in den Eisschrank
empfehl dich einem Teller
mach vor dem Brote
einen tiefgekühlten Diener

ROSENLIED *

Rosamunde heißt sie
ist siebenundvierzig Jahre alt
in der Küche stickt sie
kurzsichtig feine Gürtelrosen
eine Brille ist nicht zur Hand.

Ihre Nadeln machen
vor keiner Person halt
Selbst ein Pastor trägt
Rosamundes Tiefschlag
süßliche Paramente am Gürtel.

Letzte Rose —
die keuschen Hüften bestochen
verliert Aphrodite die Unschuld
Hilfe
Rosamunde!

* Dem Maler Heinrich Richter gewidmet

RICHARD

Obwohl er den goldenen Daumen hat
fürchtet er die verdeckten Karten
jede einzeln ängstigt ihn.
Wenn sie dann kommen,
bescheinen das Bierglas:
Bube, Dame, König, As
setzt er die harte Miene auf
böse jedem
der seine bunten Bilder sieht.

Er heißt Richard
stammt aus Ostpreußen
wo sie Schnaps destillierten
Märsche bliesen
Bube, Dame, König, As
Kartoffel und Eicheln
Ostpreußen war Stich Herz des Reiches

Richard mischt Karten
er spielt mit Blinden
Auge um Auge zählt.

Rainer Kirsch
Der Soldat und das Feuerzeug
Märchenkomödie

1. Bild

*Feldherrnhügel. Ein Baumstumpf. Feldküche. Eine Truhe.
Der Soldat auf dem Baumstumpf. Den linken Arm trägt er in der Binde.
Packt seinen Tornister. Viel ist nicht zu packen.
Er ist ziemlich hungrig.*

Chor: (hinter der Bühne. Soldat summt mit.)
(Soldatenlied: Liebe in freier Natur)

Sie hatte zwei Tannennadeln am Bauch
Sie warf ihren Rock in die Bäume
Ihr Rock hing ganz weiß im Mittagsrauch
Da aß sie die roten Himbeern vom Strauch
Da lagen wir ohne Träume

Reglindis dein Haar war lang wie die Sünde
So lang wie unsre Lust
Sie hatte zwei Tannennadeln am Bauch
Und ein Gras an der weißen Brust

Es kühlte das braune das weiche Moos
Erst ihren dann meinen Rücken
Ihr Rock war so weiß ihre Haut war so bloß
Da wuchsen die Bäume so riesengroß
Zum Himmel vor unsern Blicken

Reglindis dein Haar war lang wie die Sünde
So lang wie unsre Lust
Sie hatte zwei Tannennadeln am Bauch
Und ein Gras an der weißen Brust

Soldat: Ich bin der Soldat. Heute ist ein schöner Tag, die Sonne geht
auf überm Schlachtfeld, man könnte in einem fort singen,

indessen vorm Frühstück; die Vögel schrein wie feiertäglich, ich habe ausgeschlafen, der Krieg ist gewonnen und mein Arm heilt auch wieder zu, also: ich bin der Soldat, eigentlich heiß ich Michel, aber wer nennt mich schon so, meine Mutter ist tot, sogar die Mädchen vergessens schnell oder lernens erst gar nicht wegen der Umstellung dann, fast weiß ich selbst nicht wie ich heiß, aber was tut das, ich bin der Soldat, ich habe den Feind geschlagen bis er gerannt ist und ihn noch verfolgt mit zerhauenen Arm — der König soll schon ange-reist sein mit mehr Siegeswimpeln als man jemals gesehen hat, das heißt es gibt Löhnung und Orden.

Also sag ich tiriliert Vögel, das Leben ist schön und wer tüch-tig ist bringts zu was, eine alte Jacke wird schöner als neu wenn ein Orden dran glänzt — ich muß meine Rede üben: Ich bin der Soldat, heute ist ein schöner Tag, die Sonne geht auf überm Schlachtfeld —

Landstreicher: *(schon eine Weile da):*
Hast dun Stück Brot?

Soldat: Brot nicht, die eiserne Ration ist verbraucht laut Befehl von gestern damit nichts verdirbt, trotzdem war sie schon schimm-lig, es fehlt an der Qualität, aber das soll sich bessern im Frieden.

Landstreicher: *(klappt die Gulaschkanone auf.)*

Soldat: Bemüh dich nicht, ich habe sie ausgescheuert: der König riecht ungern Erbsen, besonders gelbe. Nach der Siegesfeier aber ist Empfang, man könnte dich bedauern daß du nicht Soldat bist, du weißt vielleicht nicht daß auf einem Empfang Früchte aus Afrika serviert werden die du nie sahst und Belegtes und Gebratenes, der König soll gut würzen lassen —

Landstreicher: *(hat seine Vorräte ausgepackt: Brot, Ei, Salz, beginnt zu frühstücken.)*

Soldat: Gibst du mir was ab?

Landstreicher: Seit wann hattest du nichts?

Soldat: Gestern morgen.

Landstreicher: *(auf die Zuschauer:)*
Hast du für die geredet?

Soldat: Eine Dankrede für den Orden wenn ich ihn habe, es soll üblich sein, auch in einem Märchen kommt es vor, es fällt mir noch ein welches. — Wenigstens einen Biß.

Landstreicher: Mit Leuten mit Orden soll man nicht essen, es schlägt auf die Verdauung.

Soldat: Ich hoffe du bist kein Staatsfeind, zwar du kaust, während dieser wühlt wie im Dienstbuch steht. Auch habe ich den Orden noch nicht.

Landstreicher: Du bekommst ohnehin keinen, ich lasse dich nur zappeln aus erzieherischen Gründen, du bist mir zu naiv. Hast du wo n Mädchen?

Soldat: Beleidige mich nicht ich wäre noch unschuldig mit zweiund-zwanzig. Ich hatte zwei, eine auf dem Durchzug unter einem Strohwagen, man kanns gar nicht rechnen. Trotzdem hat sie geweint hinterher, mich nahms mit bis ich hörte sie weint jedesmal, daran hatte ich zu schlucken. Die zweite war noch unschuldig, Pfarrerstochter und sechzehn, am ganzen Leib blond, ich liebte sie, sie mich, aber dann kam ein Leutnant. Ich sagte mir ein Soldat jammert nicht und focht wie ein Bär. Ich habe auch überlegt es ist nichts Wahres wenn keine Liebe dabei ist. Danach will ich fortan handeln. Willst du auch den Schinken allein frühstücken?

Landstreicher: Mir drückt's das Herz ab wenn ich dich anseh, aber ich kann die Verantwortung nicht übernehmen, du mußt vor der Welt gewarnt werden. Kennst du das Lied von der Maus?

Soldat: Nicht.
Landstreicher: *(singt:)*

Ein Maus rückt aus ins Feld
Sie zog im grauen Mäuserock
Und waffnet sich mit Stein und Stock
In der Nacht
In der Nacht
Hat die Kanon gebellt

Die Maus langt an im Feld
Der Mäuseobrist hub gleich an
Wir wolln mit Macht die Katze schlan
In der Früh
In der Früh
Hat die Kanon gebellt

Die Maus marschiert ins Feld
Der Obrist schreit Schlag zu daß klirrt
Damit die Katz zuschanden wird
In der Näh
In der Näh
Hat die Kanon gebellt

Die Maus sie focht im Feld
Die Katze fraß sie auf jedoch
Der Obrist sich ins Loch verkroch
In der Früh
In der Früh
Hat die Kanon gebellt

Soldat: Ein schönes Lied, nur fürchte ich es könnte falsch ausgelegt werden vom Minister.

Landstreicher: Bruder! Ich sehe du bist nicht unberührt von den Schmerzen dieser Erde, und selbst in deinen unschuldsvollen Hirnwindungen hat sich etwas niedergeschlagen, was die Philosophen und die Panegyriker unter den Dichtern Lebenserfahrung zu nennen pflegen.

Ist es nicht ein Wunder? Dieses harmlose Gemüt, ein Mann, der an Orden glaubt, wo schon findet sich das noch heutzutage, ein ahnungsloser Anfänger in der Welt, der die Liebe sucht und für seinen König ficht — selbst dieser Ahnungslose kennt schon die Ränke der Ausleger, will sagen der Schnüffler, Mistrieher, Wortaufschlitzer, die jeden Nebensatz dreimal wenden ob da nicht ein Komma ist das sich auf *sie* beziehen könnte — er kennt sie, sage ich, ja in seiner Unschuld versucht er noch mich zu warnen, mich, der ich in allen Wassern gekocht bin und das Leben kenne und es nehme und sage wies ist: beschissen. O Zeiten! Komm, Bruder, du verdienst daß man sich deiner annimmt, was regnet ist Wasser für zwei, wir schlagen uns durch, und nie wirst du, versichere ich, eine eiserne Ration verschimmelt finden: erstens weil wir keine haben und zweitens keinen Hoflieferant der Profit daraus schlägt: mach dich mit mir ins Gebüsch.

Soldat: Am Siegestag?

Landstreicher: Bruder, stoß deine Illusionen ab bevor man sie dir abstößt, sich rechtzeitig verdrücken ist eine Fundamentalregel, und einen gewonnenen Krieg soll man erst feiern vom General aufwärts. Ich höre schon was wie Trommeln, ich wette da naht einer breitbeinig mit Dickbauch, einer der Drops kaut und die Welt pulverisiert zum angegebenen Zeitpunkt wenns nur im Wachbuch steht, die Luft vertrag ich nicht, komm.

Soldat: Ich habe den Krieg gewonnen!

Landstreicher: (hat zusammengepackt, winkt noch einmal. Ab.)

Feldwebel: (trommelnd:)

Der Tag schießt los reißt eure Ärsche auf
Wer tot ist faul weiter an wems noch zuckt renne zuhauf
Wer einen Schlitz im Bauch hat halte ihn zu
Wens weiter unten traf freu sich er hat bis zum nächsten
Krieg Ruh

Marsch auf Soldat der Tag schießt los der Morgen schlägt ein
Wer da nicht antritt ist ein Landsverräter oder Schwein
Auf abgeprotzt und auf kratzt euch den Schlaf ausm Gesicht
Der König naht mit ihm die Zuversicht

Hats dir das Trommelfell verkrustet?

Soldat: Ich bin ohne Frühstück.

Feldwebel: Siegesfeier und das denkt ans Fressen. Der Krieg ist aus, jeder verpflegt sich allein vom heutigen Datum. Ich hoffe du zwingst mich nicht dir den Dreck aus den Ohren zu stoßen. Stillgestanden!

Ganze Armee — ab! Marschiert zur Parade! Schwenkt — rechts! Haltet — an! Richt euch!

Prinzessin: (sieht schon eine Weile zu. Hält einen Silberteller mit einer Gänsekeule drauf. Ein Fasan kockert.)

Weißt du wie der Vogel heißt der eben schrie?

Feldwebel: Prinzessin königliche Armee zur Abnahme König und Landesvater aufgestellt! Er darf nicht antworten, er ist im Dienst.

Prinzessin: (nimmt ihm die Trommelstöcke weg.)

Soldat: Der Vogel heißt Fasan er ist eßbar. Wenn Sie trommeln wollen wärs besser Sie gäben mir den Teller zum Halten.

Feldwebel: Hältst du Maul bis ich Rührt euch gesagt habe! Rührt euch.

Prinzessin: (während des folgenden leis trommelnd, anfangs wenig geschickt.):

Du bist verwundet?

Soldat: Kleiner Säbelhieb.

Von unten rechts schräg hoch. Nur Haut und Fleisch.

Prinzessin: Ich such ein Kraut für dich. Erzähl mir was.

Soldat: Ein Märchen?

Prinzessin: Bist du so einer dem der Mond zufliegt als Vogel. Wenn er die Hand ausstreckt? Guck nicht so dumm, ich habe geträumt. Als ich noch klein war. Oder gestern?

Soldat: Ich kann Forellen mit der Hand fangen und vorm Mond Aalschnüre stelln. Auch wie die Vögel heißen weiß ich. Nur die Märchen sind weg, wenn du mich ansiehst. Ich denk ein neues, gleich.
(*Auftreten König, Minister, Obermundschenke.*)

Prinzessin: Vater! Wie ist die Waldluft? Und die Vögel, hörst du? Du mußt mir eine Trommel schenken, unbedingt!
(*König winkt sie weg. Soldat behält den Teller. Feldwebel erschrocken, schlägt einen Wirbel, notgedrungen mit den Fingern. Aufstellung zur Zeremonie.*)

Feldwebel: Ach-tung! Majestät ich melde die Armee —

Obermundschenke: (*dreht ihn um.*)

Feldwebel: Herr Obermundschenke euer Gnaden ich melde die Armee —

Obermundschenke: (*schiebt ihn neben den Soldaten ins Glied:*)
Klappe. Majestät, ich habe zu melden —

Minister: (*weist den Mundschenk ins Glied:*)
Danke. Majestät, die Armee ist angetreten.

König: Ja, gut.

Minister: Majestät durch die beachtliche Tapferkeit
Des Heeres vor allem aber durch die Führungstätigkeit
Seiner leitenden Kader und deren Kühnheit haben wir gesiegt
Sowie vermittels eines Sonderhandstreichs die Schatztruhe
des Feindes gekriegt
Wie es im Lied heißt nur mit dem Tapferen ist das Glück
So weiden wir mit Recht unsere Augen an dem kostbaren Stück

Aufbrechen!
(*Soldat, Feldwebel öffnen. Zurück ins Glied.*)

Minister: Leer?

Obermundschenke: (*springt in die Truhe*)
Leer.

Minister: Äußerst und gänzlich leer.

König: O namenlose Schmach! Was soll nun werden? Auch unsere Schatztruhe ist ja leer, die ganze Impertinenz des Feindes zeigt sich erst jetzt von ihrer eigentlichen Seite, ich kann nicht anderes annehmen als daß die Menschheit in einem allgemeinen Niedergang begriffen ist, der Krieg, mein Krieg eine grandiose Fehlinvestition, wo gab es das jemals, Minister, was machen wir nun?

Minister: Die königliche Ordenskiste, Majestät.

Obermundschenke: (*springt aus der Kiste ins Glied:*)
Die Finanzlage später, jawohl.

König: Mein Volk! An diesem denkwürdigen Tag der zusammenfällt mit dem Tag des Sieges bei Hackland vor sieben Jahren des Sieges bei Rehbrück vor elf Jahren sowie der Schlacht am Holzwäldchen.
Wieso der Schlacht und nicht des Siegs, Minister?

Minister: Sie ging verloren, Majestät.

König: Dann soll man streichen!
vor achtundsiebzig Jahren der Schlacht um die Schafsteiche vor neunundsiebzig des Sieges am Schneeloch vor achtzig.
Wieso am Schneeloch, war nicht damals Winter?

Minister: Der Gregorianische Kalender, Majestät,
Er bringt Verschiebungen. Auch kalkulierten wir
Die Unzuverlässigkeit dieser Chronisten damals.

König: (*blättert — das Manuskript enthält wenigstens zwanzig Seiten Schlachtaufzählung — bis zum letzten Datum:*)
des Gemetzels am Wotanhals vor eintausendsechshundert- und siebenundneunzig Jahren gedenke ich besonders neben unserer bewährten Führung der tapferen einfachen Soldaten die im Getümmel der Schlacht unerschrocken ihrer Pflicht nachkamen. Mein Volk, der Tag ist groß, der Sieg ist unser. Die königliche Ordenskiste.
(*Er bekommt sie.*)
Was tatst du für den Sieg, Minister, sprich.

Minister: Majestät ich verfolgte die Schlacht durch ein optisches Rohr
So daß ich den Feind nie aus dem Auge verlor
Auch gab ich Richtlinien und Hinweise jederzeit
Mit beharrlichem Mut und großer Tapferkeit

König: Großes Verdienstkreuz am doppelten Goldband. Mach so weiter.
(*Er dekoriert den Minister.*)
Obermundschenke.

Obermundschenke: Das Verfolgen der Schlacht die Begutachtung der Pläne
Versteht sich von selbst so daß ich es vor Majestät nicht erwähne
Zusätzlich hatte ich mittags nachts und jeglichen Morgen
Die Armee den Stab und den Troß mit Speisen und Getränken zu versorgen

- König: Erfreulich, gut. Das mittlere Verdienstkreuz, halbes Goldband.
(Dekoriert. — Zum Feldwebel:)
Nun, und?
- Feldwebel: Ich machte den Feind aus wie die Richtung aus der er kam, ich bestimmte das Visier, ich ließ Gräben ausheben, ich scheuchte die Armee ins Stroh abends und aus dem Stroh morgens, ich filzte die Kerls, ich wies die Huren aus dem Feldlager oder hinein je nachdem ob zur Armee oder zum Stab, ich hätte unnachtsichtig zugehau wenn einem nur der Gedanke an Rückzug aus der Hose gestunken hätte, Majestät.
- König: Brav. Die Kleine Verdienstspange.
- Minister: (dekoriert den Feldwebel.)
Erlaubt mir, Majestät, ich schlage vor,
Ein Großes Kreuz am dreigeflochten Goldband
(Soldat tritt vor — jetzt wäre er an der Reihe)
Zu widmen der Prinzessin, (Soldat zurück) die sich höchst
Tapfer hier auf dem Feldherrnhügel aufhielt,
Was Kampfesmut in aller Herzen senkte.
- Obermundschenke: Auf den Bäumen saß sie rum das Fröchtchen, es ist ein Skandal. — Ich höre Verdienstkreuz Majestät, mir schiene Großer Stern am Siebenfachen Goldband angemessener.
- König: Den Orden kenn ich nicht.
- Obermundschenke: Ihr könnt ihn stiften!
- König: Richtig, ich stifte. Stell dich zu mir, Tochter.
- Prinzessin: Wieder das Ischias, Vater, daß du so krumm stehst? Es sind diese kalten Mauern im Schloß, sieh mich an, drei Tage Waldluft und ich schlafe die ganze Nacht durch und kann einen Fasan am Geschrei erkennen, sogar rotwängig wäre ich sagen sie. Willst du nicht noch einen Krieg machen, ich meine einen wo keiner verwundet wird, vielleicht mit Tannenzapfen, du könntest selbst mit werfen: man sagt davon gehn die Schmerzen.
- König: Die Luft hier scheint mir weithin unbekömmlich.
Der Krieg — nun, Obermundschenke?
- Obermundschenke: Ist zu Ende.
- König: Idiot. — Minister?
- Minister: Die Finanzen schrumpften.
Das Heer, obzwar sehr siegreich, ist geschwächt
Vorläufig durch Verwundung.

- König: Du hörst, riech nicht in was das widerstinkt,
Die Lage ist die Lage ist die Lage.
Nimm deinen Orden, Abfahrt, mir ziehst am Hals.
- Prinzessin: Das steht mir nicht. Nein, viel zu groß. Und siebenfachen Goldband, wo soll das Platz haben an mir. Es ist auch aus der Mode, Vater. Vater, gib den Orden dem Soldaten, er ist verwundet und weiß Märchen.
- König: Wem sagst du?
- Prinzessin: Dem!
- König: Was hast denn du geleistet?
- Soldat: Gekämpft.
- König: Ah. Wie? Er hat gekämpft.
- Minister: Gekämpft.
- Obermundschenke: Gekämpft!
Wies jeder Dummkopf kann. Kämpft. Geltungssucht.
(Der Hof will gehn.)
- Prinzessin: Er ist verwundet, Vater.
- Soldat: Majestät —
- Obermundschenke: Du unterstehst dich!
- Soldat: Ich bitte um meinen Abschied.
- Minister: Den hast du so und so. Was soll dem König
Ein Kämpfer, der, blessiert, nicht kämpfen kann?
- Soldat: Dann wäre die Löhnung.
- Obermundschenke: Geldgier und Geltungssucht. Wie ich es ahnte.
- Soldat: Majestät, ich diene Euch. Ich diene Euch treu. Ich allein habe den Feind verfolgt, der hier hat nur vorwärts vorwärts gebrüllt —
- Feldwebel: Er lügt! Ich fusilier ihn kalt! Befehlt mirs!
- Soldat: — zehn hat er mit dem Säbel hingemacht, das stimmt, allerdings Weißgänse, das Geschrei muß der liebe Gott gehört haben. Der hier hat sich gemästet, für den Stab Kapaun, für mich gelbe Erbsen, dem Minister fiel sein Rohr aus der Hand nach jedem Knall, hinterher hat er mir ausrichten lassen wie ich den Feind hätte schneller verfolgen sollen. Auch bin ich verwundet.
- König: Minister?
- Minister: Hätte er wahrhaft klug gekämpft, wär er
Ganz hochwahrscheinlich nicht verwundet worden.
- Obermundschenke: Und kämpft er wahrhaft tapfer, hätte ihn der Heldentod
Ereilt.

Minister: Von Löhnung steht zudem nichts im Gesetz.
König: Gesetze sind Gesetz. Wer hat hier Kleingeld?
Minister: Nichts, Majestät. Ein letztes Silberstück.
Obermundschenke: Nichts, nichts, ich muß nicht nachsehn.
Feldwebel: Einen Kreuzer.
König: Gib ihn dem ab. (Feldwebel tut.)
Du siehst, es fehlt an Kleingeld,
Wie überhaupt an Geld, fatalerweise.
Und nun geh heim, und muck dich nicht, sonst laß
Ich dich einlochen, nur die Luft hier hindert
Mich, nicht nur daß es zieht, es fliegen, spür ich,
Widernatürliche Gifte durch den Wind:
Nicht wunderts mich, beflög hier der Fasan
Die Adlerin, verschworen sich die Hasen
Gegen den Fuchs, und säugte, Perversion,
Die Ricke selbst das Wolfskind. Üble Zeichen
Sind in der Luft, es riecht nach Aufruhr, schlimm
Steht um das eigene Blut, die Königstochter
Steigt hier auf Bäume, schläft migränelos,
Bitter fürn Pöbel, ja, der Landsknecht, statt
Wie früher, zwanzig Kugeln in den Därmen,
Fürs Staatswohl frohhals singend hinzuröcheln, hängt
Aufrührerisch am Leben, Gipfelpunkt: der Krieg
Schröpft nicht nur Arme, nein, der König selbst
Steht mit gefallenem Aktien leer im Wind: das ist
Die Dekadenz. Ja, Jeremia gleich
Könnt ich hingehn, die Ebenen anzufüllen
Mit Kündigung unerhörten Niedergangs,
Blutiger Finger, plangeschliffner Schlösser,
Enteigneter Fabriken: fühl ich nicht
Den Zugwind böß am Hals, krümmt nicht die Wirbelsäule
Sich unterm Gift, das umgeht, derart weisend
Gesundheit in mir, die sich widersetzt.
So birgt Gefahr das Rettende. Wir gehn
Den Basilisk der Krise zu bestehn.
(Hof ab. Feldwebel folgt. Prinzessin zögert. Soldat reicht
ihr den Teller. Sie nimmt ihn.)
Prinzessin: Ich hätt noch gern das Märchen. — Bist du hungrig?
(Der König winkt ihr, böse. Sie läßt dem Soldaten Teller
und Gänsekeule. Geht. Der Feldwebel kommt zurück, Ober-
mundschenke folgt kontrollierend. Feldwebel nimmt dem

Soldaten den Teller, läßt ihm die Gänsekeule. Mit Teller
und Gulaschkanone ab. Obermundschenke nimmt dem Solda-
ten auch die Gänsekeule. Ab.)

Soldat: Du haust den Feind, läßt dir den Arm zerhaun,
Und darfst am End den eignen Darm verdaun.

Und wo finde ich jetzt Arbeit? Hätte ich auf den Land-
streicher gehört, nicht mal bei den Räubern werden sie mich
nehmen mit dem Arm, indessen was hilft, ich muß mich
aufmachen, aber wohin? in die Welt, heißt es in den Büchern,
also in die Welt.

(Nimmt den Tornister. Geht. Singt:)

Reglindis dein Haar war lang wie die Sünde
So lang wie unsre Lust
Sie hatte zwei Tannennadeln am Bauch
Und ein Gras an der weißen Brust

2. Bild

Am Brunnen. Ein Baum. Später im Brunnen.
Der Soldat, marschierend.

Hexe: (Tragkorb auf dem Rücken, jung, etwas verwahrlost, aber
saftig im Fleisch.)

Brüderchen, he! Möchtest die Zeit einholen? Schaffts nicht,
Söhnchen, Brüderchen — denkst du holst sie ein, sie sitzt dir
im Nacken und nagt dirs Haar weiß. Wohin des Wegs?

Soldat: Irgendwohin. Gradaus.

Hexe: Irgendwohin, wie hübsch du sprichst, schönes Ziel.

Soldat: Besser als nirgendhin.

Hexe: Was für ein Dialektiker, Brüderchen. Möchtest vergessen daß
irgendwohin immer nirgendhin ist, s ist nur ein Weg für
alle, der geht, bis er aufhört, dann bist du angekommen,
Söhnchen, im Nirgend und Nicht.

Soldat: Hast du was übrig fürn ausgedienten Soldaten?

Hexe: Recht so, Brüderchen, pfeif auf die Philosophie, übrig wär
einiges, wenn du Augen hast für zweierlei Rundes, und ein
Ellbogen tiefer wüßte ich noch mehr, ein süßes Nichts, auf
unser Gespräch zurückzukommen, mit einigem Rundum
das dir schmecken könnte, wolln wir uns nicht niederlassen?

Soldat: Ich meinte was zu beißen.
Hexe: Du sprichst von Brot, zum Beißen wär bedenk ichs mehreres an dir, aber wem nicht danach ist laß hängen, reden wir von Brot: schönes Schwarzbrot, gelagert und feucht, weltuntergangsmäßig billig: zwei Kreuzer.
Soldat: Laß mirs für einen.
Hexe: Soldat mit einem Kreuzer tief im Wald
Im Magen heiß und unterm Magen kalt ...
Soldat: Wenn du mich auslachst, geh ich.
Hexe: Tu mirn Dienst.
Soldat: Ja, wenns nichts Böses ist.
Hexe: Bös nicht, gefährlich. Unter meinem Rock wärs sicherer.
Soldat: Ich fürchte keine Gefahr.
Hexe: Seit wann ist die Armee moralisch? Schlag dich voll.
(Holt ein Brot aus dem Korb. Der Soldat ißt.)
Soldat: Und welcher Dienst?
Hexe: Einkriech ins Brunnenloch da auf dem Grund
Sitzen fünf Kröten und ein Höllenhund
Fletscht er dich an so pack ihn auf dies Tuch
Nur hast du Angst krepierst du steht im Buch
Greif was du greifst dann hinter die eiserne Tür
Dort liegt ein Feuerzeug das bringst du mir.
Soldat: Hund, Feuerzeug. Schon alles?
Hexe: Fast
Doch komm nicht auf bevor dus Feuerzeug hast.
Es ist ein Erbstück von meiner Großmutter, Schrulle im Testament, man solls immer bei sich tragen, fiel einmal rein und ich hatte keinen der mirs raufholte; beziehungsweise wenn du Gerippe siehst sinds die über die die Angst kam unten, ich habe dich gewarnt.
(Letzter Versuch: sie läßt sehr viel Bein sehen.)
Soldat: Wie komm ich auf den Grund?
Hexe: Im Korb. Ich halt ein Seil und laß dich ab.
(Soldat steigt ein. Die Hexe läßt das Seil über eine Rolle am Baum laufen. Korb ab.)
Hexe: So fährt er warm ins Loch, der kühle Held.
Trittst du auf Schädel, grüß sie von der Welt!
(Sie zieht ein Messer aus dem Kleid, beginnt es zu schärfen. Singt:)

War ein junges Messerchen
Trübte noch kein Wässerchen
Mußt es doch erleiden
In den Baum
In den Baum
In die junge Rinde schneiden

(Probiert die Schärfe.)

Man könnte sentimental werden wenn man an dich denkt
Brüderchen jung und stramm, ein schönes Paar hätten wir
sein können und uns im Laub gewälzt daß die Hasen vor
Geilheit geborsten wärn,
(Singt:)

War ein junges Messerchen
Trübte noch kein Wässerchen
Mußt es doch erleiden
In das Brot
In das Brot
In die schwarze Rinde schneiden

(Prüft das Messer am angebissenen Brot. Es ist sehr scharf.)
Und wie lange du lebst hättest du bestimmt, nur wer trägt
wird in der Liebe verfettet, nur wer verfettet langweilt
vorn und hinten und mahnt den Geist daß ein Mann auf
wenigstens zwei Arten sattmachen kann.
(Singt:)

War ein junges Messerchen
Trübte noch kein Wässerchen
Mußt es doch erleiden
In das Brot
In den Baum
In das rote Fleisch einschneiden

aber leider, Brüderchen, wer solls verantworten daß du rum-
läufst unter den Leuten mit meinem Geheimnis vom Feuer-
zeug oder mit dem Geheimnis daß da ein Geheimnis ist,
ganz abgesehen diese rüplige Frigidität — halt dich scharf
Messerchen, heut wirst du entjungfert an einem Seil, so ist
Politik: wer wen.
(Sie hebt den Arm mit dem Messer. Verharrt in der Pose.)

Die Brunnenmauer wird transparent. Unten der Soldat. Unordnung, Gerippe, Kröten.

Soldat: Es stinkt nach Grusel. Fettig kriechen Asseln
Dir unters Hemd; ein quappiger Regen prasseln
Die Kröten schräg ins phosphorne Gebein.
Verwesung blakt. Hier gehst du sprachlos ein.

Mach dich von meinem Kopf, ekelhaftes Vieh, ihr alle
(*Er wirft eine Kröte an die Wand. Es rieselt.*)
macht euch weg, ich warne euch, ich bin der Soldat und ver-
giftet, falls ihr mich anbeißen wollt. Ruhe!
(*Es knurrt. Zwei Lichter gehn an: der Hund. Das Märchen
hat drei: mit Augen groß wie Teetassen, Mühlräder, Kirch-
türme.*)
Aha. Und weder Schinken noch Wurst. Wie ruft man dich,
Freund, Pluto oder Plutonium oder Uran wenn wir schon
davon reden, wie dem auch sei runter von deiner Truhe aufs
Tuch, und die Augen groß daß ich sehn kann was drin ist,
(*Setzt den Hund aufs Tuch, öffnet die Truhe.*)
und was ist drin, was kanns nur sein: entweder eine Mine
oder Gold, und was ist es: es ist beides, eine Goldmine,
Gold Gold Gold, und zwar gemünztes, und nun ein Loblied
auf die immensen Taschen die dem Soldaten in die Hose
genäht sind und seine Umsicht: die Knobelbecher er wählt
sie nicht eng, hier hat vieles Platz, ah. Und zurück in den
Korb, dann soll die Welt sehn. (*Nimmt das Feuerzeug*)
(*Die Brunnenmauer verliert ihre Transparenz.*)
(*Oben. Die Hexe in Pose. — Die Hexe zieht den Korb auf.*)
Hexe: He Brüderchen wie bist du schwer!

Soldat: Bin voll vom Gold!

Hexe: Bald bist du leer!
Die Erd ist ungerecht doch rund
Kommst langsam auf fällst schnell zu Grund.
Das Feuerzeug hast du oder nicht

Soldat: Zerr schneller ich habs der Korbgrund bricht

(*Die Hexe macht das Seil fest, greift das Messer.*)

Hexe: Daß ichs erkenne zeigs mir hoch

Soldat: Zieh auf der Boden wird zum Loch

Hexe: (*schneidet das Seil an:*)

Erst zeigs obs auch das rechte ist

Soldat: Du siehst es nie wenn du nicht ziehst.
(*Sein Oberkörper wird sichtbar — offenbar ist er auf den
Korbrand gesprungen —, er schwingt sich aus dem Brunnen.*)
Mißtrauisches Weib, dank Gott daß wir Frühsport hatten
beim Barras, sonst läg ich jetzt unten dein Feuerzeug mit.
(*Er zieht den Korb aus dem Brunnen. Der Boden fehlt.*)
Hast du die fliegende Hitze solltest du Baldrian nehmen
oder heiraten, man sagt das hilft. Wolln wir was rauchen?
(*Er will Feuer schlagen.*)

Hexe: Hundesohn gibts her rührs nicht an rück es raus!

(*Verfolgung.*)

Soldat: Reg dich nicht auf du kriegst ja. Komm!

(*Er legt das Feuerzeug auf den Brunnenrand, setzt sich,
spielt mit dem Seil. Entdeckt die angeschnittene Stelle. Und
daß die Hexe das Messer hat. Er hat das Seil.*)

Ah! Weib! Kenn ich dich, hinterhältige Aufzucht aus einer
Hure und ihren Krätzmilben, welche Gonokokken sind dir
unter die Hirnschale gefahren daß du mich abschneiden woll-
test nachdem du deins hattest, komm ruhig nah, halt mir
dein Fleisch unter die Nase, du riechst nicht wie andere, eine
Marketenderin unter ein Regiment gelegt ist ein Duftkissen
gegen dich, denn du stinkst nach Mord, nach Abschlachten
und Menschenfleischkammern, nach Verwesung und Dolch
in den Bauch und zweimal umdrehn und dann zusehn wies
ausläuft, Gott steh mir bei wenn ich deinen Anblick nicht
länger ertrage und die Menschheit von diesem befreie: in den
Korb, halt dich am Rand fest und bete für das Seil das du
präpariert hast, da ist Brot für drei Tage, (*wirft es hinterher*)
amen. Pfui Teufel, und jetzt eine Quelle.
(*Eine Quelle beginnt zu rieseln. Er wäscht sich.*)
Erst den Krieg gewonnen, dann die Hexe — ich fürchte ich
bin eine Art Wohltäter für die Menschheit. Jetzt aber werde
ich auch was davon haben.

Knapp weg vom Tod, geschunden und blessiert,
Komm ich nun neu zur Welt. Und kauf sie mir.

(*Aus dem Brunnen hört man die Hexe.*)

Ruhe da unten!

(*Er schüttet das Gold aus den Stiefeln in den Tornister.*)

*Nimmt Feuerzeug, Tabakspfeife — steckt beides ein: kein
Tabak. Ab.)*

Der Brunnen wird noch einmal transparent. Unten sitzt die Hexe.

Hexe:

Lauf Brüderchen. Dir selbst rennst du nicht weg.
Du nimmst den Mund voll, frißt den feuchten Dreck,
Du wärmst den kalten Dreck im lauen Bauch,
Du scheißt ihn aus. Schon balde ruhest du auch.

Wenn ich nichts seh heißt das: ich seh genug.
Wenn du was siehst dann machts dich nicht mehr klug.
Wie du dich abmühst bringst du doch nicht fort.
Denn was du nicht begreifst: die Welt ist Mord.

Wer aber ohne Morden leben will,
Muß besser morden sonst macht man ihn still,
So schießen sie sich immer eiliger ab,
Die letzten Kugeln treffen schon das Grab.

Dort faulest balde Brüderchen auch du.
Die Welt stinkt ab. Ich seh von unten zu.

(Vorhang.)

Konrad Farner
Realismus in der bildenden Kunst

Rede, gehalten zur Eröffnung der Kunstaussstellung SITUATION 66 — Europäische, realistische Kunst.

Vor noch nicht allzulanger Zeit ist das Gespräch über realistische Kunst als eine antiquierte Angelegenheit betrachtet worden, und nur Marxisten behandelten dieses Thema, um erst noch von einseitigen, zum Teil falschen Prämissen auszugehen. Wenn man gleichwohl über den Realismus in der bildenden Kunst diskutierte, so stritt man meistens um die mehr als problematischen Begriffe Gegenständlichkeit und Abstraktion, um sie mit Realismus und Idealismus zu identifizieren, wobei man unter anderm vergaß, daß gegenständliche Malerei idealistisch sein kann — vergegenwärtigen wir uns die Landschaften Poussins oder Claude Lorrains — und daß abstrakte Kunst sehr reale, konkrete Elemente des Menschen zu fassen vermag — denken wir nur an die Arbeiten Max Bills. Heute jedoch ist die Diskussion um den Realismus in der bildenden Kunst geradezu Mode geworden und bald möchte ein jeder Künstler bis hin zu den Veranstaltern von Happenings ein Realist, wenn nicht ein Super-Realist sein. Ja, die Diskussion gerät bereits in die Gefahr, zum Palaver abzusinken, und nicht umsonst hat anlässlich der Ende Oktober vorigen Jahres in Wien stattgefundenen internationalen Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Literatur nach langen, heißen Debatten der slowakische Dichter Ladislav Mňačko ausgerufen: „Hol der Teufel den ganzen Realismus!“.

Tatsächlich könnte man den selben Wunsch anbringen angesichts der vielen sogenannten Realismen, die während der letzten Jahrzehnte in der Kunstgeschichte aufgetaucht sind und zum Teil wieder verschwanden. Wenn ich mich zurückerinnere an die zahlreichen Begriffe, die mir begegneten, so kann man füglich von einem etwas allzuüppigen Krautgarten des Realismus in der bildenden Kunst sprechen: Bürgerlicher Realismus, Proletarischer Realismus, Sozialer Realismus, Sozialistischer Realismus, Kritischer Realismus, Veristischer Realismus, Neo-Realismus, Sur-Realismus, Magischer Realismus, Poetischer Realismus, Imaginativer Realismus, Intuitiver Realismus, Konstruktiver Realismus, Funktioneller Realismus, Personalistischer Realismus, Metaphysischer Realismus, Emblematischer Realismus, und so weiter, und so weiter; und seit der vor kurzem stattgefundenen Ausstellung im Schloß Moissbroch zu Leverkusen haben wir noch einen „Realismus der Symptome“ zu verzeichnen. Ich hoffe nicht, daß diese jetzige Ausstellung wieder einen neuen Realismus

gebären wird, denn ich wage anzunehmen, daß die Augsburger bereits am Realismus ihres Bertolt Brecht mehr als Genüge haben, und zudem ist beizufügen, daß die Fugger gewiß zu den größten Realisten gezählt werden dürfen, wenn auch nicht in der bildenden Kunst, so doch in der Kunst des Wirtschaftens.

Nun aber, was ist denn eigentlich Realismus? Im allgemeinen versteht man darunter Wirklichkeitssinn; sich auf das Wirkliche stützend; eine die Dinge und Zusammenhänge illusionslos betrachtende Haltung. In der bildenden Kunst eine Methode, darin bestehend, die Wirklichkeit als objektive Welt in ihrem wesentlichen Inhalt wahrheitsgetreu wiederzugeben, zu widerspiegeln.

In diesem Fall wären demnach zum Beispiel die Porträtbüsten des spätrepublikanischen und cäsarischen Rom ausgesprochene Werke eines solchen Realismus. — Zu Beginn der zwanziger Jahre haben wir als Kunststudenten oft im Souterrain des Pariser Louvre Schabernack getrieben, indem wir unter anderm diesen römischen Marmorköpfen unsere Mützen und Hüte aufsetzten: als Gegenüber fanden wir dann plötzlich nicht Senatoren und sonstige reiche Herren der Antike, sondern tolle Gangster des zwanzigsten Jahrhunderts mit Gesichtern aus dem Photoalbum der Kriminalpolizei.

Realismus? Gewiß, wenn nicht Naturalismus! Denn die Antike identifizierte diese beiden Begriffe weitgehend, wie denn auch als geniale Malerei ein Wandbild bezeichnet wurde, das Weinstöcke mit Trauben zeigte, die so treffend gemalt gewesen seien, daß die Vögel darauf zustießen, um die Beeren zu holen. Übrigens war das meistgespielte Theaterstück des kaiserlichen Rom, das mehr als zweihundert Jahre lang immer wieder aufgeführt wurde, ein Drama des Dichters Catull, das die Heldentaten und Untaten des Räubers Laureolus zum Inhalt hatte; der Darsteller des Laureolus wurde jeweils in letzter Minute mit einem zum Tode Verurteilten vertauscht, den man dann auf offener Bühne hinrichtete. — Was sind unsere neuesten Happenings dagegen für naive, harmlose Kinderspiele, obschon sie im Grunde auch nichts anderes sind als kraß naturalistische Schauerstücke! — Naturalismus? Realismus?

Wir sehen, daß die These, Realismus gebe als Methode die Wirklichkeit wahrheitsgetreu wieder, widerspiegle sie, nicht genügt, weil sie in der Außenwelt verbleibt, wie ja auch einem Spiegel nicht das Innere vorgeführt werden kann.

Nun aber existiert eine erweiterte Fassung des Realismus; sie stammt von Friedrich Engels und wurde deshalb von nicht wenigen Marxisten zum Dogma erhoben. Sie lautet: „Realismus bedeutet, außer der Treue des Details die getreue Wiedergabe typischer Charaktere unter typischen Umständen.“

Genügt diese Definition? Was die römischen Porträtköpfe anbetrifft, gewiß, auch wenn die Porträtierten unter andern Umständen zu Gangstern werden können, denn vielleicht sind gewisse Umstände gar nicht anders geworden. Ebenfalls genügt die Engelsche Definition für den Großteil der Kunst des bürgerlichen Zeitalters, weil sie im Grunde eine Definition des ausgesprochen bür-

gerlichsten Jahrhunderts, des neunzehnten Jahrhunderts ist. Sie genügt zum Beispiel für die Porträtkunst von der Frührenaissance bis zu Cézanne, und auf jeden Fall entspricht sie besonders der Kunst von Courbet und Manet und deren direkten Nachfolgern, die man ja auch in der Kunstgeschichte meist unter der Kapitelüberschrift „Kunst des Realismus“ zusammenfaßt. Der bedeutendste deutsche Realist wäre Wilhelm Leibl. Es ist die Zeit von ungefähr 1860 bis 1900.

Aber diese Fassung ist meines Erachtens zu eng, nicht nur begrifflich, sondern auch historisch — denken wir nur an die genialen Realisten Caravaggio oder Hals oder Velazquez, Rembrandt oder Goya oder Hogarth. Und wenn wir schon Diego Velazquez erwähnen, so vergegenwärtige man sich ein Hauptwerk dieses Meisters, die Hilanderos im Prado: auf den ersten Blick stellt es nur das Innere einer Teppichmanufaktur dar, aber dieser erste Blick trügt genau wie die enge Fassung des Realismus, denn das Bild zeigt nichts weniger als eine barocke Allegorie auf das Verhältnis von Gott und Mensch und Arbeit, dargestellt durch die im doppelten Sinne hintergründig geschilderte Sage von der Pallas Athene und der Ariadne, gemalt in szenischer Einheit von symbolischem Fabelgehalt und realistisch gesehener Wirklichkeit der objektiven Außenwelt, eben der Spinnerinnen in einer Teppichmanufaktur.

Oder vergegenwärtigen wir ein Bild, das in jeder Beziehung bürgerlich ist, das Bild der bürgerlichen Revolution des 19. Jahrhunderts: „Die Freiheit, das Volk führend“, von Eugène Delacroix. Dargestellt ist der Barrikadenkampf im Paris des 30. Juli 1830: inmitten der Kämpfer findet sich auf der Barrikade die allegorische Gestalt der Freiheitsgöttin mit der wehenden Trikolore in der Hand. — Ist nun diese Göttin eine „getreue Wiedergabe“ der objektiven Außenwelt, mit „getreuen Details“? So wenig wie die Pallas Athene bei Velazquez.

Die Realismus-Fassung von Friedrich Engels genügt demnach nicht, nicht einmal für die bürgerliche Kunst; genau genommen, nicht einmal für das neunzehnte Jahrhundert. Es zeigt sich, daß nicht nur die Darstellungsarten der Kunst sich ändern, sondern auch die Begriffe, die diese Darstellungsarten wissenschaftlich zu fassen suchen. Ja, unsere Gegenwart macht offenkundig, daß auch das, was wir unter Kunst und ebenfalls unter Künstler uns vorstellen, immer in Änderung begriffen ist. Vergessen wir nicht, daß die vehemente Ablehnung und Verurteilung jeweils neuer Kunstrichtungen (ausdrücklich: Richtungen, nicht Moden) stets begleitet war vom apodiktischen Urteil: das ist keine Kunst, das hat mit Kunst nichts zu tun, das sind gar keine echten Künstler. Man erinnere sich an die Ablehnung des Caravaggio durch Poussin, des späten Rembrandt durch die holländischen Notablen, des späten Goya durch die feudale Gesellschaft, des Delacroix durch Ingres, der Courbet und Manet und van Gogh, der Impressionisten, der Munch und Hodler, der Fauves, der Expressionisten, der Kubisten, der Abstrakten, der Tachisten durch die jeweils übergroße Mehrheit der Kritiker, des Publikums und der Künstler selber.

Es erweist sich eindeutig, daß ebenfalls die Begriffe der Kunsttheorie und der Kunstgeschichte ihre zeitlichen Grenzen haben, daß es relative Begriffe sind — wie könnten wir zum Beispiel mit Lessings oder Winckelmanns Kategorien ein modernes Bild fassen, die präkolumbische Kunst Altamerikas, oder die mykenische Kunst? Und ebenfalls erweist sich, daß die ästhetischen Kategorien, wie übrigens alle Kategorien und Begriffe der Wissenschaft, gleichgültig, ob es sich um ökonomische, politische, philosophische, psychologische, biologische, sogar physikalische handelt, im Laufe der Jahre meist zu verabsolutierten Kategorien werden, zu Schablonen, sogar zu kategorischen Imperativen als Dogmen — denken wir nur an die Auseinandersetzungen innerhalb der modernen Kunsttheorie, zum Beispiel an den „Sozialistischen Realismus“ oder an dessen größte Antithese, die „Abstrakte Kunst“: die Dogmen wurden von Kirchenlehrern imperativ verkündet, gleichgültig ob sie Schdanow oder Grohmann heißen, und von kirchfrommen Gläubigen unkritisch übernommen.

So ist es gewiß nicht zufällig, daß heute wieder versucht wird, den Begriff Realistische Kunst zu modifizieren, zu erweitern, der jetzigen Wissenschaft entsprechend sogar funktionell zu fassen, und zwar nicht nur in Anbetracht der Kunst unserer pluralistischen, differenzierten Gegenwart, sondern, das sei festgehalten, auch in Anbetracht der realistischen Meisterwerke der Weltkunst überhaupt. Nebenbei bemerkt: das besagt ausdrücklich nicht, es gäbe keine grandiosen Meisterwerke des Idealismus — Idealismus wie Realismus als geistiges Verhältnis zur Welt gedacht — im Gegenteil: denken wir nur an Duccios „Maestà“, an den Genter Altar der Brüder van Eyck oder an das „Reich der Flora“ von Poussin, die zu den stillsten und zugleich gewaltigsten Bildern des Abendlandes zählen.

Gestatten Sie, sehr geehrte Anwesende, daß ich den Versuch unternehme, in Kürze zwölf willkürlich gewählte Meisterwerke des Realismus zu sichten (und zwar in historischer Reihenfolge), damit meine Ausführungen nicht allzusehr in der bloßen, unanschaulichen Theorie verbleiben:

Giotto, „Der Kuß des Judas“. Unbarmherzige Fassung des Verrats, hintergründiges Politikum des damaligen Padua als Forum wirklicher Geschichte, im Auftrag eingebettet in die religiöse Szene biblischer Erzählung, bleibendes Symbol der Arglist;

Konrad Witz, „Der wunderbare Fischzug“. Kühne Verweltlichung eines Wunders als Hineinstellen der Metaphysik in das Physikum einer sehr realen Landschaft: nicht der See Genezareth mit den Bergen Galiläas sondern der Genfer See mit den Bergen Savoyens ist die Kulisse als Wirklichkeit;

Grünewald, „Isenheimer Altar“. Ergreifendster Ausdruck menschlicher Hingabe und Gott-Verlassenheit, heimliches Gleichnis für die ungeheuerliche Niederlage des Volkes im Bauernkrieg als Zerstörung chiliastischer Hoffnung;

Tizian, „Karl V. am Abend von Mühlberg“. Bildhafter Mythos als Verdichtung abendländischer Geschichte: der letzte Herrscher über ein Reich, in dem die

Sonne nicht unterging, weiß, daß sein Sieg von 1547 nur ein Pyrrhussieg ist über die unweigerlich kommende, ihm gegensätzliche Neuzeit.

Altdorfer, „Alexanderschlacht“. Die in der bisherigen europäischen Kunst gehaltreichste Identität von Mensch, Geschichte und Kosmos, Sinnbild dafür, daß größter Sieg und größte Niederlage nur Teil sind des immerwährenden Wandels eines unendlichen Universums.

Velazquez, „Die Übergabe von Breda“. Nobelste Darstellung politischer Ritterlichkeit, unmittelbare Veranschaulichung zweier gegensätzlicher Klassen, der feudalen des damaligen Spanien und der bürgerlichen der damaligen Niederlande, geschichtlicher Realismus in extenso;

Rembrandt, „Der Mann mit dem Goldhelm“. Reichtum und Armut in erregender Verspannung, der Prunkhelm des Cäsar auf dem Haupt des Bettlers als unbarmherzige Selbsterklärung, als Grenzsetzung menschlicher Existenz;

Watteau, „Der Gilles“. Maskenloser Maskenträger als Symbol unserer eigenen Verwandlungen, unserer vielen eigenen Gesichter und Gesichte, einfältig in der Vieldeutigkeit und zugleich kompliziert in der Simplizität, Teil des ewigen theatrum mundi;

Manet, „Olympia“. Drastische Entlarvung gesellschaftlicher Tabus, eindeutige Wiedergabe menschlicher Entfremdung, illusionslose Darstellung der Versachlichung, Teil dieser bürgerlichen Versachlichung selber;

Kokoschka, „Die Windsbraut“. Einbettung der menschlichen Liebe in das Universum: die Liebe des Mannes ist die Welt, die Welt des Weibes ist die Liebe, beides gleichstarke Elemente der Hingabe, gleichtragende Säulen des menschlichen Kosmos;

Max Ernst, „Die ganze Stadt“. Von Menschen völlig entleerte Stätte, in kalten Mondschein getauchte, erstarrte, unheimlich leblose Landschaft, nur von Distelgestrüpp umrankt, mit Schablonen 1935 gemalt als realistische Vorwegnahme kommenden Unheils;

Picasso, „Guernica“. Radikalstes und simpelstes Charakteristikum unserer gewalttätigen Zeit: barbarische Untat, Schrecknis der unschuldigen Kreatur, Schimmer der Hoffnung als winziges Licht.

Alle diese zwölf Bilder sind Meisterwerke des Realismus, denn in ihnen ist, um Worte des Atomphysikers Werner Heisenberg zu gebrauchen: „die Gesamtheit der Zusammenhänge eingefangen, die sich zwischen dem forschenden Bewußtsein und der Welt als seinem objektivierbaren Inhalt ausspannen“.

So ist das realistische Kunstwerk Ausdruck menschlicher Daseinsverfassung, weil es die Spannung, genauer: die Verspannung in Permanenz darstellt. Es ist die Verspannung von objektiver Außenwelt als gesteigerte Objektivität und subjektiver Innenwelt als gesteigerte Subjektivität. Es ist zugleich die Verspannung des Menschen als Objekt der Welt, der Natur, als Objekt der Geschichte, als gesellschaftliches Wesen, als Determinante der Umstände, mit dem Menschen als Subjekt der Welt, der Natur, als Subjekt der Geschichte, als Individuum, das

Geschichte versteht, tätigt, verändert. Das Bewußtwerden und Bewußtsein dieser Verspannung ist demnach Engagement als realer Teil des immerwährenden dialektischen Geschichtsprozesses.

Das Kriterium für die realistische Kunst befindet sich also nicht im Raum des Ästhetischen, und nicht im Raum des Manuellen oder Technischen, der Art des künstlerischen Schaffens, sondern im Raum der Anthropologie, der menschlichen Wirklichkeit als Ganzes. Das Kriterium für die realistische Kunst ist gegeben durch die Art und Weise der Befragung und Beantwortung der Wirklichkeit. Und fragen wie antworten sind Sache nur des Menschen, der sich inmitten der Geschichte befindet, der die Geschichte ändert und durch die sich ändernde Geschichte wieder selber geändert wird.

Realismus in der bildenden Kunst ist demnach ein spezifisches Verhältnis zur Geschichte, ein ganz besonderes Verhältnis des Künstlers und mit ihm des Kunstwerkes zur Wirklichkeit, und zwar, wie der slowakische Kunstwissenschaftler Marian Váross definiert: ein forschendes, entdeckendes Verhältnis. Realismus ist demnach ein anthropologisches Verhältnisphänomen, ist in dialektischer Einheit Kenntnis-Erkenntnis-Bekenntnis des als Künstler tätigen Individuums im Gesamtprozeß der Geschichte, ist Funktion, und zwar gesellschaftliche Funktion.

Realismus in der bildenden Kunst ist, wie bereits gesagt, keine Sache der Ästhetik, gleichgültig, ob es eine Ästhetik in irgendeiner Nachfolge Wölfflins betrifft — Wölfflin war der letzte bedeutende Theoretiker der bürgerlichen Ästhetik —, oder ob es sich um den Streit im marxistischen Lager handelt, wo die verabsolutierende Einengung als parteipatriotischer „Sozialistischer Realismus“ in unwissenschaftlicher Simplifizierung ebenso undialektisch ist wie die Antithese der verabsolutierenden Ausweitung ins Unbegrenzte als Gleichsetzung der Kunst mit der Wirklichkeit schlechthin, als Pan-Realismus oder als „Realismus ohne Horizont“, wie ihn Garaudy verfißt.

Realismus in der bildenden Kunst ist ebenfalls nicht, wie bereits gesagt, eine Sache der künstlerischen Technik, der Art und Weise der Darstellung, des Schaffens, der Mitteilungsform. Im Gegenteil: wie unsere Kenntnis der Welt immer differenzierter wird, unsere Erkenntnis immer komplexer, aber auch komplizierter, so werden auch die Mitteilungsformen des Künstlers — nicht nur des Wissenschaftlers — immer differenzierter, vielfältiger. Ja, man darf behaupten, daß der Schaffensprozeß des Künstlers noch nie in der ganzen bisherigen Geschichte der Kunst so vielfältig gewesen ist wie heute, und zwar nicht nur materiell, sondern auch essentiell; unbedingte Folge der immer differenzierter werdenden Fassung der Wirklichkeit.

Und da ein realistisches Kunstwerk im Grunde nichts anderes ist als beispielhafter Entwurf der Wirklichkeit (denken Sie an die zwölf vorhin erwähnten Meisterwerke), so muß der realistische Künstler die Fähigkeit besitzen, die neuen Ausdrucksmöglichkeiten zu beherrschen: Es gibt grundsätzlich keine

Grenzen dieser Möglichkeiten, gleichgültig ob es sich um die herkömmlichen Techniken der Zeichnung oder der Graphik, der Malerei oder der Skulptur handelt, oder um Kinetik, um Lichteffekte, um Collagen und Montagen, um die Zusammensetzung oder Zusammenstellung von objets trouvés, um Assemblagen jeder Art, um Tropfentechnik oder Spritztechnik, um manuelle oder maschinelle Vibrationen, um Photographie . . .

Und ebenfalls handelt es sich nicht darum, ob Kenntnis-Erkenntnis-Bekenntnis gesamthaft als funktionelles Verhältnis zur geschichtlichen Realität sich mehr bewußt oder unbewußt, rational oder visionär, denkerisch oder gefühlsmäßig, sich mehr als Tagwelt oder als Traumwelt, als Allegorie oder als Parodie, als metaphorische Abstraktion äußert. Auch hier sind den Möglichkeiten als Spannungen, Verschiebungen, Überlagerungen keine Grenzen gesetzt.

Nein, die forschende und entdeckende Beziehung zur Welt besitzt ein anderes Grundkriterium: der beispielhafte Entwurf der Wirklichkeit als künstlerischer Mythos, und zwar als falscher oder als echter Mythos.

Falsche Mythen, das sind: Verhüllung gesellschaftlicher Verhältnisse und deren Widersprüche, Restaurierung und Konservierung überholter Bedingungen und Vorstellungen, Erzeugung gesellschaftlicher und individueller Illusionen, Verbleiben bei bloßen Zeichen als rationale oder irrationale Semantik, Nur-Optimismus als sogenannter „Sozialistischer Realismus“ mit kommunistischen Helden-Siegfrieds, Nur-Pessimismus als nihilistische, unabänderliche, absurde Demolierung, Verabsolutierung der Vernunft oder der Unvernunft, der Sinnlosigkeit des Lebens, der Verfremdung, der menschlichen Ohnmacht.

Ich sage ausdrücklich: Verabsolutierung, denn die Darstellung der Verzweiflung, des Entsetzens, der Schrecken, des Grauens als Klage oder als Anklage kann auch beispielhafter Entwurf der Wirklichkeit sein als Warnung — denken wir an Max Ernsts „Stadt“ oder an Picassos „Guernica“, als Signal, so wie physiologische Schmerzen Signale sind für den physisch bedrohten Menschen. Aber diese Warnzeichen verlangen nach Therapie. Denn keine Therapie, das ist Passivität, ist, wie die jetzigen Happenings, die die Warnzeichen mit Warenzeichen verwechseln, Machtlosigkeit in Potenz, ist Flucht.

Ja, im Zentrum der falschen Mythen steht die Flucht aus dem realen individuellen und gesellschaftlichen Dasein und Sosein, die Flucht in die romantische Idylle, in das „interesselose Wohlgefallen“, um Kants Worte zu verwenden, in den extremen Nur-Subjektivismus als Krankheit, wenn nicht sogar als Coma, in die Nackedei-Utopie eines idealisierten Naturzustandes, in den reinen Geist der Geometrie und Mathematik, in die Schönheit an sich im Sinne des Platon, in die schöpferische Gestaltung an sich im Sinne des Aristoteles, in das reine Spiel des homo ludens . . .

Man flüchtet, weil man sich gefangen fühlt oder weil man wirklich gefangen ist, weil man der Verfremdung nicht zu begegnen weiß, weil man diese nicht zu entlarven vermag, weil man der Befragung und Beantwortung der Wirk-

lichkeit ausweichen will. Der Fluchtwege sind viele, der Flüchtlinge unzählige, und nicht wenige Künstler werden dabei zu money-makers, weil Flucht-Bilder in den heutigen schwierigen Zeiten einer überaus starken Nachfrage entgegenkommen, weil die falschen Mythen gegenüber den echten Mythen in der großen Mehrzahl sind.

Denn der echten Mythen sind nicht viele: Es ist das Wissen von der steten Veränderung des Menschen und der Welt, es ist die Selbsterklärung des Menschen als geschichtsbewußtes, geschichtsänderndes Wesen, es ist die Durchstoßung gesellschaftlicher Tabus, es ist der Versuch der Identifikation von äußerer und innerer Realität, von Erscheinung und Wesen, von Existenz und Essenz. Es ist vor allem die Große Hoffnung, und zwar als anthropologisches Prinzip, und nicht als gesellschaftlichen Zweck-Optimismus.

Es ist die furchtlose, kluge, zielbewußte Befragung und Beantwortung als forschendes, entdeckendes Verhältnis zu Mensch, Geschichte und Kosmos, wie es in den großen realistischen Werken der Weltkunst als beispielhafte Entwürfe der Wirklichkeit vorgeführt wird.

Und so bitte ich Sie, sehr geehrte Anwesende, diese jetzige Ausstellung ebenfalls als Befragung und Beantwortung der jetzigen Wirklichkeit, als Situation 66, zu betrachten und zugleich sich selber dann auf die Bilder hin zu befragen und zu beantworten.

Franz Schonauer
Der rote Eine-Mark-Roman

1930 war die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland auf drei Millionen angewachsen; annähernd ebenso groß war die Zahl der Kurzarbeiter. Bereits vor Eintritt der Weltwirtschaftskrise zeichnete sich eine merkbare Verschlechterung der ökonomischen Verhältnisse ab; der Schwarze Freitag und seine Folgen führten daher sehr rasch und irreparabel die wirtschaftliche Katastrophe herbei. Gleichzeitig verschärfte sich die politische Auseinandersetzung zu einem Kampf zwischen der äußersten Rechten und der äußersten Linken. Der Sieg der NSDAP bei den Septemberwahlen 1930 ging auf Kosten der Mitte und der bürgerlichen Rechtsparteien; auch die SPD verlor mehr als eine halbe Million Stimmen. Die KPD hingegen konnte einen Zuwachs von über eineinviertel Millionen Stimmen für sich buchen.

Bereits vor der Wahl erschien im September-Heft der Zeitschrift „Die Linkskurve“, dem Organ des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ ein Appell, der „alle Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Ärzte, Juristen, Lehrer und Studenten Deutschlands“ aufforderte, Liste 4 (KPD) zu wählen, und zwar mit folgender Begründung:

„Eine wirtschaftliche Krise von größten Ausmaßen rast durch Deutschland. Die breiten werktätigen Massen sind von tiefer Erbitterung und Unzufriedenheit erfüllt. Drei Millionen Erwerbslose mit ihren Familien hungern. Bei den Arbeitern reicht der ständig kleiner werdende Lohn nicht für Brot und Miete. Der Kleingewerbetreibende steht vor dem Bankrott, und dem kleinen Bauern wird wegen Steuerschuld das Korn auf dem Halm gepfändet, und nicht anders geht es den sogenannten höheren Berufen. Im „Volk der Dichter und Denker“ ist der geistige Arbeiter zum verelendeten Paria herabgesunken. Nur wenige, die ein weiches Rückgrat und politische Fügsamkeit besitzen, die ihr soziales Gewissen in Knechtsseligkeit ohne Skrupel ertränkt haben —, nur diese wenigen sehen ihre Existenz durch die wirtschaftlich und politisch Herrschenden notdürftig gesichert! ... Schon rückt eine neue Schutzgarde kapitalistischer Ausbeuter und Fronvögte an: die Nationalsozialisten. Aber wenn Hitler sein Maul aufreißt für sein „Drittes Reich“, dann soll Klarheit herrschen: in diesem Reich werden die Ausbeuter noch schlimmer diktieren. In diesem Reich bleibt das Privateigentum an den Produktionsmitteln bestehen. In diesem Reich herrscht so wie heute die

schränkenlose Profitsucht und jede Freiheit geistigen Schaffens wird mit Verbannung, Zuchthaus, Meuchelmord und Blutbädern geahndet. In den Gesetzesvorschlägen der Nazis wird klar ausgesprochen, daß jeder, der nicht vor den militärischen, kapitalistischen Götzen in Ehrfurcht erstirbt, mit Zuchthaus bestraft wird. Und wer eine abfällige Äußerung über davongelaufene Fürsten, Tannenberg-Generäle oder Hitler-Kreaturen macht, soll das unter Umständen mit seinem Tode büßen. Ein Arbeitshaus, ein Zuchthaus, ein Massenfriedhof, eine Hölle für die werktätige Menschheit —, das ist das Dritte Reich, das die Nationalsozialisten verheißen.“

In der gleichen und in der darauf folgenden Nummer der „Linkskurve“ wurden den Intellektuellen sechs Fragen gestellt —, u. a. die Wirtschaftskrise, das Republikenschutzgesetz, den Paragraphen 218 und den sowjetischen Fünfjahresplan betreffend — und die Antworten mit einer redaktionellen Stellungnahme veröffentlicht. Das Gros der Befragten nahm gegenüber dem Nationalsozialismus eine unmißverständlich ablehnende Haltung ein, weit weniger zahlreich hingegen waren die Stimmen, die sich mit der Sowjetunion solidarisch erklärten. Entsprechend dem nicht gerade befriedigenden Ergebnis der Enquete heißt es in der redaktionellen Schlußnotiz:

„Wir haben deutsche Intellektuelle über politische Grundentscheidungen befragt. Antworten, die ein Bekenntnis zur proletarischen Revolution waren, schallten zurück. Aber auch Antworten anderen Typs. Unklare, wirre, widerspruchsvolle, halbherzige, arbeiterfeindliche Antworten. So chaotisch ist der Zustand der deutschen Intellektuellen zur Zeit der September-Wahlen 1930. Wir haben kritisiert; und wir werden weiter kritisieren. Unerbittlich schroff stellen wir die Frage nach der Entscheidung: für die Arbeiterrevolution oder für den Faschismus. Für die kapitalistische Diktatur oder für die Diktatur des Proletariats? Der Ernst der Kampfplage mag einzelne Schwachherzige unter den Intellektuellen von dannen treiben. Die Mutigen aber, die Aufrechten, Kämpferischen unter den Intellektuellen, jene, die die Notwendigkeit des Durchbruchs zum Sozialismus begreifen, die kommen zu uns, gerade jetzt, kühner, zahlreicher, trotziger, siegesgewisser. Indes wir kritisieren, hören wir nicht auf zu werben. Unsere Sache ist mächtig genug, um aus den Reihen jener, die heute noch wirr und widerstrebend abseits stehen, Scharen neuer Kräfte dennoch ins Lager der Revolution herüberzuziehen.“

So geschrieben im September 1930; innerhalb der kurzen Zeitspanne, die bis zu Hitlers Machtergreifung noch verblieb, gelang es dem Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller nicht, die Mehrzahl der linken und linksliberalen Intellektuellen für die Sache der Kommunistischen Partei und der UdSSR zu gewinnen. Schuld daran haben wohl beide Seiten gehabt. Die Intellektuellen fanden — ihrer bürgerlichen bzw. kleinbürgerlichen Herkunft wegen — kaum Zugang zur Arbeiterklasse und ihren Problemen; umgekehrt ließ die Kluft zwischen gebildet und ungebildet Solidarität nicht zu. Ein weiteres Hemmnis war die

antidemokratische, totalitäre Politik Stalins, die die deutsche KP mehr und mehr von den Entscheidungen Moskaus abhängig machte, eine Politik, die der Schwierigkeiten, die der Aufbau des „Sozialismus in einem Lande“ mit sich brachte, mit inhumanen, terroristischen Praktiken Herr zu werden versuchte.

Größere Erfolge hatte die KPD bei den Arbeitern, zumal deren wirtschaftliche Lage sich von Tag zu Tag verschlechterte. Die Agitation bediente sich in einem heute nicht mehr recht vorstellbaren Maße wissenschaftlicher und literarischer Mittel. So existierte in Berlin die „Marxistische Arbeiterschule“ (MASCH), an der Hermann Duncker, Alfons Goldschmidt und Karl August Wittfogel einschlägige Kurse leiteten —, für das Fernstudium gab die MASCH „Unterrichtsbriefe“ über politische Ökonomie, Arbeiterbewegung, Historischen Materialismus usw. heraus —, und der „Internationale Arbeiterverlag“ veröffentlichte neben den Serien „Der internationale Roman“, „Neue proletarische Dichtung“, „Das neue Drama“ die „Elementarbücher des Kommunismus“. Der gleiche Verlag übrigens begann 1930 die Buchreihe „Der Rote Eine-Mark-Roman“ zu publizieren. Es handelte sich um Romane mit eindeutig sozialer und politischer Tendenz, die, broschiert und in einer Mindestauflage von 10 000 Exemplaren hergestellt, das Monopol der Scherl- und Ullstein-Romanreihen, die ja vor allem das Unterhaltungsbedürfnis der arbeitenden Bevölkerungsschichten befriedigten, durchbrechen sollten. Gegen eine Massensliteratur, die sich dezidiert unpolitisch gab, indem sie sogenannte ewig-menschliche Probleme auf der Trivialebene von „Liebeslust- und -weh“ abhandelte, sollte eine ausdrücklich politische Massensliteratur geschaffen werden, bei der die belletristische Form lediglich das Transportmittel für Ideologie abgab. Bereits in der ersten Nummer der „Linkskurve“ wies Johannes R. Becher auf die besonderen Aufgaben hin, die der proletarischen Literatur und dem proletarischen Schriftsteller gestellt sind. Er schrieb in dem programmatischen Aufsatz „Unsere Front“:

„Das wichtigste Ereignis auf dem Gebiet der Literatur ist die Entstehung einer proletarisch-revolutionären Literatur, einer Literatur, die die Welt vom Standpunkt des revolutionären Proletariats aus sieht und sie gestaltet. Sie ist der Aufstand gegen die Welt, so wie sie heute ist, der Ruf nach durchbluteten Gehirnen und nach dem Breitschulterigen. Der bürgerliche Dichter von heute: er degradiert die Kunst zu einem harmlosen Gesellschaftsspiel, er liegt faul und verspielt an der großen Heerstraße, er kann nicht Schritt halten. Er hat darauf verzichtet, Geschichte mitzuschaffen . . . diese unsere Zeit ist eine Zwangsstellung. Wie man sich auch stellen mag, man ist gezwungen, Stellung zu nehmen. Es gibt kein ‚Jenseits‘, erst recht nicht in der Entscheidungsschlacht der beiden Klassen, der Bourgeoisie und des Proletariats. Man kann nicht heraus aus der Haut, die die Zeit ist. Jedes Wort, zu dem ihr euren Mund auf tut, und wenn ihr von den Sternen reden würdet, ist klassenbefangen. Und wenn ihr schweigt, wir fragen, worüber ihr schweigt: in euch schweigt die Klasse, auch euer Schweigen ist Stellungnahme.“

Es heißt dann bei Becher — im Hinblick auf die von ihm und seinen Genossen vertretene Gegenposition — weiter:

„Proletarisch-revolutionäre Literatur ist keine Armeleutepoesie oder Mitleidsdichtung, sie bewimmert nicht tränenbeflissen das Elend des Proletariats, sie blättert nicht beschaulich in dem Krieg wie in einem Schaueralbum. Im Trommelfeuer und in Straßenkämpfen ist sie geboren, ist unter dem Druck der Zensur groß geworden. Die Antwort, die sie auf die Ausbeutung und auf den Krieg gibt, ist eine aktive Lösung. Proletarisch-revolutionäre Literatur singt Klassenliebe und Klassenhaß. Sie marschiert mit unter der Parole: ‚Krieg dem Krieg!‘“

Literatur nicht um ihrer selbst willen, nicht als Vermittlerin des Schönen — eine derart sich verstehende Literatur wird als bürgerlich-dekadent denunziert —, sondern Literatur, die eindeutig zu den Fragen des Tages Stellung nimmt, die bewußt Partei ergreift für die Sache des Proletariats. Sie ist — nicht mehr und nicht weniger — Waffe im politischen Kampf. Dem ‚Ruf nach durchbluteten Gehirnen und nach dem Breitschulterigen‘ war nur Folge zu leisten unter Verzicht auf ästhetische Feinessen. Zu einer allgemein verbindlichen Theorie der proletarischen Literatur kam es freilich nicht; Lukács, Wittfogel und Becher zum Beispiel vertraten durchaus verschiedene Ansichten. So spukte in Bechers Verlautbarungen immer wieder Expressionistisches; auch der Kernsatz der „Neuen Sachlichkeit“ — bekanntlich war diese Richtung für den Agitprop-Stil von erheblicher Bedeutung —, „Näher ans Leben heran“, hatte es ihm zeitweilig angetan. Dem Leben, der Wirklichkeit, wie sie sich täglich anbot, war danach nur die Reportage gewachsen. Die Schnitt- und Montage-Technik des Films, der literarische Stil eines Joyce und Dos Passos — das wurde damals lebhaft diskutiert, das schien, wenn auch nur für kurze Zeit, vorbildlich. Freilich: der einzige deutsche Roman aber, der diesen progressiven Vorstellungen formal entsprach, Alfred Döblins „Berlin, Alexanderplatz“, 1929 erschienen, stieß beim „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ deshalb auf scharfe Ablehnung, weil dem ‚Helden‘ Franz Biberkopf jedes Klassenbewußtsein fehlt; er gehört zum ‚Lumpenproletariat‘ und verkommt darin. Gänzlich anders dagegen war die Reaktion auf Karl Grünbergs Roman über den Kapp-Putsch: „Brennende Ruhr“. Dieser literarische Erstling eines Arbeiters kam ebenfalls 1929 heraus, verherrlichte aber den Kampf des klassenbewußten Proletariats gegen die Reichswehr. Johannes R. Bechers Vorwort zu dem Roman ist für unser Thema von besonderer Bedeutung, weil es, zweifellos am untauglichen Objekt, das Bild großer proletarischer Literatur entwirft:

„Die Reportage ist die Avantgarde, der erste Vorstoß einer kommenden Dichtung in ein neues Diesseits. Es ist kein Zufall, daß die bedeutendsten Reporter entweder aus dem Proletariat stammen oder ihm nahestehen. Wer diesseitsgläubig ist, wer wirklichkeitsbesessen ist, muß Sozialist sein. Denn was heißt soziale Revolution? Eroberung der Wirklichkeit. Der Mensch innerhalb der kapitalistischen Produktionsform zum Warendasein verdammt, hineingestellt in

eine Umwelt schemenhafter, abstrakter, unentwirrbarer Beziehungen, dem Durcheinanderspiel und Zugriff wirtschaftlicher Mächte ausgesetzt, die anstelle der Naturgewalten getreten sind und eine ‚schicksalhafte‘ Rolle spielen —, der Mensch wehrt sich, als Sache weiter gebraucht und mißbraucht zu werden, er kämpft um sein Menschendasein, kämpft um des Menschen willen . . . Karl Grünberg ist ein proletarischer Dichter. Er sieht und gestaltet die Welt vom Standpunkt des Proletariats aus. Er hat nicht die gepolsterte Ruhe, um seine Sätze zu feilen und zu biegen, sie vibrieren und klingen zu lassen. Roh und ungeschlachtet kommt er daher, haut und fetzt Worte hin, manche Gestalten sind unausgeglichen, nur leidige Bruchstücke. Nein, Grünberg ist kein Florettfechter, er wippt nicht, spiegelt nicht hin und her, geht nicht auf Federn. „Brennende Ruhr“ ist gesunde, kräftige Kost . . .! „Brennende Ruhr“ ist ein Stück deutscher Geschichte. Unterirdischer Marsch, Züge und Schritte im Dunkel, Schatten gegen Schatten.“ Wie nicht eben selten bei Becher, kam der Dichter hier dem Theoretiker ins Gehege; die sogenannte proletarische Literatur erreichte, was ihre deutschen Autoren betrifft, solch hinreißende, revolutionierende Gewalt nicht im entferntesten; sie war während der kurzen Zeitspanne von 1930 bis Ende 1932 kaum mehr als agitatorische Handreichung. Und das entsprach durchaus dem Programm, das beim II. Weltkongreß der revolutionären Literatur in Charkow (Anfang Oktober 1930) aufgestellt wurde. In Charkow plädierte vor allem Johannes R. Becher für eine politisch verwendbare Massensliteratur; ihr sollte im wesentlichen die Aufgabe zufallen, den Einfluß des „bürgerlichen“ Trivialromans auf die Arbeiter zurückzudrängen. In Bechers Referat heißt es u. a.:

„Wenn wir von den Spitzen der bürgerlichen Literatur ein wenig abwärts steigen und das ganze unübersehbare Plateau des sogenannten Mittelmaßes und des sogenannten Unterdurchschnittes betrachten, die Millionen und Abermillionen von Unterhaltungs- und Abenteuerromanen, die nichts weniger als tendenziös und politisch sind und die sogar in einer sehr geschickten, dem ungeübten Leser kaum spürbaren Form die politische Tendenz vermitteln, dann müssen wir erschrecken, wir stehen vor einem Abgrund: dieser Literatur haben wir noch beinahe so gut wie nichts entgegenzusetzen. Gerade die drohende Kriegsgefahr fordert von uns gebieterisch die Entwicklung einer solchen Literatur heraus. Wir müssen neue Leserschichten erschließen, wir müssen mit der Literatur Gebiete besetzen, die bisher zu einem großen Teil noch unbesetzt waren oder vom Klassenfeind gehalten wurden, trotzdem diese Gebiete ihrer ganzen sozialen Zusammensetzung nach zu uns gehören. Wir wollen uns natürlich in diesem Punkt keine Illusionen machen über die Wirkungs- und Verbreitungsmöglichkeiten revolutionärer Literatur vor Eroberung der Macht, aber schädlicher noch als solche Illusionen sind im Augenblick und im Hinblick auf die drohende Kriegsgefahr die freiwillige Gefangenschaft, in die wir uns mit unserem Werke begeben. Die Wendung zur Massensliteratur ist zum Beispiel in Deutschland auf dem literarischen Gebiet bestimmt das entscheidende Glied in der Kette.“

Die im gleichen Jahr vom Internationalen Arbeiterverlag begonnene Serie „Der Rote Eine-Mark-Roman“ war ein erster organisierter Vorstoß auf dem bisher vernachlässigten Gebiet der Massensliteratur. Die Reihe wurde begonnen mit Hans Marchwitzas Roman „Sturm auf Essen“; es folgten: Willi Bredel „Maschinenfabrik N & K“, B. Orchansky „Zwischen den Fronten“, Franz Krey „Maria und der Paragraph“, Willi Bredel „Rosenhofstraße“, Hans Marchwiza „Schlacht vor Kohle“, Klaus Neukrantz „Barrikaden am Wedding“, Walter Schönstedt „Kämpfende Jugend“ und Mike Bell „S. S. Utah“; Otto Gotsches Roman „Märzstürme“ wurde 1933 nicht mehr ausgeliefert. Marchwiza, Bredel, Krey und Schönstedt kamen aus dem Arbeiterstand; als Korrespondenten für Parteizeitungen machten sie ihre ersten literarischen Versuche. „Der Rote Eine-Mark-Roman“ war ein geplantes Unternehmen; bevor die erste Edition auf den Markt kam, hatte sich der Verlag an die entsprechenden Schriftsteller und Arbeiterkorrespondenten gewandt und sie aufgefordert, den „Betriebsroman und den Roman, der zeitlich nicht weiter als acht bis zehn Jahre hinter den augenblicklichen Ereignissen zurückliegt“, zu schreiben. Es handelte sich um billig hergestellte Broschur-Ausgaben, gedruckt auf holzhaltigem Papier. Die erste Auflage betrug 20 000 bzw. 25 000 Exemplare.

Dem Auftrag entsprechend war der Themenkreis eng begrenzt. Hans Marchwiza schildert in „Sturm auf Essen“ die Kämpfe der roten Arbeiter-Bataillone gegen Sicherheitspolizei und Reichswehr im März 1920. Willi Bredels Roman „Maschinenfabrik N & K“ beschreibt die agitatorische Arbeit einer kommunistischen Betriebszelle; das Buch „Rosenhofstraße“ — hier steht im Mittelpunkt eine kommunistische Straßenzelle — bildet eine Art Pendant dazu. Die blutige Unterdrückung der Demonstrationen am 1. Mai 1929 in Wedding und Neukölln durch den Berliner Polizeipräsidenten Zörgiebel ist Thema des Romans von Klaus Neukrantz' „Barrikaden am Wedding“. Walter Schönstedt stellt in „Kämpfende Jugend“ das soziale Elend unter den Berliner Jugendlichen dar, das der Kommunistische Jugendverband (K. J. V. D.) zu lindern versucht. Franz Kreys Roman „Maria und der Paragraph“ beschäftigt sich mit den nicht selten kriminellen Folgen, die das Abtreibungsverbot vor allem für das Proletariat hat. Und Mike Pell schildert in „S. S. Utah“ die kommunistische Aufklärungstätigkeit auf einem amerikanischen Frachter.

Jedem der Romane wurde ein kurzer Begleittext vorangestellt, der auf das Thema, die politische Tendenz und die Person des Autors hinweist. So schrieb beispielsweise Alexander Abusch, zu der Zeit Redakteur der kommunistischen Zeitung „Ruhr-Echo“, anlässlich des Romans „Sturm auf Essen“ folgenden Vorspann:

„Hans Marchwiza ist der echtste Dichter der revolutionären Bergarbeiterschaft in Deutschland. Sein Lebenslauf ist der eines Kumpels. Als Vierzehnjähriger kam er in den oberschlesischen Bergbau und arbeitete dort sechs Jahre lang vor Kohle und Erz. 1910 kam er ins Ruhrgebiet. Nach dem Streik 1912 wurde er

entlassen. Sechs Monate arbeitete er als Steinträger, dann wieder im Pütt bis 1915. Im Kriege lag Hans Marchwiza 33 Monate lang im Frontdreck. Im Blut und Grauen des Krieges entwickelte sich in ihm die Erkenntnis der Ursachen des imperialistischen Mordens, der kapitalistischen Ausbeuterherrschaft, der Klassengegensätze. In den Kapp-Tagen an der Ruhr im März 1920 nahm er an den Kämpfen der Roten Armee vom ersten Tage bis zum Reichswehreinmarsch als Zugführer teil. Nach zwölfjähriger Arbeit in den Schächten des Ruhrgebiets wurde er bei der Organisation des Massenstreiks für die Siebenstundenschicht im Jahre 1924 gemäßregelt. Seitdem lebt er in größter Not. Vor wenigen Jahren fing er zuerst als Arbeiter-Korrespondent zu schreiben an. Naturgemäß fällt ihm, dem Kumpel aus dem Osten, die Formung der Sprache viel schwerer als einem Schriftsteller mit guter bürgerlicher Schulbildung. Um so bewundernswerter, wie er immer und immer wieder an der Verbesserung seines Stils, an der vollen Beherrschung der Sprache bis in ihre letzten Feinheiten arbeitet! „Sturm auf Essen“ stellt keine nachträgliche Beschönigung von Einzelheiten des Ruhrkampfes dar. Hans Marchwiza weiß, daß revolutionäre Selbstkritik zum Inhalt jedes proletarischen Romans gehören muß. Wer den Klassenkampf in dem konzentriertesten Industriegebiet Deutschlands kennt, der wird beim Lesen von „Sturm auf Essen“ immer wieder staunen, wie sehr man aus jeder Zeile den Geruch des Lebens und die Denkweise der Ruhrproleten kennt.“

Abuschs Text konzentriert sich, dem Leserkreis entsprechend, der das Buch kaufen soll, auf die proletarische Biographie des Schreibers und die Authentizität seines Berichts. Ausdrücklich erwähnt wird auch, daß hier kein professioneller Schriftsteller sich zu Wort meldet, sondern ein Arbeiter, dem — da der Klassenstaat ihm jede Bildungsmöglichkeit verwehrte — das Schreiben schwerfällt, der aber, trotz dieses Handicaps, um Stil und Ausdruck sich bemüht. Marchwitzas Roman „Sturm auf Essen“ hält sich zweifellos an die historischen Vorgänge; das Schwergewicht seiner Schilderung liegt indessen nicht im Faktischen. Im Mittelpunkt steht der heroische Kampf der roten Arbeitertruppen, die — verraten von den Mehrheitssozialisten — gegen eine brutale Soldateska unterliegen. Es kommt dem Verfasser darauf an, am Beispiel des Ruhrkampfes zu zeigen, daß die von der SPD und der ihr nahestehenden Gewerkschaft verursachte Zwietracht die Niederlage der Arbeiterklasse herbeigeführt hat, daß der von der SPD gestellte Reichswehrminister Noske der republikfeindlichen Reaktion willfährig Handlangerdienste leistete. Der Roman endet mit der Zerschlagung und Auflösung der Roten Armee und den Vergeltungsaktionen, dem Terror der Sieger. Alle Opfer scheinen vergeblich gewesen zu sein. Die Schlußpassage des Buches lautet aber:

„Noch dichter hingen die Rauchfetzen und hüllten das Eisenwerk in ein stählernes Grau. Von den Schächten dröhnten die Fördersignale herüber. Noch rasender als zuvor schienen sich die mächtigen Seilscheiben zu drehen, an deren Seilen die kohlen- und menschenbepackten Förderkörbe zutage- und in die

kochende Tiefe hinuntersausten. Kränegeschrell mischte sich in das donnernde Stampfen der Dampfhammer, die auf glühende Eisenblöcke herabschlugen. Aus allen Schloten kroch schwarzgelber Rauch; sprang Feuer in den Horizont. — Blut der Stahl- und Kohlenruhr! — „Nun schuftet sie wieder, von Maschinen-
gewehren bewacht!“, sagte Fritz Raup verbissen, „und wir müssen vor den Hen-
kern fliehen, die uns statt unser Recht Kugeln zudedacht haben!“ „Wir werden
wiederkommen!“, sagte Jupp Zermarck hart. „Glaubst du daran?“, erwiderte
Mahler verzagt. „Ob ich daran glaube?“. Zermarck erhob sich zu seiner vollen
Größe, reckte die massigen Knochen und streckte den Arm nach der donnernden
Stadt hin: „Sieh dort die Riesenbrände, lösche sie mit einem Atemzug aus! — So
ist es unmöglich, unsere Idee aus unseren Herzen auszulöschen! Die tausend
Gräber der roten Ruhr-Rebellen werden stets der Wegweiser sein für die fri-
schen, roten Bataillone, die wir neu formieren werden, Genosse! Der Prolet
wird wieder eines Tages mit seinen Fäusten in die Räder greifen, die Gewehre
an sich reißen! Dann gibt es keinen Waffenstillstand mehr! Wir werden die, die
ihn predigen, in die Ruhr werfen! Wir werden die Schwätzer aufs Maul schla-
gen! Nur eins wird sprechen: unsere Gewehre!“

Dieser pathetisch-optimistische Schlußakkord, von Marchwitza zudem noch mit
peinlich viel Pedal gespielt — hier verrät sich der Dilettant —, ist ein fester Be-
standteil des „Rote Eine-Mark-Romans“ und der ihm verwandten Literatur.
In Willi Bredels „Maschinenfabrik N & K“ ist er ebenso vorhanden wie in Neu-
krantz' „Barrikaden am Wedding“ oder Mike Pells „S. S. Utah“. Willi Bredel
schildert in seinem Buch, wie es durch die Initiative der kommunistischen Be-
triebszelle zum Streik kommt, als die Betriebsleitung durch Rationalisierungs-
maßnahmen die Akkordsätze verschlechtert. Der Streik wird vom „Allgemeinen
Deutschen Gewerkschaftsbund“ für ungesetzlich erklärt; unter Polizeischutz
nehmen Streikbrecher die Arbeit bei der Firma N & K wieder auf. Die kommu-
nistischen Initiatoren werden zeitweilig in Haft genommen. Der Kapitalismus
und seine Helfershelfer haben gesiegt. Dessen ungeachtet schließt der Roman mit
folgender Szene: Achtzig entlassene Arbeiter marschieren durch die Stadt, nicht
als Geschlagene, sondern als Sieger von Morgen:

„Schweigend schritten die achtzig Arbeiter mit schweren, dröhnenden Schritten
durch die Straßen. Das Villenviertel lag längst hinter ihnen, sie marschierten
wieder durch eintönige, schmucklose Proletarierstraßen. Erstaunt betrachteten
die Leute auf der Straße den Trupp. Plötzlich begann einer eine revolutionäre
Melodie zu summen:

„Es rettet uns kein höheres Wesen . . .“

Bald summten einige leise mit:

„Kein Gott, kein Kaiser, noch Tribun . . .“

Schließlich sangen alle, daß es in den Straßen widerhallte:

„Uns aus dem Elend zu erlösen,
können wir nur selber tun!“

Der Gesang stürmte die Straßen entlang, kletterte an den Häusern hoch und
drang in die Türen und Fenster. Melmster und der Hobler, der alte Dresen und
der hagere Schmied, achtzig Proleten im Bewußtsein der unüberwindlichen Kraft
ihrer Klasse, marschierten im Gleichschritt die Straße hinunter, daß es von den
Steinen dröhnte.“

Derartige Schilderungen dienen ausschließlich der Agitation; dem Leser wird
suggeriert, daß die Arbeiterklasse, geführt von der KP, ihrer Avantgarde, un-
aufhaltsam ihrem Sieg entgegengeht. Auch Fehlschläge und Niederlagen können
daran nichts ändern. Der politischen Auseinandersetzung, die ja zu der Zeit
mehr und mehr den Charakter eines Bürgerkrieges annahm, wird — neben der
Suggestion vom bald erreichten Ziel — auf diese Weise ein heroisches Mäntelchen
umgehängt.

Der aktuellste Roman der Reihe, „Barrikaden am Wedding“ von Klaus Neu-
krantz, gibt die Vorfälle wieder, die sich 1929 während der ersten Maitage im
Berliner Osten abgespielt haben. Der Polizeipräsident von Berlin, Karl Zör-
giebel, Mitglied der SPD und ehemaliger Metallarbeiter, hatte zum 1. Mai —
angeblich um blutige Unruhen zu verhindern — ein striktes Demonstrations-
verbot erlassen. Das Verbot richtete sich eindeutig gegen die KPD und wurde
von dieser, vor allem in den roten Arbeiterquartieren Wedding und Neukölln,
deshalb bewußt mißachtet. Es kam zu regelrechten Straßenkämpfen, bei denen
die Polizei mit Maschinengewehren und Panzerwagen gegen die demonstrieren-
den Kommunisten vorging und 33 Arbeiter, darunter auch Frauen, tötete. Was
als „notwendige Maßnahme zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung“
deklariert wurde, war in Wirklichkeit eine der brutalsten Polizeiaktionen, die
es in der Weimarer Republik je gegeben hat. Die Schilderung von Neukrantz
entspricht der historischen Wahrheit, beschränkt sich aber nicht auf die Repor-
tage, auf die Übermittlung von Sachverhalten. Sie setzt vielmehr eindeutig
heroische Akzente, wenn es beispielsweise darum geht, die Aktionen der Kom-
munisten zu schildern. So wird der Beginn eines Aufmarsches folgendermaßen
beschrieben:

„Der scharfe, durchdringende Ton einer Trillerpfeife schnitt zweimal kurz hin-
tereinander durch die Luft. Den Pfiff kannten sie. Das war Thomas. „Antreten . . .
marsch, marsch!“ Mit einem Schlage entwirrte sich das Durcheinander. Der Pfiff
griff wie eine sichere, ordnende Hand in die Massen, schob sie zusammen, teilte
sie ein in Kolonnen, in Hintermann und Vordermann, gab jedem seinen Platz
und setzte an die Stelle einer nervösen, unruhigen, wartenden Bereitschaft das
Gefühl einer geordneten Sicherheit. — Mit lauten Zurufen wurde eine dreieckige
rote Sturmflagge begrüßt, die vorn zwischen der 3. und 4. Reihe auftauchte. Die
scharfe Stimme von Thomas riß plötzlich alle zusammen. Einen Augenblick
wurde es fast unheimlich still. Wie ein klingender Hammer ertönte klar und
hell das kurze Kommando über den Köpfen der ausgerichteten Achterreihen.
„Achtung . . . Abteilung . . . marsch!“ Mit dem ersten Schritt setzte ein tosender

Jubel ein. Die Fenster flogen auf, als der Marschrhythmus gegen die Häuser schlug. Eine junge helle Stimme schrie: „Nieder — — mit dem — — Demonstrationsverbot!“ Es gab einige, die erschrocken zusammenfuhren, wie die ganze Straße im Sprechchor wiederholte: „Nieder ... nieder ... nieder ...!“ Ein einziger dröhnender Protestschrei! In der vollen Breite der Straße bewegte sich der dunkle Strom der Arbeiter vorwärts. An der Spitze brannte wie ein gefährlicher, rotglühender Funke in dem Meer der grauen und fahlen Gesichter die dreieckige Sturmflagge. Zwei, drei fingen an, und die ganze Straße sang das Lied von den ‚Verdammten dieser Erde‘. In der Reinickendorfer Straße rasselten vor den Schaufenstern der großen Geschäftshäuser die Rolläden herunter. Eiserne Sperrgitter klirrten, in erregter Hast vor die Ladeneingänge geschoben. Der Kampf-Mai 1929 hatte begonnen —!“

An einer anderen Stelle beschreibt Neukrantz den Eindruck, den die Demonstration auf eine junge, politisch noch indifferente Proletarierfrau macht: „Anna lief neben dem Zug her. Es war seltsam, dachte sie, wie die Demonstration sofort die Gesichter der Leute in der Gasse veränderte. Die erregte Unruhe war geschwunden. Sie fühlten es mit einem Male selbst, daß sie das gleichmäßige, eingegliederte Schulter-an-Schulter-Gehen als eine neue, selbstbewußte Kraft durchströmte. Zum ersten Mal in ihrem Leben spürte Anna, als sie mit den Tausenden durch die Gasse zog, wie ein starkes, reines Fluten in ihrem Herzen hochstieg, bis in die brennenden Augen. Und diesmal war es ein tiefes, inneres Glücksempfinden, was sie leise schwindlig machte. Daher — dachte sie — kommt wohl das plötzlich Helle in die grauen Gesichter. Und sie freute sich, daß sie es vielleicht jetzt auch hatte.“

Derartige Töne sind uns heute fremd, wenn nicht gar belächelnswert; damals bedurfte die Agitation einer derartigen Sprache, um das Klassenbewußtsein der Arbeiter zu stärken, um in ihnen ein Gefühl für ihre menschliche Würde zu wecken und die Einsicht, einen großen und gerechten Kampf zu kämpfen. Eine Klasse, die entstanden ist infolge der industriellen Expansion, des kapitalistischen Wirtschaftens und Gewinnstrebens, die jahrzehntelang weder soziale noch politische Rechte besaß, kommt zur Konstatierung der eigenen Interessenlage nicht von selbst. Klassenbewußtsein resultiert aus politischer Aufklärungsarbeit, d. h. im Hinblick auf den geringen Bildungsstand des Arbeiters aber: Klassenbewußtsein ist das Resultat einer Agitation, die in der Wahl ihrer Mittel nicht heikel sein darf. Die primitive Schwarz-Weiß-Malerei, der sich Neukrantz und die anderen Autoren des „Roten Eine-Mark-Romans“ schuldig machen, die Tendenz, die eigene Sache zu heroisieren, wie die, den Feind zu verteufeln, versteht und legitimiert sich unter dem Aspekt der politischen Erziehungsarbeit an einer Klasse, die bislang im Status der Unmündigkeit gehalten worden war. Eine weitere Stereotype des proletarischen Romans dieser Zeit erklärt sich gleichfalls aus dem eben Gesagten. Das Thema der Literatur von Bredel, Marchwiza, Neukrantz usw. beschränkt sich nicht auf den „Kampf des Proletariats gegen

seine kapitalistischen Unterdrücker“; es ist sehr viel weiter gefaßt, sehr viel radikaler. Die Weimarer Republik Eberts und Scheidemanns wird als Klassenstaat denunziert; die Sozialdemokratische Partei — ihrer Koalitionspolitik wegen — des Verrats an den Interessen der Arbeiterklasse bezichtigt. Sehr bald taucht im Vokabular der KP das Wort Sozialfaschismus auf. Kein Zweifel, daß die SPD, in dem Bestreben, jeden revolutionären Umsturz zu verhindern, schon damals aufhörte, eine radikal sozialistische Partei zu sein. Insofern war der Anspruch der KP berechtigt: sie allein vertrete die Interessen des Proletariats. Die Literatur, mit der wir es hier zu tun haben, spiegelt diese Auseinandersetzung getreulich wieder. In Bredels Roman „Maschinenfabrik N & K“ ist der sozialdemokratische Arbeiterrat auf der Seite der Betriebsleitung und sogar zu Spitzeldiensten bereit. Der „Sturm auf Essen“ scheitert, nach der Darstellung Marchwitzas, nicht zuletzt an der defaitistischen Haltung der Mehrheitssozialisten. (Die gleiche Deutung findet man auch in Karl Grünbergs Roman „Brennende Ruhr“.) Und Kurt Neukrantz macht — wie schon erwähnt — den SPD-Polizeipräsidenten Zörgiebel für die blutigen Ausschreitungen am 1. Mai 1929 verantwortlich. Agitatorisch sehr wirksam — weil genau die Kluft beschreibend zwischen hoher beamteter Funktionärsschicht und Arbeitermasse — ist die Schilderung, die Neukrantz von den drei Arbeitern gibt, die im Auftrag ihrer Kollegen den Polizeipräsidenten wegen des Demonstrationsverbotes sprechen wollen: „Hinter einem Schreibtisch am Fenster saß ein Herr, der sie etwas erstaunt ansah. ‚Bitte, Sie wünschen, meine Herren?‘ — ‚Wir wollen zu dem Herrn Polizeipräsidenten‘, sagte Tölle sicher und selbstbewußt. Der Herr hinter dem Schreibtisch machte ein höfliches Gesicht. ‚Darf ich bitten, in welcher Angelegenheit Sie den Herrn Polizeipräsidenten zu sprechen wünschen?‘ Der alte Tölle wurde ein bißchen unruhig. Der Mensch hatte eine so unangenehme höfliche Art. ‚Wir sind eene Delejazion von de Belegschaft der Firma Bergemann & Co und haben den Auftrag, wat zu übergeben.‘ Mit einem flüchtigen Lächeln erhob sich der Beamte und sagte in einem liebenswürdig bedauernden Ton: ‚Ja, meine Herren, tut mir unendlich leid, aber Herr Polizeipräsident sind gerade in einer wichtigen Besprechung und kann jetzt nicht empfangen. Aber wenn Sie mir vielleicht Ihre Angelegenheit übergeben wollen, will ich sie natürlich gerne weiterleiten.‘ — ‚Nee, Herr ... , det jeht nich‘, mischte sich Kurt ein, ‚wir haben den Auftrag, nur mit dem Polizeipräsidenten allein zu sprechen.‘ — Tölle kramte in seiner Brusttasche herum und legte ein altes, abgegriffenes Mitgliedsbuch der SPD auf den Schreibtisch. ‚Hier ... schicken Se det man rein zu ihm, denn wird er sich schon sprechen lassen‘, sagte er und sah den Beamten ein wenig von oben herab an —: Siehst du, mein Freund ... , du hast nich jewußt, wen de vor dir hast ... aber nun mach mal ein bißchen bix ... dein Polizeipräsident ist nämlich mein Genosse! — Der Herr hinter dem Schreibtisch nahm interessiert das kleine Heft in die Hand, schlug es auf und las aufmerksam den Namen des Inhabers. Mit dem Bleistift machte er sich auf dem Rand des weißen Löschpapiers eine flüchtige

Notiz. Dann lächelte er wieder höflich und gab das Buch mit einer kleinen verbindlichen Verbeugung zurück. „Bedaure wirklich sehr, meine Herren, das Beste wird sein, Sie lassen mir Ihr Schreiben hier.“ — Tölle sah sich fragend nach seinen beiden Kollegen um. „Nee, nee . . . bestelln Se man Ihrem Chef eenen schönen Gruß von uns und wa wissen schon Bescheid“, sagte Kurt kurz und grob.“

Man kann diese Literatur leicht und mit einigem Recht auch als indiskutabel abtun; der rote Courts-Mahler-Roman nannte man sie zur Zeit ihres Erscheinens. Das trifft zu, hat aber nur teilweise im schriftstellerischen Unvermögen der Autoren seinen Grund, da an die Tradition des Trivial- und Groschenromans bewußt angeknüpft wird. Andererseits stellen die Romane — gegenüber der Klage- und Mitleidsliteratur des bürgerlichen Naturalismus — einen Fortschritt dar, weil in ihnen die Arbeitswelt unsentimental und mitunter sehr genau beschrieben ist. Wie zum Beispiel eine Drehbank funktioniert und was unter Akkord zu verstehen ist — von solchen Details handelt Bredels Roman „Maschinenfabrik N & K“ durchaus anschaulich. Eine Literatur für Arbeiter — an andere Leserschichten wandte sie sich nicht — mußte zumindest in dem Bereich exakt und wirklichkeitsgetreu sein, die dem Arbeiter vertraut war.

Die Bücher der Reihe „Der Rote Eine-Mark-Roman“ sind ausnahmslos Reportagen, denen man, der Lesbarkeit wegen, erzählerische Fiktion aufgesetzt hat. Ihre Autoren kommen nicht zufällig von der Arbeiterkorrespondenz, d. h. von der politischen und sozialen Berichterstattung her.

Durch den Arbeiterkorrespondenten versuchte die kommunistische Presse, die sich als Massenpresse verstand, eben diese Masse zu Wort kommen zu lassen. Verstärkte Berichterstattung aus dem proletarischen Milieu durch das Proletariat selbst hatte Lenin schon 1904 verlangt, als er im Hinblick auf eine Parteizeitung schrieb:

„Das Blatt wird erst dann lebendig und lebensfähig sein, wenn auf fünf führende und ständig mitarbeitende Literaten fünfhundert und fünftausend Mitarbeiter kommen, die keine Literaten sind . . . Gebt den Arbeitern jede Möglichkeit, für unsere Zeitungen zu schreiben, entschieden über alles zu schreiben, möglichst viel über ihren Alltag, ihre Interessen und ihre Arbeit zu schreiben, denn ohne dieses Material wird das sozialdemokratische Blatt keinen Pfifferling wert sein . . .“

Die Arbeiterkorrespondenten-Bewegung erreichte ihre größte Effektivität während der zwanziger und dreißiger Jahre. 1929 gab es allein in Berlin 1200 organisierte Arbeiterkorrespondenten. Bei der Redaktion der Zeitung „Die rote Fahne“, dem Zentralorgan der Kommunistischen Partei Deutschlands, gingen aus 400 Berliner Betrieben regelmäßig Berichte ein. Insgesamt veröffentlichte die „Rote Fahne“ 1929 etwa 2700 Arbeiterbriefe. Daneben existierten in den Betrieben, in den Mietskasernen kommunistische Wandzeitungen; auch sie wurden von Arbeiterkorrespondenten geschrieben.

Die Herkunft der Schriftsteller aus der Arbeiterkorrespondenten-Bewegung äußert sich nicht allein in der Thematik der Romane, sondern auch auffällig in ihrer Struktur. Die Berichtform dominiert; beliebt ist — zum Beweis, daß es sich nicht um erfundene Geschichten handelt — die Montage von Zeitungsnotizen, die Vorlage von Beweismaterial. In dem Roman „Barrikaden am Wedding“ von Neukrantz stirbt eine Frau an den Folgen eines Blutsturzes, verursacht durch die miserablen Wohnverhältnisse, durch die wirtschaftliche Not. Zur Dokumentation werden die Zahlen einiger Lohnabrechnungen angeführt, die man unter den Papieren der Toten fand. Reiner Berichtstil liegt vor, wenn Neukrantz an einer anderen Stelle schreibt:

„In unzähligen Fabriken und Betrieben fanden im Laufe des Tages Protestversammlungen statt. Als erste große Fabrik beschloß die aus 2500 Arbeiterinnen und Arbeitern bestehende Belegschaft der Zigarettenwerke Manoli, Massary und Josetti den Proteststreik; Transformatoren-Werk Ober-Schöneweide folgte mit 2300 Arbeitern einstimmig den Anweisungen des roten Maikomitees. Die Norddeutsche Kugellagerfabrik schloß sich an. Mittags um 3 Uhr legte die zum größten Teil aus Frauen zusammengesetzte Belegschaft der Schuhfabrik Leiser die Arbeit nieder. Die Arbeiter der Firma Huta kündigten mit 400 Mann Gesamtbelegschaft den Proteststreik für morgen an.“

Zeitungsnotizen als Mittel der Dokumentation verwendet Willi Bredel in dem Roman „Maschinenfabrik N & K“. Die Vorlage von politisch verwertbarem Material, von Fakten ist ein Kennzeichen der proletarischen Literatur, ein Merkmal ihres agitatorischen Stils. So veröffentlichte die „Linkskurve“ beispielsweise von Hans Marchwitza „Bilder aus Nordwest“, die sich im wesentlichen auf den Report von Daten beschränken:

„Krupp Maschinenbau. Schon einige Tage vor dem Streik wurde in einer Versammlung der Streik beschlossen. Durch den Lohnabbau verloren die Maschinenbauer bis zu 4 Mark die Schicht. Noch zögerten welche. Ein jüngerer Kollege erstieg empört einen Eisenstapel: ‚4 Mark die Schicht macht wöchentlich 24 Mark, macht monatlich fast 100 Mark aus! Wer sich das gefallen läßt, der kann zu Kreuze kriechen! Ich bin für Streik, Kollegen!‘ — ‚Jetzt langt es nicht mehr zum Sattfressen, nach dem Lohnabzug können wir erst recht Kohldampf schieben. Wenn wir diesmal nachgeben, dann verdienen wir Schläge!‘ Am 1. Juli stand die Gesamtbelegschaft draußen. Die Belegschaft vom Maschinenbau riß einen großen Teil der übrigen Kruppbetriebe mit in den Streik . . . Gelsenkirchner Werke. Der sozialdemokratische ‚Volkswille‘ mahnte: Nur einige 150 Drahtzieher streiken! Der ‚Volkswille‘ warnte, nachdem von der G. B. A. G., von den Küppersbuschwerken und vom Stahlwerk Grillo-Funke Tausende im Streik standen. In der G. B. A. G., Abteilung Gießerei-Hochöfen, traten von der 700köpfigen Belegschaft 650 Mann in den Streik. Die übrigen 50 Mann, die Streikbrucharbeit verrichteten, setzten sich zum Teil aus reformistischen Funktionären zusammen, die offen den Streikbruch organisierten. Im Betrieb Seppelfricke arbeiten etwa 160

Jungarbeiter. Seppelfricke bezahlte sie unter Tarif. Die Jungarbeiter hielten eine Betriebsversammlung ab und faßten den Beschluß, mit in den Streik zu treten ...“

Ebenfalls abgedruckt in der „Linkskurve“ ist ein Report von Bruno Frey über die soziale Lage der Warenhausangestellten. Im Vorspann schreibt der Bericht-erstat-ter:

„Es gibt Ausbeuter und es gibt bevorrechtigte Ausbeuter. Diese sind die Warenhäuser. Ihr Privileg besteht darin, ausbeuten zu dürfen, ohne befürchten zu müssen, angegriffen zu werden. Zehntausende Angestellte haben keine Aussicht, daß ihr Notschrei in der Öffentlichkeit gehört wird, weil er sich gegen die Willkür der Warenhausoligarchie richtet. Ich habe es vor einiger Zeit unternommen, in diese Mauer des Schweigens eine Bresche zu schlagen. Seither stapelt sich auf meinem Schreibtisch dokumentarisches Material gegen die Warenhäuser auf, das nach einem publizistischen Staatsanwalt schreit. Es stellt sich heraus, daß Fürsorgezöglinge mit allen Rechtsgarantien ausgestattete Staatsbürger sind im Vergleich zu der Rechtlosigkeit, in die sich diejenigen begeben, die auf der Jagd nach Brot, Warenhausangestellte werden. Und dies trotz Tarifvertrag. Aus meinem Aktenberg einige Beispiele.“

Es folgen Briefe von Angestellten der Firmen Karstadt, Kadewe und Tietz. Im gleichen Heft berichtet Theodor Balk über die Berliner Großbetriebe AEG, Siemens und Borsig.

Alle diese Reportagen — die Zahl der Beispiele könnte um ein Vielfaches vermehrt werden — sind nicht nur Vorstufen einer proletarischen Literatur, sondern ein wesentlicher Bestandteil von ihr. Die Texte ließen sich, ohne daß die Struktur im geringsten dadurch berührt würde, in die hier erwähnten Romane einfügen. Reportage und Dokumentation sind indessen kein Privileg der proletarischen Literatur; sie gehören vielmehr zum künstlerischen Verhaltensrepertoire jener nachexpressionistischen Epoche, „Neue Sachlichkeit“ genannt. Die proletarische Literatur benutzte diese Mittel, weil auch sie — wenngleich nicht der Objektivität, sondern der Agitation wegen — darum bemüht sein mußte, näher an die Realität, „näher ans Leben“ heran zu kommen. Die Berichterstattung aus den Betrieben, wie sie die Arbeiterkorrespondenten besorgten, fand übrigens 1930 — auf intellektuell sehr viel höherem Niveau — ihr „bürgerliches“ Gegenstück in einer Arbeit von Siegfried Kracauer zur Lage der Angestellten in Deutschland. Den Grundstock der Untersuchung, die von einem Literaten und nicht von einem Soziologen angestellt wurde, bilden Zitate, Gespräche und Beobachtungen an Ort und Stelle. „Sie wollen nicht als Exempel irgendeiner Theorie, sondern als exemplarische Fälle der Wirklichkeit gelten.“ Ein Vorabdruck der Untersuchung Siegfried Kracauers erschien in der „Frankfurter Zeitung“. Es mag in diesem Zusammenhang auch von Interesse sein, was Bernard von Brentano, damals ein linksliberaler Autor, schrieb. Brentano, der sich vor

allem durch den Essay „Der Kapitalismus und die schöne Literatur“ einen Namen gemacht hatte, veröffentlichte 1931 in der „Linkskurve“ einen Bericht über den kleinen Ort Alsdorf im Aachener Kohlenrevier. Am 21. Oktober 1930 waren in der Alsdorfer Grube 271 Bergleute umgekommen. Ein Jahr danach fuhr Brentano nach Alsdorf und stellte fest:

„In den breiten Straßen herumwandernd, bemerkte ich, daß von dem Unglück keine Spuren zurückgeblieben sind. Die zerstörten Teile der Schachanlage sind neu aufgebaut und prächtiger als vorher, die Maschinen, die kein Gedächtnis haben, arbeiten gleichmütig wie immer. Schlecht, eng, lieblos sind die Häuser. (Kein Demokrat würde sie beziehen.) Und das einzige Zeichen von Leben, das ich an dieser großen Fabrik entdecken kann, ist die Aufschrift an der Brandmauer eines Hauses: Heute Streik! ... Wie geht es den Unternehmern? ... 303 Tote (am 21. Februar 1931 kam es zu einem weiteren Unglück, dem 32 Bergleute zum Opfer fielen), aber 14 Prozent Dividende und 3 Millionen Reingewinn. ... Die Dividende von 14 Prozent ist die gleiche geblieben wie im vergangenen Jahr. Die Nettoförderung ist von 4 596 318 Tonnen gestiegen auf 4 699 359 Tonnen. Die Erzeugung von Teer stieg um 0,9 Prozent, von Benzol um 13,9 Prozent und von Ammoniak um 3,22 Prozent. ... Gestiegen ist ferner die Zahl der beschäftigten Arbeiter um 0,3 Prozent ... gesunken ist nur die Lohnsumme um mehr als eine Million. ... Gesunken sind endlich die Beiträge zu gemeinnützigen und wohltätigen Zwecken um 32 000 Mark. So kommt es also, daß der Reingewinn dieser Gesellschaft von 3 298 880 Mark im Jahre 1929/30 auf 3 303 072 Mark im Jahre 1930/31 stieg.“

Der Alsdorf-Bericht erschien, zusammen mit anderen Beiträgen, in Brentanos Buch „Der Beginn der Barbarei in Deutschland“. Ein weiterer Beweis, daß zu der Zeit, die gerade infolge der Wirtschaftsdepression alle Schattenseiten des Kapitalismus und der noch nicht gefestigten Republik brutal offenbarte, auch von bürgerlicher Seite das Thema Kapital und Arbeit kritisch angegangen wurde, ist der Roman „Union der festen Hand“ von Erik Reger. Das Buch kam 1931 heraus und erregte seiner außerordentlichen Schärfe und Genauigkeit wegen, mit der der Verfasser die Entwicklung der deutschen Großindustrie an der Ruhr beschrieb, erhebliches Aufsehen. Reger hatte einige Jahre in der Presseabteilung der Krupp AG. gearbeitet und sich dort mit seinem Stoff bis in Detail vertraut machen können. Das heißt: Der Roman wirkt und überzeugt bis heute noch durch die Sachkenntnis, die seinen Schilderungen industrieller, wirtschaftlicher und politischer Vorgänge zugrunde liegt und durch die kritische Intelligenz, die den Autor dazu befähigte, die Fakten und Dokumente zu einem literarisch bemerkenswerten Text zusammenzufügen. „Union der festen Hand“ wurde mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet; das Buch blieb bis heute der bedeutendste Industrie-Roman der deutschen Literatur. Seine unverminderte Lesbarkeit mag sich vor allem aus der kühlen, ironischen Schreibweise erklären, die sowohl dem Kapital wie dem Proletariat das Urteil spricht. Nicht nur der Kuriosität halber

sei erwähnt, daß der Ostberliner Aufbau Verlag 1946 diesen Roman noch einmal veröffentlichte.

Soweit der Hinweis auf einige Autoren und einige Titel der zeitgenössischen bürgerlichen Literatur. Er sollte zeigen, daß die proletarische Literatur, wie die Serie „Der Rote Eine-Mark-Roman“ sie repräsentiert, nicht so gänzlich aus dem Rahmen fällt, daß sie — obwohl agitatorischen Zwecken dienend — zu den relevanten Zeugnissen einer Epoche zählt, die nur versteht, wer ihre ökonomisch-politischen Verhältnisse zur Kenntnis nimmt. „Der Rote Eine-Mark-Roman“, von Arbeitern geschrieben, erreichte wegen des noch geringen Ausdrucksvermögens der Verfasser nicht das Ziel seiner Initiatoren: eine proletarische Literatur zu schaffen, die dem Einfluß der bürgerlichen Unterhaltungsware auf die Arbeiterschaft hätte ernstlich Grenzen setzen können. Der Versuch ging auch nur über eine kurze Distanz, zu einer kontinuierlichen Entwicklung kam es nicht. Schon 1932 führte der offizielle politische Kurs in Deutschland so extrem nach rechts, daß für die KP andere Fragen aktuell wurden als die des proletarischen Massenromans. Andere Schwierigkeiten, insbesondere Vorurteile, die der Verbreitung dieser Literatur im Wege standen, traten hinzu. Kurt Kläber, der Herausgeber des „Roten Eine-Mark-Romans“, schrieb darüber in der „Linkskurve“ u. a. folgendes:

„Als was betrachtet nun ein großer Teil dieser 1 bis 2 Millionen (die als Käufer in Frage kommen) den proletarischen Roman? Aus alten Vorurteilen als nichts besonders Wichtiges. Nur als eine vom Bürgerlichen ins Proletarische übertragene Art von Unterhaltungsliteratur. Sie sind also nicht davon unterrichtet, wie wir den proletarischen Roman betrachten, auch betrachtet haben wollen, als eine proletarische Kampf- und Agitationsliteratur. Gerade dieses Vorurteil bedingt aber, daß diese Arbeiter den proletarischen Roman ablehnen, wie sie alles ablehnen, was mit dem Odium der Unterhaltung behaftet ist. Ein zweiter und gar nicht so unwichtiger Teil dieser übriggebliebenen Käuferschichten sieht den proletarischen Roman wieder viel zu stark als ein Sammel- und Besitzobjekt. Kleinbürgerliche Anhängsel und Erbschaften, deren äußerliche Zeichen Bücherschränke aus imitierter Eiche mit geschliffenen Glasfenstern sind. Aus diesen Gründen kaufen diese Käufer auch kaum das billige broschiierte Buch. Sie wollen gebundene Bücher. Erstens sehen sie hinter den Glasfenstern besser aus, zweitens kann man sie außer den Kindern vielleicht noch den Kindeskindern vererben. ... Unser Kampf muß also, wenn wir wirklich eine breite Käufermasse für den proletarischen Roman finden wollen, in der Hauptsache gegen diese eben genannten Vorurteile und Ansichten geführt werden. 1. Daß der proletarisch-revolutionäre Roman wirklich mehr als ein Unterhaltungsroman ist. 2. Gegen die kleinbürgerliche Sucht, die in Frankreich, in England und besonders in der Sowjetunion schon längst überwunden ist, nur Prachtbände für den Bücherschrank zu kaufen.“ Die literarischen Mängel des proletarischen Romans schließlich waren zur Zeit seines Erscheinens nicht nur Gegenstand der bürgerlichen Kritik (sofern diese

überhaupt von ihm Notiz nahm). Georg Lukács besprach in der „Linkskurve“ mit vielen Vorbehalten, die vor allem gegen die „Unzulänglichkeit der Gestaltung“ sich richteten, die beiden Romane von Willi Bredel („Maschinenfabrik N & K“ und „Rosenhofstraße“) und schrieb einige Jahre später in dem Essay „Neuere deutsche Literatur“ über die proletarisch-revolutionären Literaturversuche während der „vorfaschistischen Kampfperiode“:

„Es ist verständlich, daß die junge Literatur der deutschen Arbeiterklasse, Bredel, Marchwitza, Weinert, Wolf und andere, an Gegebenes anknüpft. Ihre Anfangsproduktion ist so weitgehend vom Berichtsstil der ‚neuen Sachlichkeit‘ bestimmt, freilich ohne die hier modische selbstauflösende Ironie. So sehr diese Literatur hierdurch ideologisch und moralisch gewonnen hat, so ist sie zugleich auch künstlerisch reizloser, trockener. Die größere Lebendigkeit der Erzählungen Adam Scharrs beruht darauf, daß er stilistisch mehr an ältere naturalistische Traditionen anknüpft. Die asketische Trockenheit im Künstlerischen wird in der revolutionären deutschen Berichtsliteratur nicht durch die Wucht der dargelegten Tatsachen, durch das Gewicht der inhaltlichen Wahrheit ausgeglichen. Vor allem, weil die Ausrichtung der proletarischen Schriftsteller auf den baldigen Sturz der kapitalistischen Gesellschaft durch eine sozialistische Revolution sie die wesentlichsten konkreten Probleme nicht klar erkennen läßt. Diese Literatur bringt zwar thematisch manches Neue ins deutsche Schrifttum, aber ihre Darstellungshöhe reicht nicht aus, um damit in breiten Kreisen selbst innerhalb der Arbeiterklasse starken und unmittelbaren Eindruck zu erzielen. Ein weiteres Hemmnis ist, daß im Widerspruch zum formalen Berichtsstil die meisten dieser Bücher inhaltlich in einer Welt spielen, nicht — wie sie in Wahrheit ist, sondern wie sie nach der Meinung der Autoren sein soll. Wünsche und Hoffnungen der Schriftsteller werden in die Wirklichkeit hineinprojiziert und in den literarischen Berichten die Kräfteproportionen im deutschen Klassenkampf und in den Richtungskämpfen der Arbeiterklasse verzerrt widerspiegelt.“

Dem Urteil Georg Lukács' braucht man literaturkritisch nichts hinzuzufügen.

yk. — In „kürbiskern“ 1/65 korrespondierten Friedrich Hitzer und Werner Bräunig über Bruno Gluchowskis „Honigkotten“, anhand dessen sie prinzipielle Unterschiede in Sicht und Bewertung „schreibender Arbeiter“ zwischen der BRD und der DDR konstatierten und analysierten, nicht zuletzt den, daß die etablierte Kritik der BRD — im Gegensatz zu der der DDR — literarischen Bemühungen dieser Art (etwa der Dortmunder „Gruppe 61“) mit Desinteresse begegnet. Inzwischen hat es jedoch zumindest ein Buch dieser Herkunft vermocht, die kritische Isolierung zu sprengen: ob in „twn“ oder im „Spiegel“, in der „Zeit“ oder in „konkret“ — überall befaßten sich Rezensenten mit einem Roman, dessen Autor Werner Bräunig in seinem Brief vor einem dreiviertel Jahr als den „Elektriker Hermann Kant“ apostrophiert hatte, und den der „kürbiskern“ in der gleichen Nummer mit einem Vorabdruck aus dem Roman „Die Aula“ den westdeutschen Lesern vorstellte.

„Die Aula“ erschien inzwischen als Buch fast gleichzeitig in den Verlagen Rütten & Loening (Ost) sowie Rütten + Loening (West), für die BRD versehen mit dem zusätzlichen Informations-Appeal eines Buches „aus einem anderen Land“, was ganz gewitzte Rezensenten auf den selbstkritischen Verdacht brachte, ihr unbestreitbares Interesse an diesem Roman entspringe vielleicht eher dessen Informationswert als seinen literarischen Qualitäten. Selbst Marcel Reich-Ranicki jedoch, der in der Zeit unter dem Operetten-Titel „Ein Land des Lächelns“ Kants Buch zum Anlaß nahm, ein Feuilleton zum Thema „oh what a lovely (cold) war“ zu liefern, gab mißvergnügt sein ästhetisches Vergnügen zu — wie denn überhaupt das „Vergnügen“ (und das Staunen darüber, daß Literatur ein solches auszulösen vermag) allgemein waren.

Kant — man ist sich einig — ist „begabt“, wenig Gedanken werden auf die gesellschaftlichen Voraussetzungen verwandt, die die volle Ausbildung der Begabung ermöglichen, und von denen das Buch schließlich handelt. Nur wenige Rezensenten hier sehen den Zweck der „Aula“ so wie Roland H. Wiegstein in der „Süddeutschen Zeitung“: „all das soll den Leser lehren, wie aus unbedarften und unbelehrten Arbeiter- und Bauernkindern sozialistische Intellektuelle wurden, ernsthafte und gescheite junge Leute“, die in der DDR z. B. Kants Roman für acht Mark vierzig erwerben können, während er in der BRD zweiundzwanzig

zig Mark kostet — und nicht nur der Preis dieses Buches macht Unterschiede zwischen beiden deutschen Staaten deutlich.

Hermann Kants „Die Aula“, ein beiderseits der Grenze vieldiskutiertes Buch, scheint uns für einen neuerlichen Dialog über diese Grenze hinweg besonders prädestiniert. Rainer Kirschs Beitrag, der diesen „Briefwechsel“ eröffnet, wurde bereits im Januar geschrieben, aus technischen Gründen konnte er nicht im März-Heft erscheinen.

Lieber Yaak Karsunke,

ein westdeutscher Professor der Germanistik, dem ich im Vorjahr zuhörte, erklärte die Vorliebe moderner Autoren für den Ich-Erzähler wie folgt: dies gäbe dem Verfasser die Möglichkeit, gegenüber der heutigen, immer weniger durchschaubaren Welt die nötige *Freiheit* sich zu bewahren: indem er von vornherein *seine* Sicht der Dinge gäbe, *seine* Assoziationen strömen ließe, versuche er, ehrlicher Weise, die Vermittlung einer ohnehin illusionären Objektivität gar nicht erst vorzuspiegeln. Nun ja, die Gedanken sind frei, heißt im Liede, sie fliegen vorbei wie nächtliche Schatten. In der Tat erscheint der hier gepflogene Begriff von Freiheit nur als Reflex einer allgemeinen Schein-Freiheit der kapitalistischen Gesellschaft, eines Zustandes, in dem der Bürger (ist er nicht Kommunist) was er will zwar sagen, dafür aber nichts ändern kann. Indem bei jenem Gelehrten Freiheit ihrer vornehmsten konkreten Bestimmung: der Verantwortung, beraubt ist, degeneriert der Begriff zu einer Karikatur; ein theoretischer Kümmerling, entspricht er der praktischen Misere. Hier etwa vom Reich ästhetischen Scheins zu sprechen wäre eine Beleidigung der deutschen Klassik: die Substanz utopischen Ideals, das zwar — außer dem polemischen — keinen Bezug zur unmittelbaren Realität, dafür um so stärkeren zur Realität des Fortgangs menschlicher Geschichte (auf die klassenlose Gesellschaft hin) hatte, ist total verflüchtigt; selbst von der — wenngleich verzweifelte — Auflehnung gegen das Undurchschaubare etwa bei Kafka bleibt kein Rest. Kunstgerecht auf den Hund gebracht, verendet der Freiheitsbegriff im Sich-Schicken ins Gegebene: so ist die Welt, ich hab sie nicht gemacht, Amen.

Nun hat ja Kunst mit Freiheit allerdings zu tun: mit der Freiheit gegenüber dem Baumaterial (Farbe, Ton, Sprache), das dem Künstler dienstbar sein soll, statt ihn zum Sklaven zu machen, was Voraussetzung ist fürs Zusammengehen von Konzeption und Realisation; man faßt dergleichen unter dem Begriff Meisterschaft. Zum anderen mit Freiheit gegenüber dem Stoff, von dem Kunst ausgeht und auf den sie zielt: der wirklichen Welt in der Totalität ihrer Beziehungen zum Menschen. Die Frage ist eben: ob diese Freiheit zu vollziehen ist im *Ignorieren* der objektiven Prozesse (in individueller Ersatzbefriedigung also) oder erst in Vermittlung mit jenen Prozessen: in durchschauender Kenntnis und täti-

ger Kenntnisnahme der Welt. Und damit sind wir bei Hermann Kants ‚Aula‘. Nämlich: Kant erzählt, bei diesem Ausdruck zu bleiben, durchaus ‚modern‘; von einem allwissenden Erzähler ist keine Rede, und obgleich über den Helden (ich stocke, was ist ein ‚Held‘, und ist Robert Iswall einer?) — obgleich über den Helden Robert Iswall größtenteils in der dritten Person berichtet wird, gehen Erfahrung und Sicht des Erzählers über die Iswalls nur so viel hinaus, um den Erzähler ‚Iswall dachte‘ sagen zu lassen, wenn Iswall denkt. Auch andere Mittel modernen Erzählens — epische Ironie, Rückblende, innerer Monolog, Bewußtseinsstrom — sind nicht nur benutzt, sondern für Kants Erzählweise konstitutiv. Unrecht behalten haben damit ein paar hiesige ‚Theoretiker‘, die solche Mittel (selbst die Parabel bleibt, trotz Brecht, nicht verschont) als dekadent und folglich für sozialistische Literatur untauglich abzuqualifizieren versuchten — ein freilich gegenüber oben erwähnter Gelehrsamkeit, die mit der Untersuchung jener Mittel Weltflucht und Verzicht auf Bewältigung der Wirklichkeit entschuldigen, ja rechtfertigen möchte und in diesem Zusammenhang gar von Freiheit redet, vergleichsweise gelinder Irrtum.

Kants Freiheit gegenüber dem Stoff — wir sprechen von Erzählhaltung — resultiert aus seiner poetischen Idee, die auf der ersten Romanseite, während Iswall, 35, freischaffender Journalist, in Erwartung eines ersten Satzes über weißem Papier brütet, als Telegramm ins Haus flattert; sie — oder es — lautet: MIT AUSLAUFEN SEMESTER SCHLIESSUNG ABF VORGESEHEN STOP ABSCHLUSSFEIER GEPLANT STOP KANNST DU REDE HALTEN STOP MEIBAUM STOP DIREKTOR. ABF ist eine Abkürzung und bedeutet ‚Arbeiter- und Bauern-Fakultät‘ — es handelt sich um jene 19. . . begründete Einrichtung, die junge Arbeiter, Bauern und Angestellte in drei Jahren den Stoff fürs Abitur nachholen ließ, damit sie dann auf den Universitäten weiterlernen und das junge sozialistische Land rascher zur dringend nötigen jungen und sozialistischen Intelligenz käme. Zum ersten Jahrgang dieser Kaderschmiede gehört — wie Kant selbst — Robert Iswall, über jene Jahre, oder doch vorwiegend darüber, soll er eine Rede halten, und es leuchtet sogleich ein, welchen Gewinn diese Idee für Kants Vorhaben bringt: er kann — ohne jede Zusatzkonstruktion — den Roman in mehreren Zeitebenen ablaufen lassen, er kann die Zeit des Anfangs mit dem Wissen, der Überschau von heute reflektieren wie heutiges aus jenen Anfängen erklären; er kann Geschichten erzählen, wie sie ihm einfallen, kann sie nebeneinanderstellen, wenn sie chronologisch gar nichts, sachlich dafür um so mehr miteinander zu tun haben, ja sich möglicherweise gegenseitig korrigieren; er kann die Geschichten brechen, kommentierend abschweifen, mit seinen Figuren nach dem Gesetz der Assoziation statt nach dem der Abfolge verfahren — er hat sich, kurz gesagt, jene Distanz geschaffen, die epischen Raum auftut und gestattet, sich in diesem Raum gelassen und frei zu bewegen. Nun wäre dies nicht mehr als ein Problem der Erzähltechnik, ein sozusagen ‚rein‘ ästhetisches. Es wäre so, ließe sich die in der ‚Aula‘ praktizierte Souveräni-

tät des Erzählers trennen von der souveränen Bewältigung der dem Buch zugrundeliegenden Wirklichkeit durch den Sozialisten Hermann Kant. Freiheit heißt hier eben nicht beiseitestehende Ignoranz gegenüber einer ärgerlich komplizierten Welt — die Freiheit des Schriftstellers Kant resultiert aus tätiger Vermittlung mit dieser Welt, aus Wissen, Übersicht, Einsicht; die Scheinlösung eines resignativen Agnostizismus kommt für ihn schon darum nicht in Betracht, weil er die Wirklichkeit Sozialismus, wie sie war und ist, nicht mitgemacht, sondern mit gemacht hat. Das gibt ihm nicht nur die für eigentlich freie (das heißt auch: kritische) Bewertung und Darstellung unumgängliche Kenntnis, sondern, wenn das Wort erlaubt ist, auch ein Recht darauf. So daß also ohne Kants Haltung zur Welt, die als kommunistische aufs Verändern gerichtet ist, seine Erzählhaltung subjektivistische Make bliebe, während andererseits diese und nur diese Erzählhaltung es möglich macht, ein Bild dieser — gewiß höchst komplizierten — Welt zu geben.

Ein Bild geben meint selbstredend: ein wahrhaftiges Bild; dazu gehört das Bemühen um historische Gerechtigkeit. Es ist ja bekannt, daß die Einrichtung des Sozialismus, als einmaliges welthistorisches Experiment, nicht ohne Widersprüche, Fehlentwicklungen und Entstellungen ablief und -läuft; dies zu verschweigen hieße fälschen, und Kant verschweigt es nicht, im Gegenteil. Über diesen oft schmerzlichen Widrigkeiten aber vergißt sich mitunter die geschichtliche Leistung, die mit dem Aufbau dieser DDR vollbracht wurde — mit wenig Industrie, mit größtenteils zurückgebliebener Landwirtschaft, ohne Kredite, bis 1961 mit einer gegen den Kapitalismus offenen Grenze und — vor allem — mit niemand als den Menschen, die der Faschismus uns hinterlassen hatte. Es waren 1945 nicht mehr als ein paar hundert Kommunisten am Leben geblieben; diese paar hundert mußten: den alten Staatsapparat zerschlagen, einen neuen aufbauen, die Bodenreform organisieren, die Betriebe enteignen, was schnell ging, und sie leiten lernen, was weniger schnell ging; die Bildungsrevolution organisieren. Denn all das konnte nicht nur nicht geschehen ohne Verbündete, die unverzüglich aufgefunden werden mußten, sondern ebensowenig ohne *Mitkämpfer* — und wo diese hernehmen? Wesentlich scheint mir nun, daß Kant nicht nur die erwähnten Schattenseiten (jeder Fortschritt hat seinen Preis) gegen die historische Leistung abwägt — das ist auch in anderen Büchern geschehen — sondern daß durch die Anlage des Romans das Bemühen um historische Gerechtigkeit auch poetisch realisiert ist. Robert Iswall 1962 sieht sich nämlich dauernd mit dem Iswall von 1950 konfrontiert; so urteilt er über jene Zeit als Beteiligter, nicht als Außenstehender. Dies könnte ein Nachteil sein: wenn der Beteiligte beim Gerichtstag über sich selbst in der Art schwächlicher Panegyrik um pauschale oder klügelnde Entschuldigung sich bemühte. Das Gegenteil ist der Fall. Gerade daß er sich zu seiner Vergangenheit *bekannt* (und anderes wäre ungerrecht: damals ist Iswall zur ABF ‚gepreßt‘ worden, hat er Mathematik und Latein gelernt und was Klassenkampf ist und noch etliches mehr an Marxismus)

ermöglichte ihm, zu dieser Vergangenheit sich *kritisch* zu verhalten. Dies geschieht großenteils in freundlich-schnoddriger Distanz; in einem Gespräch mit Jakob Filter, ehemaliger Forstarbeiter, heute Abteilungsleiter im Ministerium und *kein* Bürokrat, heißt es, über die ABF-Zeit fielen einem eigentlich immer nur *komische* Geschichten ein. So daß Iswall nie in Selbstzerknirschung verfällt — nach dem Motto: „Wie weise sind wir heute — und damals: welch finstere Zeiten“; ebenso wenig richtet er sich nach dem beliebten Rezensenten-Leitschild: „Unser Weg — vom Lichten über das Lichtere zum ganz Lichten und darüber hinaus“. Denn Iswalls komische Geschichten sind von bisweilen heftiger Bitterkeit; dabei wird nicht etwa alles auf „die Verhältnisse“ geschoben — Iswall selbst hat sich beileibe nicht immer als Sozialist aufgeführt, sondern, wie er sich zu Bewußtsein bringt, durchaus auch als „Steinzeitmensch“, und dies besonders, als er seinen besten Freund Gerd Trullesand nach China verfrachtete. Die chinesischen Genossen hatten nämlich zwei ABF-Absolventen zum Studium der Sinologie eingeladen; diese beiden mußten: a) von Arbeitern oder Bauern stammen, b) fachlich Ausgezeichnetes leisten, c) ohne Westverwandtschaft und d) miteinander verheiratet sein. Auf Trullesand eifersüchtig, nutzt Iswall seine Stellung als Parteileitungsmitglied, um den Freund mit Rose Paal, der einzigen, die außer Trullesand den chinesischen Bedingungen genügt, zu verheiraten — vorgeblich „im Interesse unserer Sache“, in Wirklichkeit, um den vermeintlichen Konkurrenten abzuschieben. Diese höchst finstere Geschichte ins Reine zu bringen, fährt Iswall schließlich zum vormaligen Freund. Zwar stellt sich heraus, daß alles längst nicht mehr tragisch ist — Trullesand hatte nach kurzer Zeit entdeckt, daß Rose Paal doch die Rechte für ihn war, während Rose dem jungen Mann von vornherein Neigung entgegenbrachte — dennoch bleibt ein kaum angenehmer Nachgeschmack; auch dieses etwas penetrante happy end wird, folgert der Leser, die einstige Freundschaft wohl nicht wieder flicken. Ich sagte happy end — überhaupt scheint mir: etlichen in der Gegenwart sich zutragenden Episoden mangelt es gegenüber denen aus der ABF-Zeit an Tiefe, bisweilen ist da nicht mehr als flott geschriebene Unterhaltung. Was in der Gegenwartsebene zwischen Iswall und Vera vorgeht, läßt sich ebenso gut in Tucholskys „Rheinsberg“ nachlesen. Heftiges Vergnügen dagegen bereitet dem eingeweihten Leser die ebenfalls in der Gegenwart spielende Szene im Schriftstellerverband; sie ist halt nicht nur lustig, sondern — als Satire — auch wahr.

Daß sich die „Aula“ von der ersten bis zur letzten Seite unterhaltsam liest, halte ich — mit der erwähnten Einschränkung — für einen großen Vorzug; der vergrübelte und arg deutsche Ernst in einigen anderen Büchern bei uns wird einem auf die Dauer über. Freilich führt Kants Methode ironischer Brechung, führen sprachlicher Gestus und Vokabular mitunter dazu, daß einem auch „harte“ Episoden beim Lesen wie Öl eingehen, also durch die Weise ihrer Vorführung entschärft erscheinen. Doch womöglich ist das eine läßliche Sünde: es spricht nicht gegen ein Buch, wenn mans genau lesen muß.

Die „Aula“ zeigt nicht nur, daß ein Buch über die Entwicklung der Arbeiterklasse in der DDR nicht unbedingt in einem Produktionsbetrieb handeln muß — Kant selbst ist aus dieser Arbeiterklasse hervorgegangen, er schreibt, was wichtiger ist, von ihrem Standpunkt (wir nennen das: parteilich); sein Buch scheint mir ein Beispiel für die neue, souveräne, mit der Wirklichkeit vermittelte Haltung, die sich unsere Literatur in den letzten Jahren erarbeitet hat. Hinzukommt — ich wiederhole es — daß Kant diese Haltung durch die Grundlage des Romans wie durch seine Sprache auch ästhetisch relevant zu machen wußte — man wünscht, daß es in diesem sonnigen Frühjahr viele läsen.

Mit herzlichen Grüßen aus Halle

Januar 1966

Dein Rainer Kirsch

Lieber Rainer Kirsch

:das sonnige Frühjahr schickt sich an, in einen heißen Sommer überzugehen, und bei uns wird Kants „Aula“ zumindest viel rezensiert, was das Lesen anlangt, so kann ich Deinen Wünschen nur meine Hoffnungen beigesellen. Lesenswert erscheint mir das Buch für Bewohner der BRD nicht zuletzt deshalb, weil es ein Bestandteil enthält, dem man hier gern die Literaturfähigkeit abspricht und das Kant selbst einmal so verteidigt hat: „Ohne einen Schuß richtig verstandener Pädagogik ist es wohl nie in der Literatur gegangen, und wir verdanken beste Stücke unserer nationalen Literatur einer solchen Haltung. Ich sehe nicht ein, warum wir davon abkommen sollten, warum wir so tun sollten, als hätten wir nicht das Bedürfnis, etwas, was wir für richtig, für nützlich, für wichtig erkannt haben, auch so vorzutragen, daß es von anderen verstanden, ja akzeptiert werden kann.“

Mit dem Akzeptieren tut man sich hier schwer — aber zum Verständnis der DDR wird die westdeutsche Ausgabe der „Aula“ wesentlich beitragen können, obwohl sie in fast jedem Leser auf jenes einseitige Bild treffen wird, daß unsere Presse in jahrzehntelanger Arbeit erzeugt hat. Im Extremfall ist das die „Bild“-Formel vom „KZ Zone“, „Spiegel“-Leser wissen mehr, aber auch nicht genug: die Fakten über die DDR werden, wo nicht verzerrt, so doch oft bis zur Unverständlichkeit isoliert wiedergegeben. Dieses lückenhafte Bild also gilt es zu korrigieren und zu ergänzen, eine pädagogische Aufgabe durchaus, wichtig nur, daß der erwähnte „Schuß Pädagogik“ richtig verstanden wird — sonst geht er nach hinten los, ein Vorgang, den Adam Ważyk in seinem „Gedicht für Erwachsene“ einmal sarkastisch so beschrieb:

Hergelaufene Idioten schreien:
in einer sozialistischen Maschine
schneidet man sich, aber es tut nicht weh.
Sie haben sich selbst in den Daumen geschnitten.
Es hat weh getan.

Man stelle sich sowas vor!

Ważyks „hergelaufene Idioten“ finden ihre Entsprechung in Autoren, deren historisches Bewußtsein nicht ausreicht, Fehler und Rückschläge analysierend zu überwinden, und die sie statt dessen lieber ignorieren — und damit zementieren. Diese Haltung verrät einen tiefgreifenden Zweifel an den Möglichkeiten sozialistischer Entwicklung, der man offenbar nicht die Kraft zutraut, Mißstände zu überwinden: als einzige Möglichkeit sehen solche Autoren das Leugnen (oder Verschweigen) dieser Mißstände: womit man sich aber selbst in den Daumen schneidet.

Kant ist dieser kosmetischen Methode nicht aufgesessen, allerdings weiß ich nicht, ob Deine Formulierung, Iswall „bekenne“ sich zu seiner Vergangenheit, sondern glücklich gewählt ist: m. E. *sieht* er sie *historisch*, auch die Fehler, die dadurch nicht weniger falsch werden, aber durch ihre Einordnung in den geschichtlichen Ablauf jenen Grad mythischer Absolutheit verlieren, den ihnen *sowohl* polemische Verzerrung *wie* apologetische Verschleierung verleihen. Freilich verlangt dieses Verfahren als Autor einen überzeugten Sozialisten (oder Kommunisten), der tatsächlich fähig ist, historische Bedingungen und Zusammenhänge zu sehen; die Rezensenten hier registrieren denn auch — je nach Couleur wohlwollend bis verärgert — das DDR-Staatsbewußtsein Kants. Das Verhältnis dieses Autors zu seinem Staat macht ohnedies viel Kopfzerbrechen: in die wohlfeile Alternative von Liebedienerei oder innerer Emigration bzw. Opposition läßt er sich billig nicht einordnen, einige Kritiker waren ob soviel kommunistischer Bosheit schier irritiert.

Hier liegt eine der großen Chancen des Buches (und seiner Leser) in der BRD, daß es den üblichen Schemata widerstrebt, und zwar zugunsten der Realität und noch dazu auf vernünftige Weise. Natürlich gibt es auch bei uns Leute, die auf ihr eignes Vergnügen mit puritanischem Selbstmißtrauen reagieren und einem Roman nur dann literarische Qualität zubilligen wollen, wenn er mühsam zu lesen ist — Thomas Mann hat nach eigener Aussage die „Buddenbrooks“ in erster Linie geschrieben, um die Leser zu amüsieren, und heute hat man das selbst in Lübeck begriffen: der Einwand ist wohl überholt.

Mir hingegen ist das Buch in einem Punkt nicht vernünftig genug, offenbar schätze ich da Tucholskys „Rheinsberg“ höher als Du — oder könnte man sich auf die Formel einigen, daß in des gleichen Autors „Schloß Gripsholm“ Szenen stehen, die man in der „Aula“ leider vergeblich sucht? Ich jedenfalls fühlte mich bei der Lektüre verschiedentlich an jenen französischen Maler erinnert, der in Brechts Geschichte „Eßkultur“ sein Unbehagen am deutschen Materialismus wie

folgt artikuliert: „Ein Materialismus mit 6 fleischlosen Tagen! Nehmen sie die Liebe! Das ist bei den Deutschen eine Gemütsbewegung! Andere Bewegung ist kaum dabei. Die Paare wollen es vor allem gemütlich haben!“ Gemütlich haben es Iswall und Vera Bilfert wohl ebenso wie Trullesand und Rose Paal, deren chinesische Ehe mich ein wenig an jene fernöstlichen Wunderblumen gemahnt, die sich aus unscheinbaren Muschelschalen zu farbenfroher Pracht und Blüte entwickeln — mit nichts als etwas Wasser in einem einfachen Glas.

Auch mir scheint, daß der Roman, je mehr er sich der Gegenwart nähert, dünner und flacher wird; vielleicht ist das aber eine Frage des historischen Entwicklungstempos und der künstlerischen Ökonomie: Dinge, die heute wie vor zehn Jahren aktuell sind, kommen bei Kant eben damals vor und Wiederholungen geben literarisch wenig her. Andererseits sind einige dieser Dinge inzwischen anachronistisch geworden, und Angelhoffs Schein-Schluß „ein Gegner des Studiums der Kultur der Sowjetunion, ein Gegner also der Kultur der Sowjetunion und folglich ein Gegner der Sowjetunion“ erscheint mir — in der „Aula“ auf die frühen 50er datiert — zumindest psychologisch motivierter als die Neuauflage dieser Passage, die Alexander Abusch mit der Formel „Die Gegner der Literatur des sozialistischen Realismus, gewöhnlich Gegner des Sozialismus überhaupt“ gab — allerdings im Herbst vergangenen Jahres, als Kants Roman ja bereits abgeschlossen war.

Was den Realismus betrifft, so halte ich es mit Brecht: „Realistisches Schreiben kann von nicht realistischem nur dadurch unterschieden werden, daß man es mit der Realität selber konfrontiert, die es behandelt“, und der die Diskussion über die Frage, ob bestimmte Mittel dekadent oder sozialistisch seien, mit dem Hinweis erledigte, es gäbe da „keine speziellen Formalitäten, die zu beachten wären“. Was es gibt, ist offenbar ein als sozialistischer Realismus getarnter pseudosozialistischer Formalismus — und für die zeitgenössische deutsche Literatur gibt es Probleme, die sich aus der Realität ergeben, und hier sehe ich eine Schwierigkeit, mit der auch Kant nicht ganz fertig geworden ist.

Unbestritten stehen nämlich beide Teile Deutschlands in fortwährender wechselseitiger Beziehung, und unbestritten ist es Aufgabe eines realistischen Autors, diesem Tatbestand Rechnung zu tragen: Iswall z. B. fährt nach Hamburg. Und hier fehlt Kant nun die unmittelbare sinnliche Vertrautheit, die er mit seinen DDR-Mitbürgern hat. Die Reise-Szenen im Zug, der Grenzübergang, auch das Interview mit dem alten Mann im Überschwemmungsgebiet „sitzen“ noch, da braucht Kant nicht mehr zu wissen als was Iswall — ein Reisender, ein Journalist — sieht. Aber der Pflaumen-Vertreter und Iswalls Hamburger Schwager deklamieren ebenso wie der Kaufmann in Hamburg, sie sagen sich selbst auf und gewinnen dennoch wenig Kontur (ganz abgesehen davon, daß eine so geringe Auswahl repräsentativer sein müßte als sie es hier ist.)

Direkt vertraut ist der gebürtige Hamburger Kant immer noch mit der Stadt — aber wenn man die zwei Absätze U-Bahnfahrt durch Hamburg mit dem Be-

such bei seiner Mutter vergleicht, mit den zwei dünnen Sätzen über den dritten Mann dieser Mutter (einen Arbeiter?), wird der Unterschied erschreckend deutlich. Es ehrt den Autor Kant, als einen realistischen Autor, daß sich Unterschiede in der Realitätserfahrung in seinem Text so genau widerspiegeln — und das damit bezeichnete Problem ist nicht seine Sorge allein, auch nicht mit der Rezeptur des „Schuster bleib bei deinem Leisten“ aus der Welt zu schaffen. Realistische Literatur bezieht eben auch ihre Schwierigkeiten aus der Realität, und immerhin beschert uns dieses Dilemma ja auch jenen unvergleichlichen Nestroy-Schauspieler im Zug auf Iswalls Rückreise, diese parodistische Hommage á Raymond Chandler. (Mir tut nur leid, daß Iswall den bei uns kaufen muß, wo es Chandler nur in Taschenbüchern gibt, und nicht — wie in England — schön dreibändig und gesammelt in Leinen.)

Im Grunde spricht es für Kant und die „Aula“, daß beide — wie ja auch die Wirklichkeit — noch Wünsche offen lassen, ebenso wie einige Fragen. Und auch eine Zukunft, auf die sich Kants letzter Satz bezieht, der auch — nebst Grüßen an Dich — mein letzter sein soll: „... und hier wird schon noch geredet werden.“

München, im April 1966

Dein Yaak Karsunke

Professoren-Appell an die Gewerkschaften

An den Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes
und an die Vorstände der

Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden
Industriegewerkschaft Bergbau und Energie
Industriegewerkschaft Chemie, Papier, Keramik
Industriegewerkschaft Druck und Papier
Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands
Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft
Gewerkschaft Gartenbau, Landwirtschaft und Forsten
Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen
Gewerkschaft Holz
Gewerkschaft Kunst
Gewerkschaft Leder
Industriegewerkschaft Metall
Gewerkschaft Nahrung, Genuß und Gaststätten
Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr
Gewerkschaft der Polizei
Deutschen Postgewerkschaft
Gewerkschaft Textil — Bekleidung

Meine Damen und Herren,

vor einem Jahr sandte ich Ihnen die Petition der 265 Professoren zur Verteidigung des Grundgesetzes gegen seine Durchbrechung durch eine Notstandsgesetzgebung. Wir konnten damals von den Beschlüssen der DGB-Kongresse von Hannover und Düsseldorf ausgehen, in denen sich die Gewerkschaftsbewegung als der sicherste Schutz der demokratischen Rechtsstaatlichkeit erwiesen hatte.

Verschiedene Pressemeldungen der letzten Tage, die zu den Besprechungen zwischen führenden Vertretern der Gewerkschaften und dem Herrn Bundesinnenminister Lücke Stellung genommen haben, sind der Anlaß, uns erneut an Sie zu wenden. Diese Pressemeldungen lassen eine, zwar äußerst geschickte, aber darum nicht weniger undemokratische Taktik erkennen, die Ihnen die Dringlichkeit unseres abermaligen Appells deutlich machen dürfte.

Wir halten uns für verpflichtet, Sie daran zu erinnern, daß die Gefahren einer

Notstandsgesetzgebung, wie sie einst die Weimarer Republik aufzulösen half, inzwischen durch das Bekenntnis führender Politiker und Vertreter der „Wirtschaft“ zur „Formierten Gesellschaft“ noch klarer hervorgetreten sind.

An der Gefährdung des Streikrechts der Arbeitnehmer durch Dienstleistungsverpflichtungen würde sich auch durch eine formelle Verbeugung der Verfassungsänderungsgesetze vor dem Streikrecht nichts ändern.

Die Beeinträchtigung der Informations- und Meinungsfreiheit würde auch bei obligatorischer „Selbstkontrolle“ der Presse nur die Form, nicht aber den Inhalt wechseln. Für die Ausschaltung des Parlaments ist es prinzipiell belanglos, ob sie unmittelbar durch das bestehende Kabinett oder durch die Zwangskoalition eines Notparlaments erfolgt, die jede echte Machtkontrolle durch den vom Grundgesetz gewünschten Widerstreit von Regierung und Opposition ausschaltet; die pluralistische Struktur der öffentlichen Ordnung wäre aufgehoben.

Auch wenn nur der sogenannte „äußere Notstand“ zur Legitimation von Ausnahmerechten herangezogen werden sollte, würde sich die Gefahr nicht grundsätzlich mindern. In einer Periode, in der es keinerlei wirkliche Bedrohung des europäischen Friedens gibt, müßte vielmehr die Vorbereitung der Rechtslage der Bundesrepublik auf einen Krieg auch außenpolitisch beunruhigend wirken und überdies jede Politikergruppe in die Versuchung bringen, aus innenpolitischen Gründen mit dem Mittel der Verschärfung der außenpolitischen Lage zu hantieren, sobald ihr dies als opportun erscheint.

Wir machen Sie außerdem darauf aufmerksam, daß zur Aufhebung der alliierten Vorbehaltsrechte — wie Professor Dr. Helmut Ridder gezeigt hat — keine Verfassungsänderung notwendig ist!

Allerdings hat sich die politische Situation seit 1962 materiell verändert, nämlich dadurch, daß die Proklamationen des Zieles der „Formierten Gesellschaft“ inzwischen unverhüllt erfolgt ist. Dem gegenüber sind die bloß *formellen* Konzessionen, zu denen sich, wegen des Widerstandes der Gewerkschaften, diejenigen Kräfte bequemen mußten, die die Grundgesetzänderung so hartnäckig betreiben, wahrhaft zweit-, ja drittrangig.

Deshalb appellieren wir nochmals an den DGB und die Gewerkschaften, bei ihren früheren Beschlüssen zu bleiben, sie nicht aufzuweichen und auch künftig gemeinsam mit den kritischen Vertretern der Wissenschaft und des Geistes die Verfassung zu schützen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
gez.: Prof. Dr. Heinz Maus

PS. Wegen der Notwendigkeit schneller Stellungnahme konnten die Unterzeichner unseres ersten Appells noch nicht alle erreicht werden. Doch haben mich schon folgende Kollegen beauftragt, diesen Brief auch in ihrem Namen zu schreiben: Prof. Dr. rer. pol. Hans Albert, Mannheim; Prof. Dr. med. Dr. phil. Hans Anger, Köln; Prof. Dr. phil. Jürgen Habermas, Frankfurt; Prof. Dr. phil.

Dieter Claessens, Münster; Prof. Dr. phil. Heinrich Düker, Marburg; Prof. Dr. phil. Friedrich Edding, Berlin; Prof. Dr. jur. Wolfgang Abendroth, Marburg; Prof. Dr. jur. Helmut Ridder, Gießen; Prof. Dr. rer. pol. Erich Reigrotzki, Marburg; Prof. Dr. rer. pol. Eugen Kogon, Darmstadt; Prof. Dr. phil. Hans-Paul Bahrdt, Göttingen; Prof. Dr. phil. Franz Rauhut, Würzburg; Prof. Dr. med. Hans Schäfer, Heidelberg; Prof. D. theol. Hans-Werner Bartsch, Frankfurt; Prof. Dr. phil. Ernst Fränkel, Frankfurt; Prof. Dr. oec. publ. Franz-Paul Schneider, Würzburg; Prof. Dr. Ing. Fritz Straßmann, Mainz; Prof. Dr. phil. Georg Hoeltje, Hannover; Prof. D. theol. Hans Conzelmann, Göttingen; Prof. Dr. phil. Richard Hamann-Mc Lean, Marburg; Prof. D. theol. Walter Kreck, Bonn; Prof. D. Dr. phil. Dr. jur. h. c. Luise Berthold, Marburg; Prof. Dr. phil. Dr. med. Dr. phil. h. c. Karl Saller, München; Prof. Dr. phil. Eduard Baumgarten, Freiburg; Prof. Dr. phil. Hans-Joachim Heydorn, Frankfurt; Prof. Dr. jur. Dr. phil. Dr. oec. h. c. Alfred von Martin, München; Prof. Dr. phil. Dr. h. c. Helmut Plessner, Göttingen; Prof. Dr. jur. Dr. phil. MA Friedrich Lenz, Gießen; Prof. D. theol. Ernst Wolf, Göttingen; Prof. Dr. oec. publ. Werner Hofmann, Göttingen; Prof. Dr. phil. Eduard Brenner, Erlangen; Prof. Dr. jur. Walter Gustav Becker, Berlin; Prof. Dr. phil. Wolfgang Hartke, München; Prof. Dr. phil. Eckhart Vogt, Marburg; Prof. D. Dr. Wilhelm Loew, Mainz; Prof. Dr. phil. Will-Erich Peuckert, Göttingen.

Motive, die zum neuen Appell der Professoren an die Gewerkschaften führten (vorgetragen auf der Pressekonferenz in Frankfurt/Main am 10. 3. 1966)

1. Das gegenwärtige Verfahren von Bundesinnenminister Lücke, die Notstandsverfassung und die übrigen noch ausstehenden Notstandsgesetze in einem neuen, dem dritten Anlauf durchzusetzen, kennzeichnet den unverändert undemokratischen Kern der Sache, um die es geht. Dieses Verfahren scheut die Beteiligung des politisch mündigen Volkes. Hinter verschlossenen Türen wird versucht, Vereinbarungen auszuhandeln, die den Eindruck erwecken sollen, als hätten die Staatsbürger tatsächlich mitgewirkt und ihr letztes Wort schon gesprochen. In Wirklichkeit bliebe ihnen bei dieser Manipulation nur die Funktion der puren Hinnahme.

2. Was 1965 gefährlich war, ist es in diesem Jahr erst recht. Nach der Bundestagswahl liegen die Absichten der augenblicklichen Bundesregierung offener zu Tage als je zuvor:

a) Die Umgestaltung der demokratisch-pluralistischen Ordnung der Bundesrepublik in eine „formierte Gesellschaft“ wird in Angriff genommen. Als erste strukturändernde Gesetze sind bereits vorgesehen eine Finanzreform, die das föderalistische Prinzip aushöhlt, und ein „Deutsches Gemeinschaftswerk“, das Teile des Staatseinkommens der parlamentarischen Kontrolle entzieht; ferner ein „Konjunkturrahmengesetz“, das u. a. einen Einbruch in die Tariffreiheit der Gewerkschaften vorsieht.

- b) Der Ton bei der Formulierung militärpolitischer und außenpolitischer Zielsetzungen hat sich verschärft. Der Zugang zur atomaren Kommandogewalt wird neuerdings als Beseitigung angeblichen Unrechts gefordert.
 - c) Es besteht keine Bereitschaft, den Empfehlungen der wissenschaftlichen Gutachter zur Sicherung der Währungsstabilität Rechnung zu tragen; statt dessen wird wieder einmal an die „Disziplin der Sozialpartner“ hinsichtlich der Lohn-, Preis- und Arbeitspolitik appelliert, ohne daß man sich selbst daran hält.
 - d) Im Widerspruch zu ernsthaften Bemühungen um eine echte Entwicklungshilfe zeigt sich eine gefährliche Neigung, mit der Behauptung, es gelte die Freiheit zu verteidigen, sich in Entwicklungsländern in gesellschaftliche Auseinandersetzungen einzumischen, die notwendige Folgen des Entkolonialisierungsprozesses sind.
 - e) Zu diesem Kurs gehören die Notstandsgesetze als innere Vorbereitung auf den „Ernstfall“.
3. Die Veränderungen, die an den bisherigen Notstandsgeszentwürfen angeblich zur Sicherung der Demokratie — in Wirklichkeit: um den Widerstand gegen die Verfassungsänderung einzuschläfern — vorgenommen wurden, ändern den Charakter dieser Entwürfe keineswegs. Das Notparlament, da nur aus Führungsgremien der Parteien bestehend, wäre eine quasi parlamentarische Verhüllung einer Allparteienkoalition neben der Volksvertretung zur Durchsetzung der Notstandspolitik.
4. Die Behauptung, es bedürfe der Notstandsverfassung zur Ablösung alliierter Vorbehaltsrechte, ist weder juristisch noch politisch zu halten:
- a) Zur Ablösung von Art. 5 Abs. 2 des Deutschlandvertrages bedarf es keiner Grundgesetzänderung. Die vorliegenden Bestimmungen des Grundgesetzes (nach den Verfassungsänderungen von 1956) reichen völlig aus, um von den Alliierten gegebenenfalls den formellen Verzicht auf diese Rechte verlangen zu können.
 - b) Im übrigen haben die alliierten Rechte bis heute unser Staatsleben in keiner Weise eingeengt. Andererseits haben bisher mehr oder weniger große Widerstände nicht zuletzt auch innerhalb der NATO bundesdeutsche atomare Ambitionen in Schranken halten können. Das Verlangen nach einer Notstandsverfassung gehört zu den Bestrebungen herrschender Kreise in der Bundesrepublik, militärpolitisch freiere Hand zu bekommen.
5. Während die Politik der europäischen Alliierten davon ausgeht, daß keine militärische Bedrohung Mittel- und Westeuropas besteht, und darin die Chance sieht, Schritte der Entspannung und Abrüstungsmaßnahmen durchzusetzen, würden Notstandsgesetze die Bundesrepublik in den Stand dauernder Kriegsbereitschaft manövrieren und zu einem Element außenpolitischer Beunruhigung machen. Weit entfernt, im Kriegsfall irgend zu nützen, erzeugen Notstandsgesetze die Illusion, vor allen Eventualitäten geschützt zu sein. Sie ermöglichen

damit einer Regierung, die ihrer Verantwortung gegenüber Deutschland nicht gerecht wird, ggf. eine unkontrollierte Politik der Risiken. Notstandsgesetze führen potentiell näher an den „Ernstfall“ heran.

6. Den Gewerkschaften ist es zu danken, daß die Regierung heute noch nicht über ein voll ausgebautes Ausnahmerecht verfügt, wenngleich bereits durch die vier „Sicherstellungsgesetze“, das „Selbstschutz- und das Schutzbaugesetz“ und das „Gesetz über das Zivilschutzcorps“ umfassende Eingriffsermächtigungen und Rechtssetzungsbefugnisse für die Exekutive bewilligt worden sind, die empfindlich in das private und öffentliche Leben eingreifen.

7. Mit ihrem Widerstand gegen die Notstandsverfassung haben die Gewerkschaften sich erneut als entscheidende Stütze unserer Demokratie erwiesen. Wenn Vertreter der Wissenschaft sich heute wiederum an sie wenden, folgen sie einer doppelten Verpflichtung: Als Wissenschaftler sind sie verpflichtet, am öffentlichen Leben teilzunehmen und darauf aufmerksam zu machen, daß die Aufrechterhaltung der demokratischen Ordnung von der Aktivität der inner- und außerparlamentarischen Kräfte abhängt; ihre Existenz ist nur in dieser Ordnung gesichert.

Frankfurt am Main, den 10. März 1966

gez.: Prof. Dr. Eugen Kogon
Prof. Dr. Helmut Ridder
Prof. Dr. Heinz Maus

Dem Appell an die Gewerkschaften haben sich inzwischen u. a. noch angeschlossen:

Prof. Dr. phil. Günther Patzig, Univ. Göttingen; Prof. Dr. phil. nat. Werner Buckel, TH Karlsruhe; Prof. Dr. phil. Johannes Klein, Marburg; Prof. Dr. phil. et jur. Ossip K. Flechtheim, FU Berlin; Prof. Dr. phil. Erich Köhler, Univ. Heidelberg; Prof. Dr. phil. Christian Graf von Krockow, Univ. d. Saarlands; Prof. D. theol. et phil. Manfred Mezger, Univ. Mainz; Prof. Dr. phil. Kurt Otten, Univ. Marburg; Prof. Dr. phil. Karl Schlehta, TH Darmstadt; Prof. Dr. phil. Wolfgang Schulenberg, PH Oldenburg; Prof. Dr. agr. Hans Wilbrandt, Univ. Göttingen; Prof. Dr. phil. Peter von Oertzen, TH Hannover; Prof. Dr. rer. nat. Hans Arwed Weidenmüller, Univ. Heidelberg; Prof. Dr. med. Alexander Mitscherlich, Univ. Heidelberg; Prof. Dr. phil. Karl D. Bracher, Univ. Bonn; Prof. Dr. phil. Hildegard Hetzer, Univ. Giessen; Prof. Dr. phil. Heinrich Popitz, Univ. Freiburg i. Br.; Prof. phil. Walter Koch, FU Berlin; Prof. Dr. phil. Dipl.-Ing. Dietrich Goldschmidt, Inst. für Bildungsforschung, Max-Planck-Gesellschaft, Berlin; Prof. Dr. phil. Karl Ottmar Freiherr von Aretin, TH Darmstadt; Prof. Dr. phil. Helge Pross, Univ. Giessen; Prof. Dr. phil. Walter Gerstenberg, Univ. Tübingen; Prof. Dr. phil. Erich Huster, Univ. Münster; Prof. Dr. phil. Lochte-Holtgreven, Univ. Kiel; Prof. Dr. med. Walter Seitz, Univ. München.

Fritz Libuda Vietnam-Rede

Vor etwa einem Jahr protestierten 15 000 Studenten vor dem Weißen Haus in Washington. Sie trugen Transparente und Plakate mit den Überschriften: „Ich will nicht in Vietnam kämpfen!“ „Stoppt das Bomben!“ Es war die größte Demonstration, die bis dahin in Amerika gegen die Außenpolitik der eigenen Regierung stattgefunden hat. Seit jenem Tag nahm die Zahl der Proteste und Demonstrationen zu — auch bei uns in der Bundesrepublik.

Und in West-Berlin waren es die Studenten der Freien Universität, die demonstrierten, was noch vor wenigen Tagen den Staatssekretär Schäfer vom Bundesinnenministerium in einer Fragestunde des Deutschen Bundestages zu der Bemerkung veranlaßte, man müsse überlegen, auf welche Weise bei den Studenten das politische Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Staat verbessert werden könne, zumal die Universitäten durch bedeutende Summen aus dem Staatshaushalt gefördert würden. Die versteckte Drohung war nicht zu überhören!

Lassen Sie mich deshalb gleich zu Beginn meiner Ausführungen in aller Deutlichkeit sagen: Unser Volk ist nicht nur zum Jubeln und Spalierstehen da, wenn es der Regierung gefällt, sondern es hat auch ein Recht zum Protest und zur öffentlichen Demonstration!

Und wir haben daher auch das Recht, gegen einen Krieg zu protestieren, der von Tag zu Tag grausamer wird, der täglich mehr Opfer fordert und der zu einer Katastrophe größten Ausmaßes führen kann!

Gerade wir in der Bundesrepublik haben allen Grund, unsere Stimme zu erheben, zu warnen und zu protestieren, denn kein anderes Land wird von der amerikanischen Regierung so sehr zu materieller und militärischer Hilfeleistung in Vietnam gedrängt.

Noch Mitte vergangenen Monats — am 14. 2. — schrieb die Frankfurter Rundschau: „Entgegen allen offiziellen Versicherungen ist bis jetzt nicht auszuschließen, daß sich die Bundesregierung eines Tages doch zu einer militärähnlichen Unterstützung der USA in Vietnam entschließt. Das letzte Wort über Ausmaß und Charakter der künftigen Vietnam-Hilfe ist noch nicht gesprochen. Trotz wiederholter Dementis steht die Bundesregierung unter massivem politischen Druck, der Bonn zu einer Entscheidung darüber zwingt, ob man dem amerikanischen Wunsch nach einem eindeutigen Engagement in Vietnam nachgibt oder ob

man sich weiter indifferent verhalten und die möglichen Konsequenzen einer veränderten Deutschlandpolitik der USA hinnehmen soll.“

Liebe Freunde, in diesem Zusammenhang gesagt: Wir sind für das Letztere! Niemand, der bei uns über gesunden Menschenverstand verfügt, kann daran interessiert sein, Menschen und Material nach Vietnam zu senden, um dort die Interessen eines anderen Landes zu unterstützen! Das, was ich hier sage, richtet sich nicht gegen Amerika, sondern gegen die Vietnam-Politik der amerikanischen Regierung.

Die Diskussion über die vorhin zitierte politisch so brisante Frage wurde in jenen Tagen — also Mitte Februar — durch den Streit um die Nachfolge Adenauers im Amt des CDU-Vorsitzenden etwas verdeckt. Und in allen politischen Lagern, einschließlich der Opposition — so konnte man hören — war man nicht unglücklich darüber, daß auf diese spektakuläre Weise das öffentliche Interesse wirkungsvoll von einem der heikelsten Probleme der gegenwärtigen deutschen Außenpolitik abgelenkt wurde. Es ist unsere Aufgabe, meine Damen und Herren, dafür zu sorgen, daß sich das deutsche Volk in dieser entscheidenden Frage nicht ablenken läßt und daß die Bundesregierung die wahre Meinung des deutschen Volkes kennenlernt!

Der Bundeskanzler hat in seiner Bonner Bundestagsrede am Dienstag dieser Woche Vorschläge für eine konstruktive Friedenspolitik angekündigt. Diese Vorschläge wurden gestern morgen in Form einer Regierungserklärung der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Es waren Vorschläge für eine deutsche Friedenspolitik in *Europa*! Der Herr Bundeskanzler hat es in dieser Regierungserklärung peinlichst vermieden, zum Vietnam-Krieg Stellung zu beziehen. Nun, Vietnam liegt ja auch nicht in Europa. Das erinnert mich an Goethes Faust. Ich zitiere:

„Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinanderschlagen,
man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
dann kehrt man abends froh nach Haus, und segnet Fried und Friedenszeiten.“
Meine Damen und Herren, vielleicht hat es sich noch nicht bis nach Bonn herumgesprochen, daß *die* Zeit endgültig dahin ist, in der es möglich war, sich in *Europa* des Friedens zu erfreuen, während „weit in der Türkei“ die Völker aufeinanderlosschlügen. Verstehen wir uns richtig: Ich begrüße den Friedensappell der Bundesregierung, bin aber der Meinung, daß die deutsche Friedenspolitik über die Grenzen Europas hinausgehen muß. — Und dafür haben wir ein paar Vorschläge:

Statt Überlegungen anzustellen, ob und in wieweit eine deutsche Hilfeleistung für Vietnam in Frage kommt, sollte sich die Bundesregierung kompromißlos dafür einsetzen, daß

1. ab sofort die amerikanischen Bombenabwürfe auf Nordvietnam eingestellt werden, daß
2. Verhandlungen zwischen den USA, der südvietnamesischen Regierung und den Vietcong aufgenommen werden mit dem Ziel, den Krieg zu beenden, daß
3. alle ausländischen Truppen aus Vietnam abgezogen werden und daß
4. die Einheit Vietnams durch freie Wahlen, wie sie die Genfer Konferenz von 1954 vorschreibt, wieder hergestellt wird.

Alle freiheitlichen demokratischen Kräfte in unserem Lande — und hier insbesondere die deutschen Gewerkschaften — die sich ständig für Freiheit und gegen jede Gewalt aussprechen, sollten allen Einfluß geltend machen, um diesem Krieg ein Ende zu setzen.

Mit Folterungen und öffentlichen Hinrichtungen kann nicht die Verteidigung der Freiheit demonstriert werden!

Was für ein Land ist Vietnam?

Es ist ein Land mit einer wechselvollen, sehr traurigen und sehr tragischen Geschichte: Im 17./18. Jahrhundert wurde es von den Chinesen überrannt, 1862 kamen die Franzosen und im letzten Krieg eroberten es die Japaner. Im Herbst 1945 besetzten die Franzosen erneut das Land. 5 Jahre später bildete sich in Nordvietnam eine kommunistische Regierung, die der französischen Armee schließlich die vernichtende Schlacht bei Dien-Bien-Phu lieferte. Im Juli 1954 brachte das Friedensabkommen von Genf das Ende des Indochina-Krieges und — wie es hieß — die provisorische Teilung des Landes entlang dem 17. Breitengrad. Für das Jahr 1956 waren nach dem Genfer Abkommen dem geteilten Land freie Wahlen versprochen worden. Sie fanden niemals statt. Der Diktator Diem schlug mit Billigung der USA eine andere Politik ein, nämlich: Auf- und Ausrüstung der südvietnamesischen Armee, Errichtung von Konzentrationslagern zur Ausschaltung jeglicher Opposition, Bevorzugung katholischer Minderheiten, korrupter Militärs und Großgrundbesitzer gegen die überwältigende Mehrheit der vietnamesischen Bevölkerung, gewaltmäßige Umsiedlung von Bauern in sogenannte Wehrdörfer, Verschärfung des Terrors durch Vertreibung früherer Widerstandskämpfer aus Städten und Dörfern in den Dschungel.

Als Reaktion auf diese Gewaltakte wurde zwischen 1956 und 1958 der Vietcong aufgebaut. Der Bürgerkrieg begann. Diem wurde 1963 ermordet. Von diesem Zeitpunkt an wurde Südvietnam von Militärjuntas regiert, so von dem Regime des Marshalls Ky, der sich gleich mehrere Hitlers wünschte, um die Kommunisten zu schlagen.

Schon 1961, als der Kleinkrieg immer heftiger wurde, begannen die Amerikaner ihre „Berater“ mehr und mehr zu aktiven Kriegsteilnehmern zu machen. Aus den 685 (amerikanischen) Militärberatern — entsprechend dem Genfer Indochina-Abkommen — sind heute in Südvietnam 230 000 (amerikanische) Soldaten

geworden und in bisher rd. 20 000 Einsätzen haben amerikanische Bomber Tod und Vernichtung nach Nordvietnam getragen.

Nach Ansicht des militärpolitischen Redakteurs der FAZ, Adalbert Weinstein, könne man eine total militärische Lösung des Vietnam-Krieges nur erwarten, wenn die Amerikaner ihre Truppen auf 600 000 bis 1 Million Mann verstärken würden. In Amerika selbst spricht man davon, — nachdem die Friedensoffensive gescheitert ist — die augenblickliche Zahl zu verdoppeln.

Das würde eine Verschärfung des Krieges bedeuten, noch mehr Tote und Verwundete, noch mehr Verwüstungen und noch mehr Verbrechen. Damit droht Vietnam zum Weltkriegspulverfaß Nr. 1 zu werden.

Und in diese Auseinandersetzungen soll (nach den Vorstellungen der amerikanischen Regierung) die Bundesrepublik zur Hilfeleistung einbezogen werden? Wir sagen dazu klar und deutlich nein!!

Aber betrachten wir uns in diesem Zusammenhang die augenblickliche Entwicklung in der Bundesrepublik. Sie ist gekennzeichnet durch eine Formierung der Gesellschaft, durch eine Verschleierung der Interessengegensätze im Sinne der Mächtigen und durch die Bestrebungen, mit Hilfe von Notstandsgesetzen die Arbeitnehmer und ihre Gewerkschaften in Schach zu halten.

Deshalb sollte auch dieser Tag ein Tag des Aufbegehrens, ein Tag des Protestes gegen diejenigen sein, die vom Zustand der inneren und der äußeren Gefahr sprechen und damit Krieg meinen und die da glauben, sie könnten einem politisch mündigen Volk einsuggerieren, daß dieses Volk in einem Atomkrieg eine Überlebenschance hätte, wenn man die Bürger dieses Landes mit Verdunkelungsrollen, mit Eimern voll Sand und mit Feuerpatschen ausstattet.

Bei einer solchen Regierung, die derartige Absichten verfolgt, dürfte eine Zustimmung zur amerikanischen Vietnampolitik nicht verwunderlich sein. Wenn aber die Bundesregierung für sich in Anspruch nimmt, positiv Stellung zu nehmen für die Haltung der USA, so haben auch die demokratischen Organisationen in der Bundesrepublik nicht nur das Recht sondern die Verpflichtung, ebenfalls zu diesem weltpolitischen Geschehen Stellung zu nehmen und unsere Stellungnahme ist unmißverständlich und eindeutig: Keine Unterstützung im Vietnam-Krieg, Schluß mit dem Bombenhagel, Schluß mit dem Morden und den unmenschlichen Grausamkeiten!

Wir glauben nicht daran, daß sich irgendwo in der Welt Freiheit erringen oder bewahren läßt durch den Abwurf von Bomben auf wehrlose Menschen.

Geht es denn in Vietnam noch um das Selbstbestimmungsrecht einer Nation oder geht es jetzt im Grunde genommen nur noch um Prestige und um nackte Machtpolitik. Wir sind der Ansicht, daß die kriegerischen Anstrengungen der einen wie der anderen Seite nicht mehr mit Idealen und moralischen Parolen verbrämt werden sollten!

Lassen Sie mich an dieser Stelle etwas grundsätzliches zu der Frage sagen, warum wir uns so leidenschaftlich gegen jeden Krieg und für eine weltweite Abrüstung

einsetzen. Aus dem Zusammenbruch und der totalen Zerstörung haben sich zwei Lehren in unser Bewußtsein eingegraben:

Die erste ist: Niemals die in der Verfassung garantierten Rechte und demokratischen Freiheiten kampfflos aufzugeben! Und die zweite ist: Der Krieg ist kein Mittel der Politik mehr! Sie kennen wahrscheinlich das Wort:

Im Krieg töten sich Menschen, die sich nicht kennen, auf Veranlassung von Menschen, die sich zwar kennen, aber nicht töten!

Erich Kästner war einmal der Meinung, daß unsere Frauen den nächsten Krieg verhindern könnten. Er schrieb der Gegenwart ins Gästebuch:

„Dann zogen sie (nämlich die Frauen) in jedem Land wohl in des Hauptmanns Haus.

Sie hielten Stöcke in der Hand und holten die Kerls heraus.

Sie legten jeden übers Knie, der diesen Krieg befahl —

die Herren der Bank und Industrie — den Minister und General.

Da brach so mancher Stock entzwei und manches Großmaul schwieg.

In allen Ländern gabs Geschrei — und nirgends gab es Krieg!“

Liebe Freunde, es wäre zu schön, wenn das so einfach wäre und man die Betreffenden tatsächlich übers Knie legen könnte. Für diesen Zweck würde ich mir noch heute eine Feuerpatsche zulegen.

Bundesverteidigungsminister von Hassel vertrat in jener Notstandsdebatte im Juni vergangenen Jahres die durchaus richtige Ansicht — ich zitiere wörtlich: „daß an die Stelle des bisher immer gegebenen Weiterlebens der Völker — auch nach einer furchtbaren Niederlage — heute die Gefahr der völligen Vernichtung aller gegeben ist.“ Damit ende der Krieg in sich selbst und sei nicht mehr eine Fortsetzung der Politik durch Anwendung militärischer Mittel. „Es werden Stunden oder Viertelstunden über Sein oder Nichtsein entscheiden“, sagte von Hassel.

Aber anstatt nun daraus die einzig richtige Konsequenz zu ziehen, nämlich Sicherheit für alle durch Abrüstung zu fordern, forderte er mehrfach alle gesetzlichen Möglichkeiten zur militärischen Operationsfreiheit für die Streitkräfte.

Milliardenbeträge werden für die Rüstung und für das Töten von Menschen ausgegeben. Der Krieg in Vietnam kostet die Amerikaner täglich 70 Mill. Dollar. Das amerikanische Nachrichtenmagazin „Newsweek“ berichtet, daß Amateur-Statistiker ausgerechnet haben, daß es 375 000 Dollar = 1,5 Mill. Mark kostet, einen Vietcong zu töten!

Bei uns beträgt der Wehretat 18 Milliarden DM. Bei uns sind im vergangenen Jahr und bis heute rd. 30 Starfighter abgestürzt. Stückpreis 6 Mill. DM. 6 Millionen mal 30 macht 180 Millionen DM. Das ist genau der Betrag, der fehlt, um das Neubauprogramm der deutschen Hochschulen zu finanzieren! Bleiben wir noch bei diesen Zahlen. Ich zitiere aus dem „Spiegel“: „1965 verfeuerten US-Einheiten in Vietnam 1 Milliarde Infanteriegeschosse, 89 Millionen Bordwaffen-

Patronen, 27 Millionen Granaten und 5 Millionen Raketen. Die Air Force warf 2 Millionen Bomben, das ist ein Viertel der gesamten Bombenlast, die im 2. Weltkrieg auf Europa fiel.“

Der Londoner „New Statesman“ schrieb zu den Bombenabwürfen in einem Leitartikel: „Niemand, der informiert ist, glaubt, daß die Bombardierungen dazu beitragen, den Krieg zu gewinnen. Sie sollen den Mythos aufrechterhalten, daß der Krieg in Vietnam eine Aggression und kein Bürgerkrieg ist, daß die Vietcong nur Abgesandte Ho Tschis Minhs sind. Sie sollen die wachsende Verbitterung des amerikanischen Volkes besänftigen und die Wahrheit verhüllen, die da lautet: es ist kein Ende des Landkrieges in Sicht. Die Tragödie der Bombenangriffe liegt darin, daß sie die Hoffnung auf Frieden zunichte machen.“

Meine Damen und Herren, auch in Vietnam muß das Gespräch der Verständigung und des Friedens siegen, ehe ein Weltbrand aus der verbrannten und versuchten Erde entsteht, der unsere ganze Erde in den Abgrund stürzt. Deshalb unser leidenschaftlicher Protest hier in Frankfurt und in vielen anderen Städten und in vielen anderen Ländern.

Wenn wir wirklich wollen, daß Kriegstreiber und alte und neue Propheten der Diktatur und der Barbarei kein Unheil anrichten dürfen, dann nützt es nichts darüber zu jammern und es hilft auch nichts, idealistischen Vorstellungen nachzujagen! Sondern man hat die Verpflichtung zu handeln! Die Demokratie verlangt von uns nicht beschauliche Bequemlichkeit, sondern das Eintreten für Recht und Freiheit und Menschenwürde jederzeit und überall.

Gottseidank gibt es auch in diesem Lande aktive Minderheiten, die das politische Geschehen kritisch verfolgen, und die auch auf die Straße gehen, wenn es notwendig ist. Stellen Sie sich vor: Die Spiegelaffäre, die Notstandsregelung, das Konkordat in Niedersachsen oder auch ein deutsches Engagement in Vietnam wären lautlos über die politische Bühne gegangen! Das Bild vom deutschen Untertanen, der nichts dazugelernt hat, sondern alles schluckt, was ihm die Obrigkeit vorsetzt, wäre perfekt!

Aber diejenigen, die aus echter Sorge demonstrieren oder Kritik üben, werden dann mit dem abfälligen Etikett „außerparlamentarische Kräfte“ versehen, die die Geschäfte des Kommunismus besorgen, oder es heißt, sie befinden sich in einer gemeinsamen Phalanx mit den Pankower und Moskauer Propagandisten. Es ist immer unbequem, gegen den Strom zu schwimmen. Aber wir werden nicht aufhören, zu mahnen und zu fordern, zu protestieren, so lange es eine Politik der militärischen Stärke gibt und solange es Krieg gibt.

Denken wir daran: Wenn die Menschheit dem Krieg kein Ende setzt, dann setzt der Krieg der Menschheit ein Ende!

Militärisches Denken darf nicht das Denken in politischen Kategorien überwuchern. Ein Volk, daß seinen Ehrgeiz nur darein legen würde, bis an die Zähne bewaffnet zu sein, mißverstet seinen geschichtlichen Auftrag. Jedes Wettrüsten gefährdet das friedliche Nebeneinander der Völker. Unsere Aufgabe kann es

nicht sein, die Spannungen dieser Welt zu vergrößern, sondern sie schrittweise abbauen zu helfen.

Wir fordern deshalb eine Politik der friedlichen Lösungen — Wir fordern Frieden und Unabhängigkeit für Vietnam und lehnen jede Mitwirkung an diesem verhängnisvollen Krieg ab.

Lassen Sie mich schließen mit einem Wort, das Papst Paul VI. vor der UNO ausgesprochen hat und das wir uns zu eigen machen sollten:

„Niemals mehr Krieg! Es ist der Friede, der das Schicksal der Völker und der Menschheit bestimmen muß!“

DAS MÄRCHEN VOM MENSCHENFRESSER

1.

Der Menschenfresser
hat kein Auge auf seiner Stirne
nur Sorgenfalten
wie ein Dackel der leidet an Tollwut

Er haßt alles Rohe
drum verspritzt er flüssiges Feuer
daß weit und breit
alles gebraten wird

2.

Er frißt aus Prinzip
keinen der nicht sein Feind ist
Wen er fressen will
den macht er sich erst zum Feind

Nach zwei drei Bissen
hat er sich dann auch alle
die den Gefressenen kannten
zu Feinden gemacht

3.

Der Menschenfresser will ungern
seine eigenen Mitbürger fressen
Er geht lieber ans Ende der Welt
bevor er sich gehen läßt

Es geht ihm auch nicht um ihn selbst
er hat eine schwache Verdauung
Er schickt nur seine Gehilfen:
„Eßt *euch* an meiner Statt satt!“

4.

Der Menschenfresser
ist in Wirklichkeit gar nicht herzlos
Er bangt um jeden
den er ausschickt sich sattzuessen

Doch die Feinde findet er feige
denn sie ermorden
von hinten seine Gehilfen
die Menschenfleisch holen kommen

Drum sammelt er Bilder
was sie seinen Gehilfen taten
Er sagt: „Das zahlen wir ihnen
mit Zinsen heim!“

5.

Der Menschenfresser
ist kein primitiver Wilder
das zeigt er schon durch seine Technik
der Jagd auf Menschen

Wenn die sich wehren
selbst gegen die teuersten Waffen
Weiß er sie sind wie Vieh
störrisch noch auf dem Schlachthof

6.

Der Menschenfresser
will nicht alles für sich behalten
Er lädt Freunde zu Tisch
mit denen er teilen will

Er bedenkt seine Gäste
mit reichlichen Gastgeschenken
und lobt mit vollem Mund
die freie Wahl der Ernährung

7.

Der Menschenfresser
ernährt pausbäckige Redner
die überall sagen
er ißt an sich gar keine Menschen

Er verschluckt nur aus Notwehr
die Angreifer die sich stürzen
in seinen Mund
um ihn von innen zu fressen

8.

Der Menschenfresser
will gern in Frieden verdauen
dann sagt er seinen Gehilfen:
„Macht eine Pause!“

Die benutzen sie um zu erklären
daß er schonungsvoll sei und enthaltsam:
„Er nahm seit der letzten Mahlzeit
nicht *einen* Menschen zu sich.

Er knabbert zwar Knochen
und putzt und schärft sich die Zähne
doch nur um frisch zu bleiben
und fromm und fröhlich und frei.“

9.

Der Menschenfresser
frißt nicht nur erwachsene Feinde
Er weiß wer das Kleine nicht ehrt
ist des Großen nicht wert

Doch den angebissenen Kindern
schenkt er schönes weißes Verbandzeug
bis zum nächsten Mal
dann kommt das andre Bein dran

10.

Die Nachbarn des Landes
in dem er den Auftrieb an Menschen
so nahrhaft findet
werden vorsorglich aufgepäppelt

Der Menschenfresser
kann ihr dürres Elend nicht ansehen
er läßt sie füttern
als ob bald Weihnachten wär

DIE KINDERBOMBE

Die Bombe fragt im Flug geschwind
Sinds gute Kind? Sinds böse Kind?

Da rat ich euch sagt Gute Kind
Die nur für jene Freiheit sind

Die auch die Bombe selbst bejaht
Dann tut sie keine blutige Tat

Sinds gute Kind fliegt sie zurück
Und wünscht den Kindern nur viel Glück

Sie kriecht in ihren Bombenschacht
Die Kinder schlafen gut bei Nacht

Doch heißt die Antwort Böse Kind
Dann seht nicht hin dann stellt euch blind

BRIEF AN DIE KINDERFREUNDE

*(Zum vietnamesischen „Fest der Kinder“ warfen US-Flugzeuge Spielzeug ab, —
auch auf Dörfer, in denen ihre Bomben noch kurz zuvor Kinder getötet hatten.)*

Hättet ihr lieber
vor vierzehn Tagen das Spielzeug
auf uns heruntergeworfen
und jetzt erst die Bomben

hätten meine zwei Kinder
noch vierzehn Tage
dank eurer Güte
etwas zum Spielen gehabt

VERHINDERTER LIEBESDIENST

Man griff nicht wahllos an
man versuchte sogar
vor dem Abwurf von Napalm und Bomben
auf feindverseuchte Gebiete
Pfleger zu schicken
um kleine und größere Kinder
herauszuholen
in die Stadt und in Sicherheit

Die größeren Mädchen hätten
in Saigon für sich selbst sorgen können
und mehr verdienen
als bloß ihren Unterhalt
So hätten sie auch ihre kleinen
Geschwister ernähren können
und so das Leben bleiben
der Kinder sichergestellt

Doch dieser Liebesdienst
mußte eingestellt werden
weil die verhetzten Bauern
die Kindereintreiber erschlugen
und ihren eigenen Kindern
nicht Leben und Sicherheit gönnten
So blieb den Bombenfliegern
zuletzt keine Wahl

RICHTIGSTELLUNG

*(Die US-Streitkräfte haben Gerüchte, daß sie absichtlich Schulen mit Bomben
belegt haben, empört dementiert.)*

Die Roten mißbrauchen den Krieg
um uns anzuschwärzen
als wären wir wie Herodes
besonders auf Kindermord aus

In Wahrheit töten wir Kinder
besonders ungern
wir ziehen es vor
ihre Väter und Mütter zu töten

Wenn nötig auch
ihre Groß- oder Urgroßeltern
und im Ernstfall
ihre älteren Brüder und Schwestern

Aber Kinder allein
wurden höchstens durch Zufall getötet
sonst ausnahmslos nur
in ihrem Familienverband

AUFSCHUB DES UNRECHTS

Die Hände der weißen Helfer
sind öfters rot
das macht nichts
denn auch die andere Seite ist grausam

So wars auch im zweiten Weltkrieg
in Jugoslawien
da war alles erlaubt
nach den Greueln der Heckenschützen

Doch als der Krieg zu Ende war
war das vergessen
da sprach man von Völkermord
und vom Einfall der Fremden

Da wurden die Heckenschützen
gefeiert als Helden
und die Wahrer der Ruhe und Ordnung
als Kriegsverbrecher gehängt

Denn im Krieg herrscht das Kriegsrecht
und im Frieden vergißt man was Krieg ist
da findet die andere Seite
zuviel Gehör

Die Farbe der eigenen Hände
belehrt drum die weißen Helfer:
der Krieg darf diesmal
so bald nicht zu Ende sein

Friedrich Hitzer
100 Mann und ein Befehl zu viel

„— ein Mann, der sein eigenes Leben sucht und seinen
eigenen Tod findet. Das heißt auch: seine eigene Freiheit.“
Urs Jenny über Jean-Luc Godards „Pierrot le fou“

Das ernstentschlossene Gesicht blickt von einem weißen Umschlag, das kaukasische, unsinnliche und von südlicher Sonne gebräunte Gesicht, von einer Sonne, die im Zenith steht und erbarmungslos brennt. Deutlich kann man nur die eine Hälfte des Gesichts erkennen, die andere liegt im Schatten. Die Augen sind klein, der Blick ist hart und der Mund schmal — gepreßte Lippen eines männlichen Mannes. Eine wortlose Erklärung: stark und anständig zu Freunden will er sein, brutal und gemein zu den Feinden. Das Gesicht paßt zur Uniform: der oberste Knopf des khakifarbenen Hemdes ist lässig geöffnet und doch frisch gebügelt. Der saubere und ordentliche Soldat; von schmucker Unauffälligkeit die bunten Auszeichnungen für Mut und Tapferkeit. Ohne Feder und mit roter Marke prunkt auf dem Kopf das grüne Barett. Es ist der ideale Typ des typischen GI. Er hat auch Rang und Namen: Staff Sergeant Barry Sadler, U.S. Army Special Forces. Sadler ist Soldat und Sänger.

Wie jeder ideale Typ massenanziehender Berufe kapitalistischer Industriegesellschaften — Eisläufer, Fußballtorwarte, Schauspieler u. a. — wird nun hier auch der Soldat von der manipulierten Schlagerindustrie eingesetzt: Sadler besingt „Amerikas beste Männer“, und das Gesicht eines dieser Männer — das von Sadler — wird auf dem Umschlag der Platte geliefert, der Platte Nr. 47-9688 von RCA-Victor (45 Umdrehungen pro Minute). Es ist die „Original Aufnahme Nr. 1 in Amerikas Hot 100“ — THE BALLAD OF THE GREEN BERETS, der Millionenerfolg der letzten Jahre, verkauft auf zwei Millionen Single-Platten und einer Million Langspielplatten, inzwischen auch in die Schlagerparade der BRD hochlanciert.

Balladen besingen Helden und es gibt Helden, die davon singen müssen, wie mutig und männlich sie sind, denn die Folgen ihrer Tatkraft sind Verbrechen. Ein Volk in nationaler Hysterie braucht solche Helden, um die Opfer ihrer Verbrechen nicht sehen zu müssen. So sind Sadlers Helden. Sie sind überflüssig und falsch. Es gibt aber Völker in Auflehnung, die heroisch sein müssen, um nicht Opfer der falschen Helden zu werden. Der bewaffnete Bauer Vietnams ist heute der Held jener Völker. Man kennt nicht seinen Namen und er kennt keinen

Rang: sein Leben ist Kampf aus Notwendigkeit zu leben und das ist der Tod der falschen Helden — jener „kämpfenden Soldaten vom Himmel“, wie Sadler Amerikas menschlotechnische Apparate pseudoromantisch verklärt.

Freiwillige des Unrechts, sind jene Fallschirmjäger Vollstrecker einer brutalen Aggression. Wofür kämpfen sie? Für die „Silberflügel auf der Brust“ und das „grüne Barett“ auf dem Kopf. Der bewaffnete Vietnameser kämpft für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes, die Soldaten mit den grünen Kopfbedeckungen kämpfen für — eine Auszeichnung. Die Ideologie der westlichen Freiheit ist in Befehle umgeschlagen, deren Vollstrecker nur einen Willen kennen: schlägt sie tot, wo ihr sie trifft. Aus dem „Rettet-die-Freiheit“ ist das „Tötet-die-Freiheit“ geworden.

In „The Ballad of the Green Beret“ ist das Heldentum Selbstzweck: der Kämpfer kämpft im Namen des Kampfes, der Krieg wird im Namen des Krieges geführt, der Tod im Namen des Todes gebracht. Der Tod heißt hier Schicksal. Und Millionen verführte Amerikaner lassen ein Bedürfnis nach einem Leben erkennen, das den Tod bringt.

Das Vermächtnis des gefallenen Barettträgers und Fallschirmjägers an seinen Sohn wird zum Vermächtnis der Nation. Die junge amerikanische Witwe des Soldaten möge den letzten Wunsch des Toten erfüllen: auf der Brust meines Sohnes sollen die Silberflügel sein und ihn zu einem von Amerikas Besten machen. Er wird ein Mann sein, der eines Tages getestet wird, und Sorge dafür, daß er das grüne Barett erhält. Das heißt: Mütter, macht eure Söhne zu Elitesoldaten, sie werden Amerikas beste Männer.

In Barry Sadlers Schlager, Amerikas Spitzenreiter der jüngsten Hitparaden, ist der letzte Anklang an die zivile „Declaration of Independence“ aufgegeben worden. Die „Neue Welt“ ist alt und böse geworden. Amerika ist nicht mehr die Hoffnung der jungen Völker, sondern die Festung der Reaktionäre aller Länder. „The Ballad of the Green Beret“, für viele ein Haschisch der Hysterie, sollte allen Völkern ein Zeichen der Warnung sein. Das Produkt einer aus den Nähten platzenden, aggressiven Gesellschaftsordnung, ist hier die Deklaration des „American way of death“ zu hören.

Es gibt den großartigen amerikanischen Protestsong. Es gibt die „Neue Linke“ Amerikas. Sie sind stark in der Idee und noch schwach in der politischen Wirksamkeit. Wird sich ihr Amerika durchsetzen, das Amerika, das wir lieben und brauchen? Wir müssen es hoffen und mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu ihm stehen. Das heißt: wir können viel von ihm lernen.

Bei der westdeutschen Firma Polydor gibt es die Single-Platte No. 52 681: Freddy Quinns HUNDERT MANN UND EIN BEFEHL. Sie wird als „Freddys Beitrag zu Vietnam“ verkauft. Die Verkaufsmaschinerie lanciert ihn als Antikriegslied par excellence. Bekanntlich ist Westdeutschland ein Hort des Friedens und das Programm seiner Presse, seines Funks und Fernsehens interessiert sich in erster Linie für die allgemeine Abrüstung und den Abbau der

Rüstungsausgaben. So werden die Bürger der Bundesrepublik beispielsweise laufend über die Aktivität der Ostermarschbewegung unterrichtet. All das müßte man annehmen, wenn den Bewußtseinsmachern der westdeutschen Massenkommunikationsmittel zu glauben wäre — hier ist ein Antikriegslied: Freddys „Hundert Mann und ein Befehl“.

Nachdem Barry McGuire's radikalpazifistisches Lied „Eve of Destruction“ (Abend der Zerstörung) hierzulande boykottiert wurde, ist der plötzliche Kurswechsel mehr als verdächtig (übrigens hat inzwischen eine amerikanische Firma, die CBS auf Platte No. 1879, eine deutsche Version auf den Markt gebracht. Die Übertragung ist gelungen — der deutsche Titel lautet „Wir sind am Ende“ und wird von den Frankfurter Protestsängern Christopher und Michael gesungen.)

Freddys Ballade berichtet von einem der hundert Mann, die fern von zuhause und vogelfrei sind — irgendwo im fremden Land durch Stein und Sand ziehen. Alle gehen einen Weg, den keiner von ihnen will. Sie ziehen durch verbranntes Land und bezweifeln den Sinn der Sache. Denn in dunkler Nacht denkt er an zuhause, wo der Vollmond scheint und das Mädchen weint. Die Welt ist schön und er will es (das Mädchen) noch einmal sehen, nach dem langen Jahr der Trennung. Doch wahllos schlägt das Schicksal zu und er hört bereits die Krähen schreien. Muß das sein? Muß ich sterben, fragt er, ohne es auszusprechen, während das Schicksal seinen Tod bereits entschieden.

Ein amerikanischer Musikverleger kommentierte Freddys Version zynisch: „Selbst aus toten Soldaten machen die Deutschen noch Gartenzwerge.“ Falls dieser Verleger die Rechte des Originals hat, wäre zu bemerken, daß er an dem Gartenzweig Freddy nicht weniger verdienen dürfte als an einem auf die Bundesrepublik übertragenen militaristischen Amerikaner à la Sadler. Dieser Ausspruch enthält aber einen wahren Kern: er charakterisiert die Verachtung unverhüllten militaristischen Denkens gegenüber dem Widerwillen des kleinen Soldaten. Freddys Mann ist ein kleiner Soldat aus der Hundertschaft einer Söldnertruppe, der mitmacht, wenn er auch den Sinn der Sache bezweifelt. Für die kriegslüsternden Amerikaner von heute hat das einen Beigeschmack von Defaitismus. Schließlich sind über 250 000 Mann Amerikaner in Vietnam eingesetzt, und die öffentliche Meinung darf den Sinn nicht bezweifeln, warum die amerikanischen Jungens überhaupt kämpfen. Von den Politikern belogen und manipuliert, brauchen die Amerikaner die falschen Helden des Krieges und nicht die kleinen Soldaten. Für Amerika ist Vietnam Wirklichkeit, für Westdeutschland erst eine Möglichkeit. Mögliche Teilnehmer eines Interventionskrieges haben ihre Vorbilder nicht in falschen Helden, und der Söldner Major Müller ist noch kein Held der Bundesrepublik. Für Major Müller steht fest: im Krieg kämpft man, im Krieg tötet man, im Krieg tötet man grausam. Krieg ist Krieg und das ist mein Gewerbe — die SS hatte das zur Perfektion getrieben, und der Krieg der amerikanischen Elitetruppen in Vietnam ist das Gewerbe der SS. Über

Freddys kleinen Mann aus der Hundertschaft würde Major Müller sagen: „dieser zivile Scheißer in Uniform“. Um den Zivilisten in Uniform für den Krieg zu erwärmen, muß man seine berechtigten Einwände berücksichtigen. Für das, was Westdeutschland verkraften kann, ist Major Müller etwas zu früh gekommen. Ein Amerikaner Müller wäre heute der Held mit dem grünen Barett.

Die völlig remilitarisierte Bundesrepublik verfügt (ohne die Notstandsverfassung) über kein offenes, militaristisches Bewußtsein der Gesellschaft. Wenn auch die westdeutsche Konsumgesellschaft von Rüstung zunehmend abhängiger wird, so hat sie noch kein Bedürfnis für die falschen Helden der Gegenwart. (Die der Vergangenheit sind längst wieder im Schwange — in den Kasernen der Bundeswehr, am Biertisch und in Groschenromanen); werden Vietnamsöldner den Anfang machen?

Bisher wurden kritische Schlager aus Amerika in den deutschen Übertragungen verfälscht (ein Paradebeispiel war der Schlager „Sixteen tons“ von Tennessee Ernie Ford, ein klassenkämpferisches Bergarbeiterlied, das in Freddy Quinns „Sie hieß Mary Ann“ zur Seemannsballade mit „tragischem“ Ausgang wurde. Von der „Ballad of the Green Berets“ zu den „Hundert Mann und ein Befehl“ scheint ein umgekehrter Prozeß vorzuliegen, zumindest was den Unterschied der Texte betrifft: der deutsche Text ist dem Krieg gegenüber kritischer als das amerikanische Original. Aber ein Urteil aus dem Vergleich der Texte wäre formalistisch: Texte haben ihre Umgebung.

Die Botschaft des deutschen Schlagers „Hundert Mann und ein Befehl“ entspricht etwa dem manipulierten Bewußtsein des Bundesbürgers der 60er Jahre: Kriege sind sinnlos, aber nicht zu vermeiden. Soldatsein ist nicht schön, aber es ist notwendig, wer mag schon Befehle, doch ohne Befehle geht es nicht. („Warum verurteilen die denn anständige SS-Leute, die nur ihre Befehle ausführten?“) Es sind die sattem bekannten Zirkelschlüsse aus Halbwahrheiten: Kriege sind Kriege, Soldaten sind Soldaten, Befehle sind Befehle. Die Tautologie ist das beste Mittel, Bewußtsein auszuschalten.

Wer die deutsche Version des amerikanischen Schlagers „The Ballad of the Green Berets“ schon für gut hält, weil sie, entgegen der bereits zur Tradition gewordenen Verfälschung der Texte, scheinbar kritischer ist, hat nicht an die schlechtere Alternative gedacht; das Ergebnis könnte doch nur ein zähnefletschender Schlager sein, also eine Karikatur des rauhstimmigen und bewußt unschön singenden Sadler. Eine dem Original getreue Übertragung ließe sich ebenfalls kaum verkaufen: in die Landschaft des aufkeimenden westdeutschen Nationalismus paßt kein amerikanischer Militarist. Übrig blieb in der Tat das, was uns vorliegt.

Übrig bleibt der kleine Soldat der Bundeswehr, der nach Hause will, seinen Weg im verbrannten Land — immerhin ein ganzes Jahr — für sinnlos hält, aber dennoch dem Befehl gehorcht. Er gehorcht dem Befehl wie alle übrigen hundert Mann, unterwirft sich dem „Schicksal“ und nimmt auch seinen Tod in Kauf, der offenbar sinnlos ist, wenn er das für sinnlos hält, was zu seinem Tod führt. Hun-

dert Mann gehorchen einem Befehl, der nur Sinnloses mit sich bringt, das heißt: alle gehorchen der Sinnlosigkeit. Die Frage des Schlagers nach dem Sinn wird sinnlos, denn sie befragt nicht den Befehl. Freddy fragt nicht (oder soll nicht fragen): warum sind wir hier? wer hat uns geschickt? wem nützt dieser Befehl? Er fragt: „wer weiß wohin?“ und geht überallhin mit — bis in den Tod. Freddy's kleiner Soldat ist in seinem Verhältnis zum Krieg der deutschen Landsers auf dem Rückzug in Rußland, der alle Befehle ausführte, die Erde zu verbrennen und bei der Gefangennahme als erstes erklärte: „Hitler kaputt“, „ich kann nichts dafür“, „was konnten wir anderes tun?“

In diesem Schlager kann man alles tun, nur nicht dem Befehl widerstehen. C'est la guerre. Der Krieg hat keine Ursachen, seine Befehle sind anonym, der Krieg ist von Natur bedingt. Freddy's Schlager von den „Hundert Mann“ und dem „einen Befehl“ führt nicht zu einer Frage nach der Politik, die sinnlose Befehle braucht und sanktioniert, er lenkt auf geschickte Weise ab, indem er scheinbar kritische Momente („was ist der Sinn“) bestätigt und vom „Schicksal“ abreagieren läßt, ein „Schicksal“, das als Moment falschen Bewußtseins den Interessen der Kriegspartei in die Hände arbeitet.

Selbst die sinnlos verbrannte Erde ist hier schön ausgebreitet. Die Folgen einer solchen Kriegsführung bleiben der Phantasie überlassen, die, was den konkreten Krieg betrifft, von der westdeutschen Publizistik entweder verdrängt oder als Sensation aufgemacht wird. Der kleine Marschierer ist auf schöne Weise traurig, und die Weise ist pfundig und spannend. Man möchte so gerne einmal dabei sein. Der musikalische Aufbau des Schlagers unterstreicht jene Tendenzen: man kämpft und stirbt hier in Dur. Wenn auch das amerikanische Original etwas akzentuierter ist, so ist der musikalische Charakter der deutschen Version derselbe geblieben. Musikalisch macht der kleine Marschierer der Bundesrepublik den amerikanischen Militarismus mit. Freddy's Stimme ist auch der für unsere Verhältnisse notwendigen Gefälligkeit angemessen: er hat für rauhe Männer eine runde, sonore Stimme.

Die Sache beginnt mit einer verhaltenen Marschtrommel und gedämpfter Gitarrenbegleitung. Das steigert sich allmählich von Strophe 1 bis 6. In Strophe 2 gesellt sich ein brummender Kontrabaß rhythmisch dazu, in Strophe 3 ein summender Chor, der zur „dunklen Nacht“ gehört, in Strophe 4 schwellen die Stimmen zur fröhlichen Fülle der „schönen Welt“ an, wenn aber das „Schicksal“ in Strophe 5 „wahllos zuschlägt“, übertönen Solostimme, Chor und Begleitung jene dynamischen Trompetenstöße, die „irgendwo im fremden Land“ der sechsten Strophe in der Mitte und zu Ende jeder Zeile zu siegesheilen Fanfarenstößen ausmünden: die Fanfaren verkünden den Tod des Helden. Das ist der erhabene „Heldentod“, den militaristische Ideologien propagieren. Hier wird der Militarismus als Möglichkeit des schicksalsgläubigen Defaitismus eingesetzt.

Wie sich das gehört, dürfen auch die Frauen nicht fehlen. Wo für die junge

Witwe des amerikanischen Fallschirmjägers in Strophe 5 und 6 die Pflicht vorgelesen ist, dem Sohn das Vermächtnis des Helden zu vermitteln, gibt es eine ganze deutsche Version: Heidi Brühl auf Philipps No. 345 888 PF. Die Produzenten des westdeutschen Marktes dachten offenbar nicht nur an das Geschäft, sondern an die ganze Familie, und wer im Krieg an die ganze Familie denkt, macht keine schlechten Geschäfte.

Frau und Mann, genug befreundet um eventuell verheiratet zu sein — die Sehnsucht aus der Ferne entspricht der Sehnsucht zwischen ihm und ihr — besingen dasselbe Erlebnis. Der Text der beiden unterscheidet sich nicht, nur singt sie dort anders, wo es das Geschlecht des persönlichen Fürworts erfordert: Heidi singt — „er ist dabei“, Freddy singt — „ich bin dabei“. Und beide, das heißt derselbe, ist bei den „Hundert Mann“. Beide, der Mann der Frau und die Frau des Mannes, akzeptieren die Welt sinnloser Befehle.

Wenn man den westdeutschen Hörer glauben machen will, bei diesem Schlager handle es sich um ein Protestlied, kann sich schon der Leser des Werbetextes der Philippsplatte vom Gegenteil überzeugen. Auf dem Umschlag der Platte ist zu lesen: „Tränen und Leid sind der Preis des Krieges. Für den Sieger genau wie für den Verlierer. Und diesen Preis bezahlen nicht die Helden. Diesen Preis bezahlen die Frauen. Die Mütter. Aber ‚Hundert Mann und ein Befehl‘ ist kein Protest. Mütter protestieren nicht. Sie tragen den Schmerz um ihre Söhne ohne laute Worte. Ihr Schweigen ist ihre Anklage! Und immer wieder stellen sie dieselbe Frage: Warum muß das sein?! Oder, wie es in ‚Hundert Mann und ein Befehl‘ heißt: ‚Verbrannte Erde — und was ist der Sinn?!‘“ Die Mütter, die dieser Werbetext anspricht, sind die Kanonenfutter produzierenden Geburtsmaschinen, wie sie von allen den Krieg vorbereitenden Herrschaftssystemen gebraucht werden. Die Frauen, die der Griechin Lysistrata Folge leisteten, duldeten das Leid des Krieges nicht in Schweigen, sondern sie verweigerten sich den kriegeslüsternen Männern, und Gorkijs „Mutter“ zog mit Flugblättern übers Land, die zum Sturz jener Gesellschaftsordnung aufriefen, die zum Kriege führt. In jedem Fall ist die Art der Manipulation mit dieser deutschen Version des amerikanischen Erfolgsschlagers „The Ballad of the Green Beret“ ein Beispiel dafür, wie die westdeutsche Schlagerindustrie gleich zwei Fliegen mit einem Schlag erwischt: sie gewöhnt den Konsumenten an das harte Schicksal aller — auch neuer Kriege — und setzt sich zugleich an die Spitze einer aufkommenden Bewegung wirklicher Protestsongs, indem sie mit Zugeständnissen an dumpfe Antikriegsgefühle aufwartet, die doch gerade dann zu erwarten sind, wenn man mit einem Krieg rechnet.

Auf amerikanisches Drängen hat die Bundesregierung (wohl nicht ungern) beschlossen, ein Lazarettschiff nach Vietnam zu schicken. Es heißt „Helgoland“ — ein Name, der eher an Bomben als an Krankenhäuser erinnert. Eine so friedliche Mission sollte doch respektiert werden; und wenn auf der „Helgoland“ in der vietnamesischen Kriegszone plötzlich eine Bombe explodiert — laut ap und

dpa wäre das natürlich eine Bombe der Vietcong — müßten wir da nicht ganz anders eingreifen?

... UND WAS IST DER SINN? heißt die fettgedruckte Überschrift des Philipps-Textes. Die kleinen westdeutschen Soldaten, die dann nach Vietnam geschickt werden — für den Fall, daß die amerikanische Kriegspartei einen großen asiatischen Landkrieg durchsetzen kann — würden das in Wirklichkeit erleben, wozu sie psychologisch und ideologisch heute und nicht zuletzt von der Familienversion eines angeblichen Antikriegsliedes mitvorbereitet wurden. „Hundert Mann und ein Befehl“ ist ein gutes Geschäft mit den guten Gefühlen und dem schlechten Bewußtsein des westdeutschen Bürgers, einer Untergangspolitik, auch in fremden Ländern, hinterherzulaufen. Tut er einmal das, wird man ihm Lieder von den falschen Helden vorsetzen, die Mordbefehle für sinnvoll halten.

Protokoll:
Der lachende Mann

Protokoll: Der lachende Mann

Am 9. Februar 1966 um 20.00 Uhr fand im Programm des Deutschen Fernsehfunks der DDR die Ursendung eines im DEFA-Studio für Wochenschau- und Dokumentarfilme hergestellten Films von Walter Heynowski und Gerhard Scheumann, Kamera Peter Hellmich, statt. Der Film hieß: „DER LACHENDE MANN — Bekenntnisse eines Mörders —“ und stellte einen Bürger der Bundesrepublik vor, der im Ausland als einer der berühmtesten Söldner unserer Zeit gilt. Der Vollständigkeit halber sei vermerkt, daß er auch als Theoretiker seines Standes hervorgetreten ist: in dem rechtsradikalen Verlag France Empire Paris erschien seine Schrift Le nouveau mercenaire (Der neue Söldner). Die Autoren dieses Films haben diesen Mann innerhalb der Bundesrepublik mit Kamera und Mikrophon über einige Tage hinweg interviewt: es entstand so das authentische Bild eines Typs, der uns und die Leser unserer Zeitschrift schon deshalb interessieren muß, weil er mitten unter uns lebt, wenn er es nicht vorzieht, durch seine Aktivität außerhalb der Bundesrepublik zum Bild dieses Staates im Ausland beizutragen — ein Bild, dessen Konturen keinem von uns gleichgültig sein können. Die Redaktion des „kürbiskern“ hat sich daher entschlossen, den Text des genannten Films in leicht gekürzter Form zu veröffentlichen. Gekürzt wurde vor allem an jenen Stellen, an denen der Text ohne das dazugehörige Bild geringeren Informationswert hat. Die Kommentare der Filmautoren stehen in Klammern.

Frage: Es gilt zunächst einmal eine Frage der Verfahrensweise zu klären und die lautet, wie wünscht man im Verlaufe unseres Gespräches angedeutet zu werden. Nach meiner Kenntnis gibt es dafür zwei Möglichkeiten. Ich könnte im schlichten Zivildeutsch sagen Herr Müller, aber es bietet sich auch die militärische Formel Herr Major, oder Major Müller an. Ich bitte, daß Sie selbst die Entscheidung treffen.

Müller: Das ist Ihnen überlassen. Ich werde als Major angedeutet. Das ist bisher so üblich gewesen.

Frage: Ich respektiere das. Darf ich Sie fragen, wo Sie diesen Dienstgrad erworben haben? Entammt er der deutschen Wehrmacht...

Müller: Nein, nein. Ich habe diesen Dienstgrad im Kongo bekommen, und zwar im Januar 1965.

Frage: Im Kongo. Es steht zu vermuten, daß Sie auch Inhaber der kongolischen Staatsbürgerschaft sind?

Müller: Nein. Ich habe noch den deutschen Paß. Ich habe nur im Kongo als Offizier Dienst gemacht.

Frage: Den Paß der Bundesrepublik?

Müller: Richtig.

Frage: Ja, Major Müller, Soldaten und Offiziere gibt es auch hierzulande. Ich meine, Soldaten und Offiziere aus Passion.

Müller: Ja.

Frage: Welche Ziele vertreten Sie, daß Sie sich unter fremde Fahnen begeben haben?

Müller: Ja, ich möchte sagen, das fing an als ich 1950 zu den Dienstgruppen der Amerikaner in der Bundesrepublik kam. Ich wurde dort Oberleutnant. Und diese Aufgabe gerade innerhalb der amerikanischen Streitkräfte hat mich außerordentlich belebt, und ich habe viele Interessen gefunden, die ich in der deutschen Armee, die es damals ja noch gar nicht gab, gar nicht verwirklichen konnte. Ich interessiere mich besonders für den revolutionären Krieg, für den modernen Krieg. Und ich fand eine Möglichkeit gerade innerhalb der amerikanischen Streitkräfte.

Frage: Auf diese Einzelheiten, Major Müller, wollen wir noch zurückkommen, die in der Nachkriegszeit liegen. Zunächst einmal bleibt der Tatbestand, daß Sie als deutscher Staatsbürger unter fremder Fahne Dienst tun.

Müller: Richtig.

Frage: Würde es Sie verletzen, wenn man diesen Dienst als einen Söldnerdienst bezeichnen würde?

Müller: Das möchte ich nicht sagen. Was ist denn schon Söldner? Der Begriff ist sehr schlecht, finde ich. Man wendet ihn auch auf die Süd-Vietnamesen an, die ja doch für ihr Vaterland kämpfen, die allerdings von Amerika bezahlt werden. Es heißt immer Söldner. Sie kämpfen für ihr Vaterland, oder für eine bestimmte Richtung, die sie politisch vertreten. Und dasselbe tue ich auch im Kongo. Ich habe den Westen, die westliche Freiheit oder unsere westliche Ideologie im Kongo verteidigt.

Frage: Herr Müller, eine sehr direkte Frage: Kann man davon sprechen, daß es sich in Ihrer Person um eine weltbekannte Persönlichkeit handelt?

Immerhin können Sie für sich in Anspruch nehmen, daß die Weltpresse in allen Sprachen über ihre Tätigkeit im Kongo berichtet hat.

Müller: Allerdings. Von Peking bis Washington.

Frage: Drückt sich dieses weltweite Interesse vielleicht auch in bestimmten Namensgebungen aus? Können Sie auf bestimmte Namen verweisen, mit denen man Sie heute belegt?

Müller: Ja, in Deutschland sagt man der Ko-Mü, der Kongo-Müller, ja. Aber sonst könnte ich nicht sagen. Der Major Müller ist in Belgien bekannt, in Frankreich bin ich sehr bekannt und auch die amerikanische Presse hat viel gebracht. Aber sonst könnte ich nicht sagen, daß ich einen speziellen Namen gekriegt habe. Auch nicht im Kongo selbst. Im Kongo kennt mich auch jeder, und Major Müller, weiß jeder wo er steckt, sie brauchen nur schreiben Major Müller, Kongo, kommt immer an.

Frage: Major Müller, vielleicht ein paar Fragen zur Person, wenn ich darf. Könnten Sie in aller Kürze, in gedrängter Form etwas zu Ihrem Leben erzählen? Wann sind Sie geboren, wo, in welcher Familie, also das übliche.

Müller: Gott, da ist schon so viel geschrieben worden, und was soll man da sagen, ich bin Jahrgang 1920, einer der Jahrgänge, die im Kriege verheizt wurden, wie man so sagt. Und, ich bin Preuße, in der Mark Brandenburg geboren, und ich habe meine Jugend im Internat verbracht, in Goldberg, in Friedland. Ich bin dann im Arbeitsdienst gewesen, ich war 1939 bei der Wehrmacht bis 45 ...

Frage: Darf ich zwischenfragen, welcher Familie Sie entstammen, Vater?

Müller: Mein Vater ist 1942 gefallen, aber, er war Oberstleutnant in der deutschen Wehrmacht und hat dann anschließend, ist dann in Rußland beerdigt worden.

Frage: Was Sie selbst anbetrifft, so sind Sie meines Wissens im II. Weltkrieg auch von der ersten Stunde an dabei gewesen?

Müller: Ja, ich bin 1939 an der schlesisch-polnischen Grenze das erste Mal im Einsatz gewesen. Da habe ich meine sogenannte oder auch Feuertaufe erlebt, nicht. Das war harmlos. Eine Kanone hat ein paar Mal geschossen, das war alles. Später hat sich das natürlich alles während des Krieges ganz schön verdichtet, dieses Feuer, besonders in Rußland.

Frage: Bleiben wir noch einen Augenblick beim Überfall auf die Sowjetunion. Denn es war doch wohl ein klarer Überfall?

Müller: Richtig. Ich habe Tage vorher an der russischen Grenze jede Nacht meinen Beobachtungsstand besetzt und am Tage habe ich mich als ein polnischer Bauer verkleidet und bin an der Straße am Ufer auf und ab marschiert und habe mir die andere Seite drüben angesehen, wie mein Kommandeur auch. Wir haben uns also schon etwas mit dem Gelände vertraut gemacht.

Frage: Herr Major, wenn ich diese Maskerade am Vorabend des Feldzuges von 1941 bedenke, dann darf man ja vielleicht sagen, daß Sie einer der ersten Pioniere des verdeckten Kampfes gewesen sind?

Müller: Vielleicht hat mich das schon etwas angeregt zu dem, was ich jetzt im Kongo gespielt habe. Eben diesen revolutionären, diesen modernen Krieg, der ja alles erfaßt, der ja nicht nur auf die uniformierte Streitkraft beschränkt ist, sondern eben auf die gesamte Nation oder auf die freie Welt, oder die kommunistische Welt, je nachdem.

Frage: Herr Major, wenn wir einmal miteinander vergleichen wollten die Ereignisse von 1941 im Juni und die Ereignisse im Kongo 1964/1965. Meinen Sie, daß Sie Ihren Idealen in dieser Zeitspanne treu geblieben sind?

Müller: Hm.

Frage: Gibt es einen Zusammenhang zwischen diesen beiden kriegerischen Verwicklungen?

Müller: Ich möchte sagen, den einzigen Zusammenhang sehe ich darin, den Antibolschewismus, das ist der einzige. Denn in dieser Zeit habe ich, vor über 20 Jahren habe ich für das Nationalsozialistische Großdeutsche Reich gekämpft und heute bin ich ein Krieger für den freien Westen. Da liegt doch ein gewisser Unterschied drin.

Frage: Unterschied?

Müller: Zweifellos, ja, doch. Denn das einzige Gemeinsame ist nur der Antibolschewismus.

Frage: Aber es gibt eben diese Verbindung.

Müller: Ja, eben. Diese Verbindung ist der Antibolschewismus als Einziges.

Frage: Mit welchem Dienstgrad haben Sie den II. Weltkrieg beendet?

Müller: Also, ich bin an Hitlers Geburtstag nochmal Oberleutnant geworden. 20. 4. 45.

Frage: 20. April 1945, ja. Da wir gerade bei Dienstgraden sind. Haben Sie auch in den vormilitärischen Einheiten, also Jungvolk oder in der HJ auch einen Dienstgrad gehabt?

Müller: Ja, ich war Fähnleinführer im deutschen Jungvolk. Das ist eine harmlose Organisation gewesen.

Und 45 war der Krieg aus für mich. Ich war bis zum Schluß an der Ostfront gewesen und hatte das Glück, daß ich als einer der letzten verwundet mit einem Boot aus Ostpreußen transportiert wurde. Und kam gerade zurecht, als in der Gegend von Frankfurt die Amerikaner eintrafen. So habe ich also ein unheimliches Glück gehabt.

Frage: Gut. Wenden wir uns der Etappe der Nachkriegszeit zu, ja? Sie haben bereits angedeutet, daß Sie in amerikanische Gefangenschaft geraten sind. Obwohl Sie, wenn ich so sagen darf, etwas Mühe hatten, aus dem damaligen Ostpreußen herauszukommen.

Müller: Ja. Ich hatte Glück gehabt. Eigentlich war ich für Wochen besinnungs-

los. Ich hatte eine, einen Steckschuß in der Wirbelsäule, ich war querschnittsgelähmt.

Trotzdem hatte ich das Glück, daß ich eben nach dem Westen kam, oder gerade deswegen, und später hat sich mein Zustand wieder gebessert, so daß ich KV für Kongo war, nicht.

Frage: Dem ging aber noch einiges voraus. Ich meine, auch der Zeit nach der unmittelbaren Gefangenschaft?

Müller: Ja, ich, ich habe bei der sogenannten Industriepolizei bei den Amerikanern Dienst gemacht, das war so eine mehr oder minder zivile Organisation. Dort war ich zwei Jahre.

Frage: Gab es dort auch Dienstgrade?

Müller: Ja, Ja. Ich war Chief-Watchman, das ist Hauptwachtmeister oder so was ähnliches. Das war zur Zeit der Luftbrücke. Und als die Koreaaktion begann, haben die Amerikaner ihre Streitkräfte hier etwas reduziert und bauten dann auch deutsche Einheiten auf, die etwa eine Art von Unterstützung für die amerikanischen Streitkräfte boten. Sie waren militärisch organisiert und sie wurden auch im NATO-Plan verarbeitet. Wir unterstanden dem Hauptquartier in Paris. Ich habe in diesen Einheiten als Ausbildungsoffizier hauptsächlich Dienst gemacht.

Frage: Also jetzt schon als Offizier, ja?

Müller: Ja, ja. Dort war ich Oberleutnant. Ich habe 5 Monate einen Offizierslehrgang mitgemacht, den ich komischerweise sogar mit „Superior“ abgeschlossen habe, was ich sonst gewöhnlich nicht tue.

Frage: Haben Sie noch andere Personen in Erinnerung, aus dieser Zeit?

Müller: Ja. Mein Kommandeur damals, der erste Chef war Captain Götz, der heute bei der Bundeswehr ist. Ich glaube er ist Oberst, war lange in Sizilien und hat dort eine NATO-Base der Luftwaffe geleitet.

Frage: Gibt es noch andere Erinnerungen an diese Zeit?

Müller: Ich möchte sagen, sie hat mich am meisten befruchtet, weil ich Gelegenheit hatte, mit vielen NATO-Kameraden zusammen zu kommen, und weil ich gerade im Stab der 12. Luftwaffe ein unheimliches Material aufgreifen konnte, was mich belehrte über moderne Kriegsführung, über Sicherung gegen Agenten. Gerade dieser Stoff der hatte mich sehr interessiert und der war vorhanden. Ich konnte viele Lehren draus ziehen.

Frage: Sie haben damals in dieser Zeit des Aufbaues der Streitkräfte in der Bundeswehr, in der Bundesrepublik auch — ich möchte einmal sagen — Ihre theoretischen Kenntnisse bereits auszuarbeiten versucht.

Müller: Ja. Richtig. Ich habe eine Ausarbeitung für das damalige Amt Blank gemacht über Panzerabwehrwaffen. Ich habe in der Gesellschaft für Wehrkunde mitgearbeitet. Wir haben Aufgaben ausgeführt oder erledigt, die sich mit der

Planung der Streitkräfte in Zusammenhang brachten. Das waren Schockwirkungen im ersten Einsatz beispielsweise, oder die Gliederung einer neuen Division. Das hat mich äußerst interessiert, und ich habe da auch in diesen Kreisen mitgearbeitet. Ich war außerdem in der Gesellschaft für freiheitliche Militärpolitik.

Frage: Ist diese Gesellschaft an Sie herangetreten an Ihrem damaligen Wohnsitz, oder wie hat sich das abgespielt?

Müller: Ich habe zufällig davon gehört, daß in München eine solche Organisation gegründet wurde, und ich habe mich mit General Hildebrandt, den ich in Frankfurt kannte, in Verbindung gesetzt und wir haben dann mit verschiedenen anderen Herren, General Kessel zum Beispiel, der bekannt ist als Schriftsteller für Literatur des zweiten Weltkriegs und verschiedene andere Herren, wir haben einen Kreis gebildet: Die Gesellschaft für Wehrkunde in Frankfurt.

Frage: Das war der Gründerkreis, kann man sagen?

Müller: Ja, etwa.

Frage: Und von da an datieren auch Ihre theoretischen Arbeiten.

Müller: Ja, richtig. Vorher habe ich mich dafür nicht interessiert.

Frage: Major Müller, sind Ihre theoretischen Arbeiten in irgendeiner Weise honoriert worden? Haben Sie eine Anerkennung, ein Dankschreiben . . .

Müller: Ach Gott, ich habe von diesem und jenem ein Schreiben gekriegt, vom Verteidigungsministerium.

Frage: Herr Major, ich möchte die ganz präzise Frage stellen, wie sich die ersten Kontakte abgespielt haben, die Sie in der Folgezeit in die kongolesische Armee geführt haben.

Müller: Der erste Kontakt war schon in Deutschland, und zwar hatte ich mich von Langen bei Frankfurt aus an Tschombé gewandt. Und die Information war, aus Europa nichts, gehen Sie nach Südafrika. Dann habe ich die Chance ausgenutzt, die mir andererseits mein Bekannter gegeben hat und ich bin nach Südafrika gegangen. Aber als ich da ankam, war finish. Tschombé hatte aufgehört zu spielen, und er ist nach Madrid in Exil gegangen.

Frage: Ihre militärischen Pläne ließen sich also vorderhand nicht realisieren. Es gab so etwas wie eine zivile Akklimatisierungsperiode?

Müller: Ich habe als Assistent-Manager für Hotel, Restaurant, wo nach deutscher Art gegessen, getrunken wird, gearbeitet. Ich hatte besonders die Bar unter mir, das liegt mir, ich liebe gute Getränke.

Frage: Was würde Ihr Herr Vater dazu gesagt haben, wenn er seinen Sohn in dieser Position noch hätte erleben können?

Müller: Wir sind eine alte Offiziersfamilie, aber ich glaube, daß der moderne Soldat oder der moderne Mensch heutzutage von diesen alten Begriffen etwas abweichen muß. Ich kenne keine Hemmnisse. Denken Sie beispielsweise an den

Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der ja doch bei Ford gearbeitet hat und dem das nichts ausmachte. Diese Zeiten sind vorbei.

Frage: ... und man muß sich also den neuen Gegebenheiten anzupassen verstehen. Herr Müller — vielleicht können Sie mal etwas Lokalkolorit vom Land Ihrer Wahl zum Besten geben?

Müller: In Südafrika ständig Sonnenschein, blauer Himmel. Also ich kann jedem nur sagen, Südafrika ist ein wunderbares Land, für Einwanderer.

Frage: Wie war zum Beispiel das Verhältnis der weißen Bewohner zu den eingeborenen Schwarzen ...

Müller: Diese Gruppen sind ganz streng auseinander geteilt. Man könnte fast sagen, so wie die im Dritten Reich in Deutschland die Juden und die Deutschen. Ungefähr. Richtig. Die Schwarzen versehen alle untergeordneten Positionen. Es gibt in der weißen Gesellschaft keinen Schwarzen. Das heißt also, in der Administration des Staates, in der Verwaltung der Betriebe, nirgends erscheinen Schwarze in führenden Positionen. Also sagen wir mal ein Bantu, das ist ein Neger, darf nicht eine Position in einem staatseigenen Betrieb annehmen, selbst wenn er den Doktorgrad hat. Er ist nicht befähigt oder in der Lage, berechtigt, vielmehr, man gibt ihm nicht die Möglichkeit.

Wir Weißen haben in Südafrika einen unglaublichen Lebensstandard. Was man hier in Deutschland beispielsweise ein Haus für 200 000 Mark bekommt erhält man dort für 30 000 oder 40 000 Mark.

Frage: Eine Frage nur. Südafrika ist ja genaugenommen die erste Station Ihres militärischen Weges geworden?

Müller: Ja, eines Tages erschien jemand im Restaurant, in dem ich arbeitete und sagte, sind Sie der Herr Müller? Ja, der bin ich. Ich habe von ihnen den Brief bekommen, ich habe aber nicht antworten können, weil ..., ja sie wissen, die ganze Sache läuft sehr delikats und ich bin jetzt persönlich da. Die UNO wird Ende Juni, eh, Ende Juli im Jahre 1964 im Kongo aufhören zu arbeiten. Und dann wird Premier, oder Präsident damals noch, Tschombé, nach Katanga zurückkehren. Sind sie bereit, mitzumachen? Selbstverständlich war ich bereit.

Frage: Sie waren bereit?

Müller: Ja.

Frage: Herr Major, eines erscheint doch außerordentlich interessant an dieser ganzen Darstellung. Sie hatten zuvor sehr eindrucksvoll die strenge Separierung von weiß und schwarz in der Südafrikanischen Union dargestellt. Wie kommt es, daß Moise Tschombé der seines Zeichens oder seiner Hautfarbe doch selbst ein Schwarzer ist ...

Müller: Ein Rabenschwarzer.

Frage: Ein Rabenschwarzer, ja. Der nun seine Finger, wenn ich so sagen darf, in Richtung der Südafrikanischen Union ausstreckte, um dort Bundesgenossen zu werben.

Müller: Ja, das liegt daran, daß er bereits zu seiner Katanga-Zeit Freiwillige aus Südafrika im Dienste hatte und unter anderem den späteren Leutnant Conal Cyreen. Außerdem hat sein Vater geschäftliche Anbahnungen mit Südafrika gehabt und er stand also gar nicht so negativ Südafrika gegenüber. Und daraus glaube ich Schlüsse ziehen zu können, daß er mit Südafrika nicht gerade im feindlichen Stadium sich befand.

Frage: Ja. Also die Hautfarbe spielt eine sekundäre Rolle in diesem Falle?

Müller: Nein, bei Tschombé auf jeden Fall.

Frage: Das Geschäftsinteresse eine primäre Rolle.

(Tschombé besucht den Rhein-Ruhr-Club in Düsseldorf. Die Konzernvertreter zeigen sich an Geschäften interessiert. Tschombé bei Lübke.)

Frage: Ja. Wir wollen jetzt mal viele Zwischentappen ausklammern und einfach zu jenem Punkt vorschreiten, in dem Sie bereits im Kongo gewesen sind ...

Müller: Ja.

Frage: ... und Chef, Kommandeur des Kommandos 52 wurden.

Müller: Richtig. Das Kommando 52 setzte sich folgendermaßen zusammen: Ich war gerade in Kamina und kam von meiner ersten Operation zurück, da hatten wir etwa 500 junge Leute aus Südafrika bei uns. Da war eine Gruppe, wie das in Südafrika üblich ist, von Nationalisten, die Gruppe der Deutschen hatte sich zusammengeschlossen, da war der Adjutant von Blotnitz zuständig für die. Und dann hatte sich eine Gruppe internationaler Fallschirmjäger gebildet. Dann die anderen Kommandos. Alle noch nicht organisiert. Das Ganze ging zu überstürzt vor sich. Und ich muß sagen, eines Tages, ich glaube es war der zweite oder dritte Tag, als ich nach der Operation Albertville zurückkehrte, kamen die jungen Leute zu mir und sagten: Müller, wenns nächste Mal losgeht, wir gehen doch mit ihnen. Und das war natürlich für mich'n Problem.

Frage: Hatten Sie sich besonders empfohlen durch die Operation Albertville?

Müller: Ja, ich habe einen guten Namen deswegen bekommen. Dann kam, Anfang September 64 kam der Befehl vom General Mobuto, das war der Chef der Streitkräfte, er war auch mal 'ne Zeitlang Chef der Regierung vom Kongo.

Frage: Er ist es heute wieder ...

Müller: Er sagte, er brauche unbedingt eine tatkräftige Gruppe für die Provinz Äquatorial. Und der sagte: Müller, sie haben sich gemeldet und wenn sie wollen, können sie gehen. Und ich ging. Da bin ich rausgegangen und habe gesagt, welche Männer stehen mir zur Verfügung? Welche sie wollen. Da habe ich mir die Fallschirmjäger ausgesucht, weil ich 'ne besondere Vorliebe für Fallschirmjäger habe, Mike Hoare hat mir gesagt, nehmen sie die Deutschen noch dazu. Selbstverständlich habe ich die Deutschen dazugenommen.

Frage: Ich möchte beim Begriff des Kommandos verweilen. Sie deuteten an, daß

es zur Hälfte etwa aus Deutschen bestand. Können Sie sich an einzelne Namen erinnern?

Müller: Ja, ich möchte sie hier nicht nennen, aus bestimmten Gründen.

Frage: Na, einen haben Sie doch genannt, das war von Blottnitz.

Müller: Von Blottnitz.

Frage: Wo hatte er seine militärische Qualifikation erworben?

Müller: Das ist interessant. Sein Vater war selbst General, nein, Oberst der deutschen Wehrmacht. Und er hatte so'n bißchen Ambitionen für die deutsche Wehrmacht. Und der kam nach Deutschland und hat seine Pilotenlaufbahn begonnen . . .

Frage: Beim Wehrdienst, ja?

Müller: Wehrdienst, ja.

Frage: Ja. Von diesem Deutschen aus dem Kommando 52 möchte ich den Bogen schlagen zu einem anderen Namen eines Deutschen. Ist Ihnen in Südafrika — ich schalte also wieder etwas zurück — Generalmajor von Mellenthin begegnet?

Müller: Ja. Der ist in verwandtschaftlicher Beziehung zu diesem deutschen Adjutanten.

Frage: Von Blottnitz.

Müller: Von Blottnitz. Er war — General von Mellenthin ist 'n bekannter General, ein guter General, und er hat einen hohen Ruf in Südafrika.

Frage: Warum?

Müller: Er hat gegen die 8. Armee gekämpft. Gegen die 8. englische Armee in . . .

Frage: Nordafrika.

Seine Tätigkeit in Südafrika selbst, von Mellenthins?

Müller: General von Mellenthin war erst Generaldirektor der Trek-Airways. Die Eigentümerin dieses Betriebs hat er geheiratet. Später hat er sich geschieden und war dann bei der Deutschen Lufthansa als Direktor für Südafrika tätig.

Frage: Sind Ihnen die — ich darf wohl sagen — militärischen, regionalen Planungen des Generals von Mellenthin bekannt?

Müller: Ja, ich möchte hier nicht drüber sprechen. Das sind Dinge, die vorläufig nicht ganz an die Öffentlichkeit gehören.

(Von Mellenthin schreibt in einer militärpolitischen Studie: „Bei dem Unsicherheitsfaktor, den die neuen Eingeborenenstaaten bedeuten, stellen die Südafrikanischen Staaten und Gebiete die einzigen sicheren Verbündeten dar, mit denen der Westen im Ernstfall rechnen kann.“)

Von Mellenthin schlägt für die portugiesischen Gebiete Mozambique und Angola, für Rhodesien und die Union von Südafrika die Bildung einer sogenannten SATO vor — einer afrikanischen Ergänzung der NATO. Von dieser Basis aus, müssen ständig einsatzbereite Verbände, von Mellenthin nennt sie nach Burentradition „Kommandos für Operationen und Aktionen“ gegen rebellische Ein-

geborenenstaaten bereitstehen. Als im Kongo, dem „Herzen Afrikas“, der Kampf gegen den Neokolonialismus begann, wurden nach den Theorien Mellenthins die Kommandos zur „Operation Kongo“ in Marsch gesetzt.)

Müller: Der Major Hoare, der zuständig war für die Operation der Kommandos, das heißt der weißen Söldner, wie man hier sagt, oder der Freiwilligen, wie es in der normalen Sprache in Belgien und in Frankreich heißt, ich kann auch sagen der Landsknechte, der hat gesagt, wir gehen nach Coquenerville auf Befehl von General Mobuto und von da aus, Käptn Müller — ich war damals Kapitän — leiten Sie die Operation. Das war alles.

Und eigentlich hat mir niemand einen Befehl gegeben, was ich tun soll. Ich bin angekommen und da hieß es . . .

Frage: Sozusagen Ihr eigener Feldmarschall?

Müller: Ich war mein eigener Feldmarschall, tatsächlich. Man kann natürlich drüber lächeln und heute sagen, ach, der Müller übertreibt oder so etwa. Ich bin da angekommen, und kein Mensch hat mir einen Befehl gegeben, was ich tun soll. Nachdem ich ein paar Tage in Igende war, in dem Moment habe ich die Befugnis verlangt vom Hauptquartier aus Leopoldville, von General Mobuto, ob ich weiterziehen darf, ob ich Buende nehmen darf. Und dann kam am 16. September 1964 die Erlaubnis: Müller, wenn sie glauben, die Situation ist o. k., marschieren sie.

Dann habe ich eine Rundfahrt durch Coquenerville, die Provinzhauptstadt der Provinz Oriental veranstaltet. Das war erstmal aus dem Grund notwendig, um den Schwarzen zu zeigen, daß Weiße da sind, denn Weiße haben in Afrika auch heute noch 'n phantastischen Ruf. Nur wenn man angreift hat man eine Position, von Zukunft, von futur, das ist irgendwie etwas, etwas was den Menschen in der Umgebung auch zeigt, wir sind nicht nur in der Defensive, wir sind nicht nur ängstlich und wir sind nicht nur hier um etwas zu zeigen, sondern wir wollen vorwärts, wir wollen etwas zeigen.

Dann habe ich mich entschlossen, zur nächsten Plantage bzw. zur nächsten Mission zu fahren. Das war etwa 50 Kilometer entfernt. Flandria war der Name. Und dort habe ich festgestellt, daß zwar Rebellen ringsum in der Gegend sind, sogenannte Jeunesse. Eine revolutionäre Jugend, eine Jugend, die die Befreiung des Vaterlandes ungefähr in der Idee hat, aber sozialistisch, sehr sozialistisch.

Frage: Kommunistisch.

Müller: Kommunistisch könnte man sagen. Ich bin dann angekommen und fand die Priester in guter Stimmung.

Frage: Priester der Missionsstation, ja?

Müller: Ja. Sie waren nicht belästigt worden. Sie sagten, sind zwar Mulelisten, also die Rebellen in der Gegend, Jeunesse ist auch in der Gegend, aber die Lage ist nicht gefährlich für uns. Daraufhin habe ich die Priester und die Nonnen, die

dort in der Mission waren, nicht weggeführt, sondern hab gesagt, gut, bleibt hier, wenn ihr glaubt, daß ihr sicher seid.

Ich bin anschließend am nächsten Tage, nachdem General Mobuto dort erschien, habe ich mich verabschiedet, hab gesagt: Mon General, adio, ich marschiere. Und da bin ich marschiert und habe 200 Kilometer nach Ingende zurückgelegt. Und Ingende, das war für mich der Ausgangspunkt. Ingende, das war der Startpunkt für die Operation Tschuapa, für die Operation der Befreiung der Provinz Äquatorial. Das ist eine Provinz, die ist fast so groß wie die Bundesrepublik. Da bin ich mit meinen 40 Mann und vielleicht weiteren 150 Mann Schwarzen erledigt. Die habe ich geschafft. Zehn Wochen.

Frage: Bevor ich auf diese Worte zurückkomme, hätte ich Ihnen gerne eine Frage gestellt, die etwas indiskreter Natur ist. Sie wissen, daß wir Reporter die Eigenschaft haben, auch solche Fragen zu stellen . . .

Müller: Ich kenne das.

Frage: Wie ist Ihr Verhältnis zum Alkohol? Wie hat sich das entwickelt in den Jahren Ihres Lebens?

Müller: Um es ehrlich zu sagen, ich habe jahrelang überhaupt nicht getrunken. Ich habe jahrelang überhaupt nicht geraucht. Angefangen zu trinken habe ich wieder im Kongo, weil einfach nichts anderes da war. Es ergab sich einfach daraus, daß, ich möchte kein Moorwasser trinken. Das ist normal.

Frage: Verstehe, ja.

Müller: Auf der Strecke hin sind uns vielleicht 'ne Kolonne von 30, 40 jungen Kerls, vielleicht 15, 17 Jahre so ungefähr, sind sie uns begegnet. Und als sie uns sahen auf der Straße mit 3 Jeeps, rechts und links in die Büsche und verschwunden. Mit Pfeil und Bogen waren sie.

Frage: Und Sie sind nicht nachgesetzt?

Müller: Ich hab nicht nachgesetzt. Warum?

Frage: Wenn ich den Worten dieser Schilderung folgen darf, dann könnte ich mir vorstellen, daß während solcher Aktionen überhaupt kein Tropfen Blut geflossen ist.

Müller: Nein (Räuspern), um es ehrlich zu sagen, es ist nicht nötig. Sehen Sie, es ist genau dasselbe, als ob in Bayern sich eine Gruppe sammelt und sagt, wir wollen Bonn nicht mehr gehorchen, und Bonn sagt, das können wir nicht dulden, wir müssen Bayern wieder zum Reich — Entschuldigung — zur Bundesrepublik — äh — mit der Bundesrepublik koordinieren.

Frage: Bundesrecht bricht Landesrecht, heißt die Verfassung.

Müller: Richtig — richtig. Dann würde ich nach Bayern nicht ziehen, um Bayern auszurotten, sondern weil ja die Idee ist, Bayern wieder mit dem Bund zu vereinigen, als Freund hinzuziehen. Ich würde also versuchen, in ein Dorf einzuziehen und zu sagen, Freunde, ich bin jetzt hier, um den Bund zu vertreten,

— äh — möglicherweise seid ihr anderer Idee, aber — ähm — der Bund ist ja schließlich das Maßgebende, ihr seid der Deutsche und wir wollen ja alle Deutsche unter einen Hut bringen, also werden wir — ähm — zusammenarbeiten, und ich bin überzeugt, wenn ich so operieren würde, würde ich die Bayern wieder zum Bund bringen oder zu Bonn. Ich bin dagegen, daß man Blut vergießt.

Das habe ich im Kongo bewiesen und ich bin der Meinung, daß es das richtige, — daß es die richtige Richtung ist. Ich werde niemals Leute töten, weil sie in irgend einem Moment anderer Ansicht sind, politisch und vielleicht aus irgendwelchen Gründen gegen Bonn sind, aber töten, das ist das letzte, da würde ich niemals dafür sein. Das habe ich auch im Kongo durchgeführt.

(Als Müller während seiner Operationen im Kongo ein Mikrophon vorgehalten wurde, hielt das Tonband andere Berichte fest. Die Bänder sind in unserem Besitz. Hören Sie . . .

Müller: Ich glaube 17, die wir also bei diesem Angriff getötet haben.

Wir eröffneten sofort das Feuer und innerhalb von wenigen Minuten waren — ich weiß nicht mehr genau — 28 tot, glaube ich.

Leutnant Louw nahm den Jeep und seine drei Schützen und ließ die Gegner herankommen. Als er etwa auf 300 Meter heran war, eröffnete er das Feuer.

Innerhalb von kürzester Frist lagen etwa 40 Tote dort.

Dann sah irgend jemand plötzlich in der Entfernung einen Afrikaner. Und er wurde dann auch erschossen!

„Aha, Plantagenarbeiter, habe ich gedacht. Und sie kommen hier zur Arbeit. Alles in Ordnung. Aber als der Wagen um die Ecke fuhr, hat ein Posten den gesehen. Der hat jetzt gedacht: da hauen Schwarze ab. Partisanen! Rebellen! Der rief. Und wie Schwarze sind, die haben einen Schreck gekriegt und sind weggelaufen. Und der Posten hinterhergeschossen.

Bang, Bang, Bang, Bang.

Wir haben dann den Posten aufmerksam gemacht, daß es Unsinn ist, in solchem Fall zu schießen. Aber wer weiß denn hier in diesem Land ganz genau, wann man schießen darf und wann man nicht schießen darf. Und im Grunde genommen kann man dem Posten nicht böse sein.

In dem Fall hat's nicht ganz geklappt.“

Wenn wir hier tatsächlich mal verwundete Gefangene nehmen, in meinem Verband habe ich das noch nicht erlebt. Hier wird nur erschossen!

Also ich habe immer gesagt, wir hier verstehen die Verhältnisse im Kongo nicht haargenau. Erst in dem Moment, wo wir ganz genau wissen, dieser oder jener hat einen Gesetzesbruch durchgeführt, indem er jemanden ermordet hat, oder indem er jemanden bedroht hat. In dem Moment greife ich ein.

Wir haben den auf etwa 300 Meter ganz klar umgelegt!

Nie weiß man ganz genau, ob es ein Gegner ist oder ob es nur ein Flüchtling

ist, und der wollte jetzt nach seiner Zahnbürste gucken oder irgendwas. Das war unklar. Auf jeden Fall, wir haben den ganz klar umgelegt. Sehen Sie, ich bin gegen das Abschießen von Negeren, weil ich das Gefühl habe, wir haben nicht nur eine Verantwortung für die weißen Menschen in Europa, sondern wir haben genau so eine Verantwortung für die Schwarzen in Afrika. Wir kämpfen in Afrika für Europa.

„Ja, mißhandeln, also das ist hier normal.

Man vernimmt jemanden. Wenn man vernimmt, muß er Hiebe kriegen, sonst erzählt er nichts richtiges. Und wenn er erzählt hat, dann wird er, ja, da er ein Rebell ist, ein Rebell ja außerhalb des Rechtes steht, wird er getötet. Das ist ganz normal. Man macht normalerweise keine Gefangenen, und wenn es doch vorkommt, dann wird also stückchenweise abgeschnitten. Erst das rechte Bein und dann das linke Bein.

Ich habe, als ich im Kongo war, den belgischen Offizieren gesagt:

„Hören Sie mal, unsere Operation im Kongo das ist eine NATO-Operation, Sie sind verantwortlich dafür“ — das hab ich den Belgiern gesagt. —

„Sie sind verantwortlich dafür, daß diese Operation als NATO-Operation“ Zum Spaß habe ich das natürlich gesehen, also ich nehme an, daß es Spaß war, wenn sie ihre langen Messer gewetzt haben in der Nähe, um ihm schon einige Schauer einzujagen.“)

Müller: Wir haben für den Kongo gekämpft, nicht weil wir für den Kongo kämpften oder für Tschombé — Personage das spielt gar keine Rolle. Wir haben für Europa gekämpft im Kongo, für die Idee des Westens, und zwar, um es ganz genau zu sagen, für Liberté, Fraternité usw. . . . Sie kennen diese Sprüche —

Frage: Egalité —

Müller: Ja.

Frage: — seit 1789 im Sprachgebrauch —

Müller: Richtig — und dafür habe ich gekämpft, nichts anderes, denn Afrika ist für mich nichts anderes als die Verteidigung des Westens in Afrika.

Frage: Es gab in Ihrer Nachbarschaft einen Leutnant Mazy, er ist dafür bekannt geworden, ein Spezialist für das Herstellen von Schädeln zu sein —

Müller: Ei-ja-ja-ja, die Geschichte kenne ich. Da darf ich Ihnen eins sagen, der Leutnant Mazy ist ein ausgezeichnete Offizier.

Diese Bilder, die bekannt sind, das ist eine Ironie. Ich kann mich erinnern, daß vor unseren Stellungen Hunderte von rebellischen Kongolesen abgeschossen wurden.

Frage: Es ging nicht ganz friedlich zu —

Müller: Ich glaube nicht, daß jemand daran zweifelt.

Jedenfalls in dieser Zeit ist das passiert und Mazy hat Totenköpfe, die abgefressen waren von Insekten, von Würmern und sonst weiter, hat er abgewaschen, nicht ausgekocht. Es ist eine hübsche Geschichte, gut für die Presse — und dabei

ist er fotografiert worden, und zwar diese Fotos wurden gemacht, nicht weil er interessiert war an den Totenköpfen, denn er hatte schon einen, sondern die Presseleute wollten welche als Souvenir mitnehmen. Er hat sie nicht ausgekocht, sondern er hat sie in Wasser getaucht, mit Seife, und hat sie sauber gemacht. Das ist alles.

Als sie zurückkamen, kamen sie mit Totenköpfen auf Spießen und lachten und haben sich amüsiert. Käptn Müller, hier haben wir einen für Sie, heben Sie sich den auf. Und dann hat er mir einen Totenkopf gereicht, ich hab ihn auf 'nen Blumenständer gestellt, (Lachen), da stand er. Er sagt, nein, nein, nein mein Lieber, das ist nicht für'n Blumenständer, und dann hat er ihn mir schön in meine feuerrote Decke eingepackt und in meine Kiste gelegt. Ich hab ihn nicht mitgenommen, ist ganz klar.

Frage: Warum?

Müller: Ich glaube, der deutsche Zoll hätte sich wahrscheinlich gewundert, wenn da einer mit 'nem Totenkopf ankommt.

Frage: Herr Major, wir sitzen uns ja nun hier als Europäer im winterlich unterkühlten Europa gegenüber, uns fällt die Vorstellung schwer, daß ein Mensch, der vor Ihren Linien lag, innerhalb weniger Stunden oder Tage als Mensch aufhörte zu existieren, wie sah das nun aus?

Müller: In drei bis vier Tagen war ein Mensch kein Mensch mehr, nur noch ein Stückchen Knochen, mit einer Uniform oder irgendwelchen Klamotten bedeckt. Wir hörten jede Nacht die Schakale, aber ich möchte sagen, es ist weniger die Arbeit dieser Viecher gewesen als eben der Würmer. Ich hab verschiedene Fotos, wo man eindeutig die Spuren der Tiere erkennt, die auf und ab marschieren und einen Kadaver auffressen. Leider Gottes — ich meine, wir sind Menschen, und ich bedaure es, daß selbst Rebellen dieses Malheur massiert — passiert.

Frage: Ich knüpfe mal an das Wort Malheur an —

Müller: Ja.

Frage: — es gab in Ihrer Nachbarschaft auch den Leutnant Louw.

Müller: Ja.

Frage: — aus Südafrika.

Müller: Richtig.

Frage: — und Leutnant Louw hatte Kontakt zu Filmleuten aus Italien gewonnen.

Müller: Ja.

Frage: Jacopetti ist erschienen und hat dort einen Dokumentarfilm, oder wie wir es nennen wollen, gedreht —

Müller: Ja, das — das ist auch ein Malheur —

Frage: Auch ein Malheur —

Müller: Ja.

(Gualtiere Jacopetti, wegen Sexualvergehen an Minderjährigen zweimal eingesperrt, bevor er in den Kongo ging, ließ seine „Arriflex“ synchron zu den Maschinenpistolen rattern. Drei Negerjungen, die singend den Weg des Stoßtrupps kreuzten, wurden wie in einer Studio-Inszenierung erschossen. Den Totenkampf eines Freiheitskämpfers, dem auf Bestellung in Gesicht und in den Leib geschossen wurde, filmte Jacopetti aus 20 Zentimeter Entfernung ...)

Müller: Wir hörten, daß in einer Plantage oder in der Umgebung von einer Plantage, Bantaka war der Name, Rebellen tätig sind, und ich habe Leutnant Lu den Auftrag gegeben:

„Klären Sie auf, was da los ist, erkunden Sie, machen Sie die notwendigen Schritte.“

Lu zwitscherte ab mit seinem Verein und als er zurückkam sagte er:

„Na ja, wir haben ein oder zwei Mann getötet und 'n paar Häuser verbrannt.“)

Frage: Was war nun mit Jacopetti?

Müller: Jacopetti kam gerade an, als der —

Frage: Louw auszog.

Müller: Louw auszog. Jacopetti, ich erhielt eine Information des Verteidigungsministeriums, also von General Mobuto, daß er berechtigt ist, Fotoaufnahmen zu machen, und daß er berechtigt ist, bei der Einnahme von Buende zu operieren. Ich weiß, Jacopetti arbeitet — ist ein guter Regisseur. Vielleicht hat er gesagt: Hör'n se mal, hier ist 'n Mann zu erschießen, stellen sie ihn mal ein bißchen links, damit die Sonne 'n bißchen besser scheint — aber ich kann nicht sagen, was damals passiert ist. Das hat mir weder Lu noch irgendein anderer erzählt, ich weiß lediglich, daß damals Aufnahmen gemacht wurden von Leuten, die erschossen wurden.

Frage: Darüber ist ausführlich berichtet worden von der Presse.

Müller: Leider, leider.

Frage: Herr Major, wir haben im Verlauf unseres Gesprächs schon ein paar Namen von Deutschen genannt. Das waren doch großenteils junge Leute, also nicht wie Sie Jahrgang 1920, sondern wesentlich später —

Müller: Ich bin ein Veteran —

Frage: Sie sind ein Veteran, ja. Sie haben auch so etwas wie — ich möchte einmal sagen, wenn ich an Ihre Schilderung des Juni 1941 denke, — so etwas wie eine antibolschewistische Tradition bereits —

Müller: Richtig.

Frage: — aber diese jungen Leute doch nicht. Was hat die nach dem Kongo geführt?

Müller: Als wir in Johannesburg waren, wurde gesagt, ah, wir machen eine Jägerjagd — eine — eine Jagd auf Neger oder so etwas — wir machen eine

dolle Sache — keine Gefahr — alles okay — es ist nur gegen die — gegen die Rebellen.

Frage: Herr Major, war nun alles „okay“? Denken wir mal an einen der jungen Deutschen, den Sie in Ihrem Kommando hatten. Das war der Fritz Kötteritzch?

Müller: Fritz Kötteritzch.

Fritz Kötteritzch ist gefallen als ich versuchte, Buende zu nehmen.

Er war hm — militärisch hatte er einige Erfahrung —

Frage: Hm, hm. Ich darf vielleicht an dieser Stelle einfügen, daß Fritz Kötteritzch eine dreijährige Ausbildung bei der Bundeswehr hinter sich gebracht hatte.

Müller: Merci.

Frage: Ja, wie war sein Ende?

Müller: Ein Brustschuß, ein Herzschuß.

Frage: Er kann dann auch nicht eine Sekunde mehr gelebt haben, denke ich.

Müller: Ja, er war sofort weg, gab's gar keinen Zweifel.

Frage: Das war also das Ende von Fritz Kötteritzch.

Es gibt noch andere Namen: Köhlert, Nestler. — Welcher stand Ihnen am nächsten?

Müller: Ich möchte ehrlich sagen, Köhlert war das, was man als Kamerad bezeichnen könnte.

Frage: Kopfschuß — tot.

Müller: Immediately sofort.

Frage: Herr Major, was ging in Ihrem Kopf vor, sofern Sie einen Deutschen zur letzten Ruhe begleitet haben?

Müller: Ja, ich habe — um es ehrlich zu sagen — ich habe um jeden Soldaten getrauert, ob er Deutscher ist, oder ein anderer, ich habe jeden als Mensch genommen, wie ich ihn vorher kannte und ich muß ehrlich sagen, mich hat der frühere Bundeswehr-Unteroffizier Köhlert genau so gedauert wie irgendein anderer Soldat. Und Köhlert war für mich ein Soldat des Westens, und Nestler war ein Soldat des Westens —

Frage: Trotzdem ist mit diesem Handwerk eben das Risiko verbunden zu sterben —

Müller: Selbstverständlich —

Frage: Herr Major, es gibt da Bilder, die Sie in dem Amt des Leichenredners darstellen. Was haben Sie so gesagt, wenn es galt, einen Gefallenen aus Ihrem Kommando unter die Erde zu bringen?

Müller: Ich habe eine Predigt gehabt, die mir ein belgischer Missionar gegeben hat, als ich in Kamina war —

Frage: Was sagte der?

Müller: — da hat er mir einen bestimmten Text gegeben, und den habe ich überall angewandt. Ich bin — ich bin kein Prediger, Sie werden das verstehen.

Frage: Doch das verstehe ich.

Müller: Aber ich habe ein kameradschaftliches Gefühl gehabt für diesen Mann, den das Pech getroffen hat, es hätte mich genauso treffen können, morgen hätte man meinen Kopf durch die Stadt von Buende tragen können —

Frage: So wie auch Kopf und Gebein Ihren Kommandojeep zierten . . .

Müller: Wenn Sie's so nehmen, ja.

Frage: Major Müller, ich versuche mich jetzt in Ihre Lage hineinzusetzen, ich habe selbst Tropen- und Dschungelnächte kennengelernt, wie ging es eigentlich —

Müller: Respekt.

Frage: — danke — wie ging es eigentlich zu, wenn Sie nach einem Gefecht, möglicherweise nach der Situation einer militärischen Umzingelung, nach dem Abgeben vieler vieler Schüsse, Tote vor den Linien, Gestank in der Luft, abends sich im Quartier zusammenfanden. Sie waren ja nun doch ein großer Teil oder ein wesentlicher Teil deutsche Landsleute. Gab es da auch mal so etwas wie, ich möchte mal fragen, Stunden der Besinnung oder Stunden der Einkehr?

Müller: Die Stunden der Besinnung die habe ich reichlich genossen.

Frage: Und hohen Genuß werden vor allem die Stunden in der Etappe bereitet haben, die Sie sich in Abständen in Leopoldville gegönnt haben?

Müller: Oh, Leopoldville ist eine Stadt wie im Frieden —

Frage: Ja.

Müller: — Man merkt überhaupt nichts vom Krieg, in dem . . . geht alles friedlich vonstatten.

Das Internat der jungen Töchter läuft genauso wie vor zehn Jahren. Die Bars haben dasselbe Vergnügen wie vorher. Es gibt überhaupt nichts, ich möchte sagen, Leopoldville, Elisabethville, das ist der Frieden, wie wir ihn in Europa haben.

Oh, es gibt auch leichte Mädchen, aber die gab es vorher schon, nicht.

Frage: Die gab es vorher schon.

Müller: Und leichte Mädchen sind nicht schlecht, haha!

Frage: Sagen Sie, in Leopoldville gibt es auch eines der Goethe-Institute?

Müller: Ja.

Frage: Haben Sie Kontakt gehabt zu diesem Institut?

Müller: Ja.

Frage: Haben Sie Kontakt gehabt zu diesem Institut?

Müller: Richtig, ich habe, wenn ich in Leopoldville war, des öfteren dies' Goethe-Institut besucht und ich habe also eine wundervolle Aufnahme gefunden.

Ja, ich möchte sagen, sicherlich ist es eine Institution des — der Bundesrepublik, aber ich möchte sagen, wir haben etwas, was zweifach läuft, und nicht nur im Kongo, sondern überall in der Welt, die offizielle und die inoffizielle. Man kann es nicht ändern, aber es ist so. Und ich will daran nichts ändern, ich kann nichts daran ändern, es ist eine Tatsache.

Frage: Und im Goethe-Institut wurde Ihrer Meinung nach die inoffizielle Politik betrieben, ja?

Müller: Ja, ich möchte nicht betrieben sagen, verstanden — Richtig, das Goethe-Institut hat total verstanden, um was es sich im Kongo dreht.

Frage: Major, Sie tragen an Ihrer linken Brust das Eiserne Kreuz I. Klasse.

Müller: Noch immer.

Frage: Noch immer. Wann haben Sie es bekommen?

Müller: 1945.

Frage: Darf ich Sie fragen, ob Sie wissen, wann der Orden, den Sie an Ihrer linken Brustseite tragen, gestiftet worden ist?

Müller: Ja, 1813 in Breslau, in meiner schlesischen Hauptstadt.

Frage: Ja, in welchem Zusammenhang eigentlich?

Müller: Der Befreiungskrieg, ich bin für die Befreiung, für die Befreiung aller Menschen, ob es die Preußen sind oder die Kongolesen.

Frage: Ihr Eisernes Kreuz trägt in der Mitte das Hakenkreuz.

Müller: Nehmen Sie davon bitte keine Kenntnis, sondern dieses Eiserne Kreuz ist ein Kreuz aus dem Zweiten Weltkrieg und es hat nichts mit meiner politischen Einstellung zu tun, ich bin zwar ein Deutscher, aber betrachten Sie das bitte nicht als politisches Dekor oder so irgendwie, sondern das ist lediglich ein Ausdruck der Zeit, in der ich als Soldat in Deutschland tätig war.

Frage: Ich verstehe, ja. Und gibt es ein Bild in Ihren persönlichen Fotoalben —

Müller: Ja.

Frage: — da sind Sie zu sehen auf dem Flugplatz von Leopoldville, und neben Ihnen steht ein Oberstleutnant der US-Streitkräfte —

Ja, hat dieser amerikanische Oberstleutnant keinen Anstoß genommen —

Müller: Kein Mensch hat Anstoß genommen.

Frage: — denn er war doch eigentlich, Major Müller, Ihr Kriegsgegner, genau genommen.

Müller: Ah, das ist 20 Jahre zurück, das ist Historie. Damit möchte ich überhaupt nichts zu tun haben, sondern ich sage, sicherlich habe ich das EK I verdient als ein Offizier oder ein Soldat der deutschen Wehrmacht, aber es hat nichts damit zu tun, was zur Zeit in Afrika stattfindet, denn ich kämpfe in Afrika nicht für Hitler, der ist schon lange tot, nicht für Bormann, der existiert für mich nicht, höchstens sein Sohn, den ich versuchte zu befreien, für mich ist

interessant lediglich, daß ich für den Westen arbeite, für unsere freiheitliche Demokratie.

Frage: Und Sie meinen, daß diese Umgruppierung der Kräfte, die nach dem Zweiten Weltkrieg zweifellos stattgefunden hat, einen amerikanischen Oberstleutnant darüber hinwegsehen läßt.

Müller: Selbstverständlich, davon bin ich völlig überzeugt. Ich habe mit vielen amerikanischen Offizieren, Generalen oder sonst was zu tun gehabt, und ich kann Ihnen eins sagen, ein Amerikaner nimmt das überhaupt nicht ernst, das ist für ihn ein Spiel der Zeit, das ist überhaupt nicht interessant —

Frage: Nun ja, ja.

Müller: — ich bin ein Verteidiger des Westens, der christlichen oder der westlichen Hemisphäre —

Frage: Ja.

Müller: — und damit hört alles andere auf, alle Ideologien oder sonstwas, was es gibt.

Frage: Ja.

Müller: — völlig uninteressant.

Frage: Ich hab verstanden. Major, Sie haben im Verlaufe unseres Gespräches — ich darf wohl sagen — sehr launig diesen Vergleich der Befriedung mit Bayern gebracht.

Müller: Ha, ist richtig.

Frage: Ja.

Müller: Ist doch nur ein Beispiel, nicht.

Frage: Ich verstehe, ja — nun gibt es ja also außerhalb des bayerischen Staates, der für seine gewissen partikularistischen Tendenzen bekannt ist, ja —

Müller: Ja, einen Strauß, von dem ich auch einen Brief besitze, aber das spielt ja keine Rolle in diesem Zusammenhang.

Frage: Na ja, ich wollte auf etwas anderes hinaus. Sie hatten im gleichen Zusammenhang mal davon gesprochen, daß Sie alle Deutschen unter einen Hut bringen wollen.

Müller: Richtig, richtig —

Frage: Ja — nun gibt es ja also auch außerhalb der Grenzen der Bundesrepublik noch Deutsche —

Müller: Ja, leider.

Frage: Ja, aber ich könnte mir einen Fall vorstellen, wo Sie möglicherweise Ihre Erfahrungen des verdeckten Kampfes vielleicht zur Verfügung stellen müßten für die Befreiung eben dieses deutschen Bevölkerungsteils. Könnten Sie sich eine Situation dieser Art auch vorstellen?

Müller: Ja, leider — leider. Das liegt nicht nur in der Ostzone, das liegt in Vietnam genauso.

Frage: Eine ganz konkrete Frage, es sind in unserem Gespräch Namen gefallen wie Albertville usw. Stanleyville usw., könnten Sie sich vorstellen, daß in Ihrer Tätigkeit, Sie bezeichnen doch Ihre Arbeit als Tätigkeit, auch Namen wie Magdeburg oder Leipzig oder Dresden usw. eine Rolle spielen könnten.

Müller: Richtig.

Frage: Könnten Sie sich vorstellen, daß Sie gegebenenfalls einem Ruf folgen würden, um Ihre Erfahrungen, die Sie im Kongo gesammelt haben, auch eines Tages in Deutschland zur Verfügung zu stellen?

Müller: Jedem Land, das dem Westen zugewandt ist, nicht nur dem Kongo, jedem Land.

Frage: Aber könnten Sie sich auch denken, daß Sie möglicherweise auf Gegner treffen würden, die nicht nur mit Pfeil und Bogen ausgerüstet sind?

Müller: Allerdings, allerdings. Sehen Sie, ich beschäftige mich sehr mit diesem Problem in Südvietnam —

Frage: Ja.

Müller: Und ich habe den Eindruck, die deutsche Presse, die den schmutzigen Krieg propagiert, sie ist da irgendwie auf dem Irrweg. Dieser Krieg ist nicht schmutzig, jeder Krieg ist schmutzig, wenn man es so nehmen will. Wir haben in Südvietnam keinen schmutzigen Krieg, sondern wir haben denselben Krieg, den wir eines Tages vielleicht in Europa erleben. Wenn wir heute nicht oder wenn die Amerikaner nicht Südvietnam verteidigen, warum sollten sie den Eisernen Vorhang verteidigen?

Frage: Ja, das haben wir aus dem Munde von Herrn Erhard auch schon gehört!

Müller: Ja. Ich halte leider Auseinandersetzungen für aus —

Frage: für vergleichbar . . .

Müller: . . . ja, in Südvietnam wird die westliche Kultur verteidigt, aber wenn wir nicht stark sind, wird uns niemand am Eisernen Vorhang verteidigen.

Frage: Wie auch die Bilder vergleichbar sind, die aus Südvietnam und seinerzeit aus dem Kongo —

Es gab da bei Ihrem derzeitigen Heimaturlaub ein Kameradschaftstreffen in Frankfurt am Main. Wem sind Sie dort begegnet, waren Ihre . . .

Müller: Ah, der Stabschef der 5. Brigade der US-Forces in Westdeutschland —

Frage: Kannte der Sie?

Müller: Ja, ich habe ihn besucht, als ich das — als ich seinen Stab besuchte, und zwar die Probleme der Abteilung 2, also der Feindaufklärung, und ich glaube, wir haben uns auf Grund dessen gut verstanden.

Frage: Was hat er gesagt zu Ihnen, als er Sie sah?

Müller: Er war mir sehr freundlich gegenüber und als wir uns verabschiedeten, ist er extra noch mal zu mir gekommen, um adieu zu sagen. Ich — ich habe Verständnis gerade dafür, weil die Amerikaner dasselbe Problem haben wie wir. Das Problem, das wir — oder das in Deutschland gar nicht so publik ist, das Problem nämlich, daß wir an einer Front, in Vietnam, im Kongo oder sonstwo stehen.

Frage: Herr Major, die Bundesregierung unterstützt das amerikanische Vorgehen in Vietnam. Machen Sie mit in einer „Legion Vietnam“?

Müller: Ah, mit allem Vergnügen. Das ist genau das, was ich brauche!

Der vorstehende Text weist den Major Müller als einen Mann aus, der gern und freimütig über seine Tätigkeit spricht, und weder seine Anschauungen noch sein gutes Gewissen verhehlt. Um so erstaunlicher ist es, daß die Publizistik der Bundesrepublik dieser Informationsquelle nie ein besonderes Interesse entgegengebracht hat, seit er — für jeden Journalisten einfach zu erreichen — wieder in seiner Heimat Quartier genommen hat. Während seiner Kongo-Zeit konnte sich Müller noch einer relativen Aufmerksamkeit westdeutscher Bildjournalisten erfreuen, nach seiner Rückkehr blieb es zwei Bürgern der DDR vorbehalten, ihn in einer weniger exotischen Umgebung aufzuspüren. Aber auch ihnen gelang es nicht, das bundesrepublikanische Desinteresse an dem prominenten Mitbürger zu durchbrechen: die Ursendung des „Lachenden Mannes“ blieb hierzulande ohne publizistisches Echo. Polemiken löste dagegen eine Anzeige des ostberliner Rechtsanwaltes Dr. Kaul beim Generalstaatsanwalt des Oberlandesgerichtes Frankfurt/Main aus, die sich zu großen Teilen auf das von Heynowski und Scheumann vorgelegte Material stützt. Die Polemiken taten Kauls Anzeige als kommunistisches Propagandamanöver ab — in Wahrheit zieht sie aus den bekannten Tatsachen lediglich die strafrechtlichen Konsequenzen, die in jedem Rechtsstaat selbstverständlich sein sollten. Wir möchten diese Anzeige deshalb — als vorläufig letzte Etappe in der Karriere des Majors Siegfried Müller — an den Schluß dieses Protokolls setzen:

Herrn

Generalstaatsanwalt bei dem Oberlandesgericht

6 Frankfurt/Main

Ich überreiche Vollmacht der kongolesischen Staatsangehörigen

1. Frau Pauline Lumumba, 2. Herrn Gabriel Yumbu, 3. Herrn Léon Lokongo, 4. Herrn Camille Khumu, 5. Herrn Michele Mougali, 6. Herrn Placid Kutungwa, und erstatte

Anzeige

gegen

1. den Oberleutnant a. D., Hotelangestellten (assistent manager) und Major der kongolesischen Armee

Siegfried Friedrich Heinrich Müller,

geb. am 26. 10. 1920 in Krossen (Oder), deutscher Staatsangehöriger, ansässig in Langen b. Frankfurt/M., Friedrichstr. 15,

2. den ehemaligen Fähnrich der Bundeswehr

Gerd von Blottnitz,

Anschrift festzustellen durch den Angeschuldigten zu 1), wegen Verbrechens gegen §§ 211 und 251 StGB, begangen in einer unbestimmten Vielzahl von Fällen.

Begründung:

Ende des Sommers 1964 ließen sich die Angeschuldigten von der damaligen kongolesischen Regierung (Leopoldville) für den soldatischen Dienst im Innern Kongos anwerben.

Sie gehörten einer Einheit an, die die Bezeichnung „Kommando 52“ trug und die der Angeschuldigte zu 1) später als Kommandant (capitan) befehligte, während der Angeschuldigte zu 2) im Offiziersrang dann sein Adjutant war.

Diese Einheit wurde von der kongolesischen Regierung in den zu dieser Zeit (1964/1965) im Kongo stattfindenden revolutionären Kämpfen eingesetzt. Bei diesem Einsatz, der strafrechtlich an sich wertneutral ist, haben die beiden Angeschuldigten in einer unbestimmten Vielzahl von Fällen kongolesische Staatsangehörige aus Mordlust heimtückisch und grausam und mit gemeingefährlichen Mitteln zugleich auch in der Absicht getötet, um andere Straftaten, nämlich die Verwirklichung der Verbrechen gemäß § 251 StGB zu ermöglichen.

So war die Einheit der Angeschuldigten im November 1964 zur sogenannten „Befriedung“ in Coquenerville eingesetzt. Bei dieser Gelegenheit tötete der Angeschuldigte zu 1) eine Anzahl von Plantagenarbeitern, die mit den Kampfhandlungen nichts zu tun hatten, sondern zur Arbeit gingen, und bemächtigte sich ihrer Habseligkeiten.

Im Dezember 1964, bei dem sogenannten Befriedungseinsatz in Buende erschossen die Angeschuldigten alle in ihre Hände gefallenen verwundeten sogenannten Gegner, die wehrlos waren.

Bei dem im Januar 1965 in der Provinz Equatorial erfolgten Einsatz haben die Angeschuldigten wahllos eine Vielzahl von Zivilpersonen, die an den revolutionären Kämpfen völlig unbeteiligt waren, getötet und ausgeraubt, darunter den minderjährigen Schüler Marcel Mopope. Etwa um die gleiche Zeit haben die Angeschuldigten in Ingende eine unbestimmte Vielzahl von Personen, die sie im Verlauf der Kampfhandlungen gefangengenommen hatten und die wehrlos waren, aus reiner Mordlust zu Tode gemartert, darunter den Maurer Emanuel Usonge.

Zur Kennzeichnung des subjektiven Tatbestandes mag der Hinweis gelten, daß der Angeschuldigte zu 1) die Köpfe der von ihm Ermordeten präparieren ließ, um sie an europäische Besucher zu verschenken, wobei noch insbesondere zu bemerken ist, daß er einen dieser so präparierten Köpfe selbst als besonderes Kennzeichen an dem Bug seines Kraftfahrzeuges anbringen ließ.

Beweis für das Vorstehende:

1. Die eigenen Angaben des Angeschuldigten zu 1), die dieser unter Vorlage von einschlägigem, authentischem Fotomaterial, Ton- und Filmaufzeichnungen den Dokumentaristen

a) Walter Heynowski, Berlin NO 18, Strausberger Platz 1,

b) Gerhard Scheumann, Berlin-Treptow, Defreggerstr. 14a, gemacht hat.

2. Zeugnis der zu Ziff. 1 unter a) und b) genannten,

3. die unter Ziffer 1 erwähnten, von dem Angeschuldigten zu 1) stammenden authentischen Ton- und Filmaufzeichnungen und Fotomaterial.

Da es sich bei beiden Angeschuldigten um deutsche Staatsangehörige handelt, der Angeschuldigte zu 1) hat — wie bereits angegeben — sogar seinen Wohnsitz im Bezirk des Oberlandesgerichts Frankfurt/M., gilt für die Handlungen gemäß § 3 Absatz 1 das deutsche Strafrecht.

Professor Dr. Kaul
Rechtsanwalt

Äxte & Eichen Eine Gesellschaft formiert sich

„Das deutsche Volk will in Frieden und Freiheit leben.“

(Friedensnote der Bundesregierung vom 25. 3. 66)

„Hassel forderte: ‚Abschreckungspolitik bis zur höchsten Zuspitzung.‘ . . . Kein Sprecher irgendeiner Partei hat Herrn von Hassels selbstmörderischer Argumentation entschieden widersprochen . . .“

(Rudolf Augstein im „Spiegel“ vom 11. 4. 66)

„Diese perfekte Vorsorge, zu der das Parlament die Regierung ermächtigt hat, kann den Atomkrieg auslösen, wenn nur irgendwo nervenschwache Verantwortliche, wie 1914 der jüngere Moltke, oder Schwachköpfe wie ich-wüßt-schon-wer im Amt sind. Und alle diese Gesetze sind, mit Ausnahme des letzten, beschlossen, und auch dem letzten steht einstweilen wenig im Wege.“

(Rudolf Augstein über die Notstandsgesetze im „Spiegel“ vom 11. 4. 66)

„Wenn sich die Regierung schon bemüht, so etwas wie eine Politik der Entspannung gegenüber Osteuropa zu treiben, sollte sie nicht im gleichen Atemzug von Millionen Menschen verlangen, sich auf den Kriegsfall vorzubereiten.“

(Süddeutsche Zeitung vom 27. 4. 66)

„Die Bundesregierung verfolgt weder eine Revanchepolitik noch eine restaurative Politik.“

(Friedensnote der Bundesrepublik vom 25. 3. 66)

„Bonn an alle Völker der Welt: Wir reichen dem Osten die Hand! Das fordert Deutschland: Einheit!“

(„Bild“ vom 26. 3. 66)

„Die 1920 erzwungenen Abtretungen deutschen Reichsgebietes im Osten hat die Weimarer Republik nie anerkannt . . . Es darf also nicht übersehen werden, daß der jetzige Anspruch der Bundesrepublik Deutschland, die Grenzen von 1937

als Norm und mögliche Verhandlungsgrundlage zu nehmen, bereits eine Einschränkung einschließt gegenüber der Zeit nach dem ersten Weltkrieg in der Weimarer Republik.“

(Prof. Walter Hubatsch, Bonn; in „Vierteljahresschrift des unteilbaren Deutschland“, I, 1966)

„Die verantwortlichen patriotischen Kräfte der öffentlichen Meinungsführung müssen enger zusammenrücken, um den Wegbereitern der Indifferenz, des Neutralismus und des Nihilismus entgegenzuwirken.“

(Wenzel Jaksch, im „Deutschen Ostdienst“, Bonn, No. 5/6, 1966)

„Die Formierte Gesellschaft ist auch kein Modell, das etwa nur im Gehäuse des Nationalstaates funktioniert. In ihr kann sich vielmehr das Bild eines geeinigten Europa prägen. Sie ist darüber hinaus geeignet, eine Leitidee für die Neugestaltung unseres Erdteils wie auch für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung anderer Völker zu sein. Wenn uns dieser Schritt gelingt, dann wird sich die Anziehungskraft einer so gegliederten Gesellschaft anderen Formen gegenüber als weit überlegen erweisen. Zugleich wird sie den Sozialismus — auch dieser Prozeß ist bereits im Gange — ideologisch und politisch aufzehren.“

(Ludwig Erhard beim 13. Bundesparteitag der CDU in Düsseldorf am 31. 3. 65)

„Wir wollen kein verschwommenes Heimatrecht, daß etwa Deutsche wieder in der Tschechoslowakei wohnen dürfen. Wir stellen in Europa territoriale Forderungen und wollen ein System eigener Prägung. Kameraden, wir werden siegen, wenn wir uns selbst treu bleiben.“

(Heinz v. Arndt, Bundestagskandidat der NPD am 6. 8. 65 im „Mathäuser am Hasenberg“, München)

„Wenn im Westen irgendwo der Gedanke in Erscheinung treten sollte, den status quo anzuerkennen und damit die Vorkämpfer gegen den Kommunismus in Osteuropa zu opfern, so muß die Bundesregierung — und hier vor allem die Vertriebenen aus dem Osten in dieser Stunde ihre Aufgabe erkennen, die darin liegt, für die Völker des Ostens einzutreten. Wenn man die Deutschen deshalb anfeindet, so sollten sie dies Odium auf sich nehmen. Das wäre eine wahrhaftige Wiedergutmachung, die die Völker des Ostens von den Deutschen empfangen könnten.“

(Der Europäische Osten, München, April 1966, S. 193)

„Wir Deutschen sind wieder wer in der Welt!“

(Rainer Barzel im Wahlkampf 1965)

„Während in Ostberlin die technischen Gespräche zwischen den Sozialdemokraten und der SED liefen, verschlechterten sich in Bonn die Aussichten auf einen Redneraustausch weiter. Die von der Bundesregierung zugesagte Prüfung der rechtlichen Voraussetzungen hat offensichtlich bereits zu dem Ergebnis geführt, daß keinem einzigen Mitglied des SED-Zentralkomitees freies Geleit in der Bundesrepublik zugesichert werden kann.“

(Süddeutsche Zeitung vom 30. 4. / 1. 5. 66)

„Wir haben die KZs nicht erfunden und verbitten es uns, dafür bestraft zu werden. Man darf die erzieherische Wirkung der KZs nicht vergessen, die aus vielen Rotfrontkämpfern und Marxisten anständige Deutsche gemacht haben. . . . Die größte Menschenjagd auf deutschem Boden war die Verfolgung der NS-Verbrechen.“

(Rechtsanwalt Peter Stöckicht, Stuttgart, bei der NPD-Kundgebung vom 16. 7. 65 im „Hackerkeller“, München)

„Der CSU-Vorsitzende Strauß will sich bei der Bundesregierung in Bonn für eine Intensivierung der Handelsbeziehungen zwischen Südafrika und der Bundesrepublik einsetzen. Über die Apartheid-Politik könne er sich nach einem so kurzen Besuch nur schwer äußern, sagte Strauß vor südafrikanischen Journalisten. Er glaube jedoch nicht, daß diese Politik verurteilt werden sollte.“

(Süddeutsche Zeitung vom 2. 5. 66)

„Abschließend darf ich Ihnen mitteilen, daß ich Heimatvertriebener aus Oberschlesien bin und zu dem Volksteil gehöre, der einen fast so großen Blutzoll leisten mußte, wie das jüdische Volk.“

(A. Kunowski, Mannheim, in einem Leserbrief der „Deutschen National- und Soldatenzeitung“ vom 11. 3. 66)

„Die NSDAP wurde gegründet, um Deutschland aus der nationalen Not herauszuführen, die durch den Vertrag von Versailles und die antideutsche rote Novemberrevolution begründet wurde. Die NSDAP wurde von den besten deutschen Kräften getragen . . . Der Krieg wurde durch den inneren Feind und das internationale Judentum verloren.“

(Rechtsanwalt Peter Stöckicht, Stuttgart, bei der NPD-Kundgebung vom 16. 7. 65 im „Hackerkeller“, München)

„Wir sollten den Niedergang und Untergang der Weimarer Demokratie und ihre Ablösung durch einen totalitären Staat nüchtern und realistisch betrachten.“

(Ludwig Erhard am 6. 5. 65 in Hamburg)

„Zur Abwehr der falschen These von der sogenannten Kollektivschuld aller Deutschen an den Verbrechen Hitlers haben wir alle — quer durch die Parteien — immer säuberlich getrennt kriminelle Delikte und politischen Irrtum.“
(Rainer Barzel über den „sogenannten Fall Globke“)

„Verbrechen im nationalsozialistischen Deutschland hat es nicht gegeben. Diese Verleumdungen sind nur eine Propaganda des internationalen Judentums und der Judenpresse.“

(Josef Truxa, Kreisvorsitzender der NPD in München, am 18. 6. 65 im „Mathäuser am Hasenberg“)

„Es wird in Zukunft Wachsamkeit vonnöten sein, damit diese Minderheit nicht eines Tages zu einer Gefahr für das deutsche Volk und die von ihm gewählte Verfassung werden kann.“

(Denkschrift des Bundesinnenministeriums über die Zunahme des Rechtsradikalismus in der Bundesrepublik)

„Redner und Versammlungsleiter sollten sich vor nationalen Phrasen aus der Zeit von gestern oder vorgestern hüten. Sie stoßen nicht nur junge Menschen ab, sondern jeden Patrioten, dem es ernst ist um die deutsche Sache.“

(Propaganda-Anweisung der NPD vom 28. 1. 65)

„Für die bundesdeutsche Justiz steht — wie eine Aufschlüsselung der Staatsschutzprozesse zeigt — der Feind ausschließlich links. Von 1960 bis 1965 wurden — laut Bundesinnenministerium — wegen nationalistisch und antisemitisch motivierter Straftaten 733 Urteile verhängt; überaus milde Urteile übrigens, denn in dieser Zahl sind allein 635 Geld- oder Gefängnisstrafen unter sechs Monaten sowie Maßregelungen nach dem Jugendgerichtsgesetz enthalten. Demgegenüber werden nach zuverlässigen Schätzungen — genaue Zahlen fehlen da bezeichnenderweise — Jahr für Jahr durchschnittlich 10 000 staatsanwaltschaftliche Ermittlungsverfahren gegen „Kommunisten“, Ostermarschierer und andere „Linkskreise“ eingeleitet. Sie führen in sehr vielen Fällen zu harten Gefängnis- und Zuchthausstrafen, die in schroffem Gegensatz zu den milden Urteilen über echte Straftaten Rechtsradikaler stehen.“

(Götz-Dieter Nerlich in „Metall“, Frankfurt, 5. 4. 66)

„Schlagt die Linke!“

(Deutsche National- und Soldatenzeitung vom 10./11. 3. 66)

„Die Kraft, die aus der gewachsenen Einheit unseres Volkes fließt, läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Sie stellt das größte Kapital unserer Wiedervereinigungspolitik dar . . .“

(Ludwig Erhard am 22. 4. 66)

„Der Unternehmer muß sich als Schlüsselgestalt der künftigen gesellschaftlichen Ordnung empfinden . . .“

(Albrecht Pickert vor dem Arbeitskreis „Der Unternehmer in Wirtschaft und Gesellschaft“ auf dem Wirtschaftstag der CDU in Düsseldorf, am 31. 3. 65)

„Wir können es uns nicht leisten, auf eine Reform der deutschen Demokratie zu verzichten.“

(Ludwig Erhard auf dem 13. Parteitag der CDU in Düsseldorf am 31. 3. 65)

„Dieses Modell ist nicht mehr der liberale Verfassungsstaat mit seinem parlamentarischen System.“

(Rüdiger Altmann, „Das Erbe Adenauers“, München 1963, S. 138)

„Um die Überführung der Bundesrepublik in einen neuen Verfassungszustand zu rechtfertigen, ist ein Stab von Wissenschaftlern und Publizisten am Werk, von denen einige auch offiziell als geistige Väter oder Mitverfasser des Formierungsplans vorgestellt werden. Zu diesem Gehirntrust zählen vor allem die Professoren Goetz Briefs (Washington/Berlin) und Eric Voegelin (ehemals Washington, jetzt Ordinarius für politische Wissenschaften an der Universität München), des weiteren der Publizist Rüdiger Altmann und Dr. Josef-Hermann Unland.“

(Reinhard Opitz: „Der große Plan der CDU: die ‚Formierte Gesellschaft‘“, Sonderdruck aus „Blätter für deutsche und internationale Politik“, Heft 9, 1965)

„Das eine jedenfalls ist gewiß: Das Zeitalter des Liberalismus, des freizügigen Individualismus, ist vorüber.“

(Ludwig Erhard im März 1933)

„Ein integrierter Diktator wie Branco ist uns lieber als korrupte Demokraten, die nur ihre eigenen Taschen voll haben.“

(Werkzeug-Firma Belzer, Wuppertal, über den brasilianischen Diktator Castello Branco. In: Capital, I, 1966, S. 33)

„Die Führung einer Volksaktiengesellschaft wie der Preussag, des Volkswagenwerks oder der VEBA braucht nicht nur einen cleveren Wirtschaftler, sondern

auch einen Volkstribunentyp, der mit der zersplitterten Menge Mensch rechnet, der der Vielheit der Aktionäre ein Führer ist.“

(Minister a. D. Hermann Schäfer und erster Vizepräsident des Bundestages. Nach: *Capital*, 3, 1966)

„Damit eine freie Gesellschaft als Gesamtbetrieb ohne Gesamtunternehmer funktionieren kann, bedarf es der demokratischen Verfahren von Konferenzen, Besprechungen, Auseinandersetzungen, Verhandlungen und Übereinkommen unter den Teilunternehmern des Gesamtbetriebs. Wenn der demokratische Prozeß unter den Teilunternehmern nicht zu Lösungen der ständig anfallenden Probleme führt, so daß das Gesamtunternehmen stagniert und die wirtschaftliche Existenz der Gesellschaftsmitglieder, etwa durch steigende Arbeitslosigkeit, ernsthaft gefährdet ist, dann bleibt als Alternative nur die Einsetzung eines Unternehmers für den Gesamtbetrieb — und das heißt der Übergang von der politischen Demokratie zu irgendeiner Form autokratischen oder totalitären Regimes.“

(Professor Eric Voegelin: „Die dritte Phase der Industriegesellschaft“. In: „Gesellschaftspolitische Kommentare“, No. 11/65 vom 1. 6. 65)

„Wir Unternehmer, die wir als Einzelne Verantwortung und Risiko tragen müssen, sehen die Gefahr einer Verformung der Gesellschaft klarer und schärfer als andere...“

(Dr. Dr. Ernst Schneider, Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages vor dem Arbeitskreis der CDU „Der Unternehmer in Wirtschaft und Gesellschaft“ in Düsseldorf am 31. 3. 65)

„Die negative Einstellung einer um Macht kämpfenden intellektuellen Schicht — nicht nur hier in Deutschland — beruht auf einer sich verführerisch gebenden Gesinnungstechnik; doch ist diese Gesinnung, die zum in der Tradition des Humanismus, zum Teil des Materialismus bzw. Marxismus wurzelt, in keiner Weise durch die Verpflichtung zur Verantwortung gebändigt oder gelenkt. Der Intellektuelle kommt vom Rationalen her, die Sphäre der Wirtschaft ist in hohem Maße irrational. Das Unwägbare, das nicht zu Berechnende bestimmt die Beziehungen zwischen den Menschen. Der Herrschaft der Intellektuellen, ihrer häufig unheilvollen Herrschaft, kann nur begegnet werden, wenn wir in unserer modernen Welt wieder die Kraft zum Ideal aufbringen.“

(Albrecht Pickert vor dem Arbeitskreis der CDU „Der Unternehmer in Wirtschaft und Gesellschaft“)

„Die Ablehnung eines einseitig rationalen Bildungsverständnisses kann sich auf das unbestreitbare Argument stützen, daß durch den Umgang mit der Kunst und

vor allem mit der Musik erst jene Kräfte des Geistes und der Seele geweckt werden, die eine allseitige Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten verbürgen... Ich bin mir bewußt, daß die Auswahl zeitgemäßer Chorliteratur nicht leicht ist. Gerade hier gibt es aber noch einen Bereich, in dem ich an die Verantwortung der Sänger gegenüber der jungen Generation appellieren möchte: die Erhaltung und Pflege vaterländischer bzw. heimischer Lieder.“

(Heinrich Lübke am 20. 3. 66 bei der Verleihung der Zelter-Plakette.)

„Die große Erziehungsaufgabe, die dem Unternehmer... in seinem Betrieb gestellt wird, kann nur gelöst werden, wenn es ihm gelingt, eine Basis wirklichen Vertrauens herzustellen. Auch hier gilt es wieder, das Irrationale dem Rationalen, dem dialektisch oft Überlegenen gegenüber durchzusetzen.“

(Albrecht Pickert vor dem Arbeitskreis der CDU „Der Unternehmer in Wirtschaft und Gesellschaft“)

„Eine Gesellschaft braucht aber, um handlungsfähig sein zu können, allgemeinverbindliche Ziele, d. h. solche, die für alle Angehörigen dieser Gesellschaft gelten. Solange eine Gesellschaft gesund ist, erwarten oder fordern diese daher mehr oder weniger deutlich, daß ihnen ihre führenden Politiker bzw. die politischen Führungsgruppen gesamtgesellschaftliche Ziele zeigen und ihnen sagen, an welchem geschichtlichen Ort die Gesellschaft steht.“

(These zwölf der Formierten Gesellschaft)

„Je deutlicher sich die Bindung des deutschen Volkes an seinen Staat, an sein Vaterland ausprägt, je gesammelter und geschlossener sich Deutschland der Welt präsentiert, um so mehr wird diese bereit sein, uns zu verstehen.“

(Ludwig Erhard auf dem 13. Bundesparteitag der CDU in Düsseldorf, am 31. 3. 65)

„Gewerkschaften und Unternehmerverbände sind als Sozialpartner dazu da, für den notwendigen Interessenausgleich zu sorgen. Hier liegen ihre Aufgaben... Die Wirtschaft und ihre Organe dienen Staat und Volk, nicht umgekehrt.“

(Aus dem Manifest der NPD des Jahres 1965)

„US-Firmen: am deutschen Geld genesen.“

(*Capital*, 3, 1966)

„Die Chancen der Unternehmer, endlich in Deutschland ein sicheres Image aufzubauen, sind groß.“

(*Capital*, 1, 1966)

„Die Nationaldemokratische Partei (NPD) propagiert ‚Wirtschafts-Nationalismus‘ — gegen Überfremdung, ‚deutsch kaufen‘, Entlassung von Fremdarbeitern, gegen Warenhäuser, Industriekonzerne, Großbanken zur Sicherung des mittleren und kleinen Unternehmers. In Frankfurt werden z. B. die U-Bahn-Geschädigten von NPD-Vertrauensleuten ‚bearbeitet‘. Beobachter rechnen schon mit dem Einzug der NPD in den nächsten Bundestag (über 5 Prozent).“

(*Fuchsbriefe, Bonner Privat-Informationen*, 14. 4. 66)

„Da dieses Jahr der 1. Mai auf einen Sonntag fällt, kann das Hochfest des Hl. Josef, des Arbeiters, auch im vollen Glanz der Liturgie begangen werden . . . Immer würde er den Arbeiter zum Maßhalten, zur Einfachheit und Zufriedenheit, zu einer vernünftigen Sparkamkeit im Gebrauch der materiellen Güter angehalten haben. ‚Spare in der Zeit, so hast Du in der Not.‘“

(*Praedica verbum. Zeitschrift für Prediger*, No. 5, Mai 1966, Donauwörth)

„Im dritten Reich wurden die Unternehmer mit einer Reihe von wichtigen und delikaten Aufgaben betraut. Die Konsequenzen folgten nach dem Zweiten Weltkrieg.“

(*Capital*, 1, 1966)

Anton Bouvier
Muzes Flöte und Kleists Pistole

für Robert Wolfgang Schnell

Der fängt nicht erst an, wird gerade fünfzig Jahre; ist immer an einem Ende, weil man ihm Etiketten aufgeklebt, die Schelle umgehängt hat: Bierbankpoet, aller bösen und seligen Zecher Bruder; Kreuzberger Hinterhofsänger, also Berliner Barde; und letzter westdeutscher Literaturmarxist, voll ewigem Hunger, Durst, Sehnsucht.

Sind es nur solche Klassifizierungen, hat dieser Mann nicht selbst genug geklingelt, das Mäusevolk zum Rennen gebracht? Man kennt Schnells große Schau nach dem 20. Bier, nie wiederholt, nicht aufzuzeichnen: seine Hymne auf Rot z. B., als Leben, Zustand, Richtung, Hoffnung; man sieht ihn „durch die Nacht gehen im Kneipenschritt“, durch die Provinzen reisen, um mit Freunden zu reden und sich von Freundinnen zu trennen. In einem seiner Bücher gibt es den schon berühmten Literaturverweis auf „Neuwieder Lokusinschriften“. Also: ein Gaukler am Abend, rubriziert, abgetan?

Er ist ja nicht unbekannt, genießt kleinen Ruhm als Regisseur, Schauspieler, Musiker, Maler, Schriftsteller. Die Ausstellungen sind besucht von der Heimatstadt Barmen bis zum Wahlmizil Berlin, wo er mit Günter Bruno Fuchs die Galerie „Zinke“ gründete und wieder aufgab. Aber die Leute geben für durchdringende Traurigkeit kein Geld her, das ist verständlich, wenn man Bilder sieht wie: „Zwei Leute, die aufs falsche Pferd gesetzt haben“, „Anbetung des Schweines“ oder „Die Welt des Hundes“. Literaturpreise sind ihm sicher, doch wer kauft hierzulande deshalb ein Buch mehr, besonders wenn es „Mief“ heißt? Brecht neidete ihm sein Gedicht „Liebe“, aber die Nach- und Mitläufer sind durch den großen Ruhm des Toten gegen die lebenden Kämpfer ungerecht geworden. Alle großen Zeitschriften drucken Schnell, sein bisher einziger Roman „Nachschlüssel zum Berliner Leben“, wird wie eine Kuriosität benutzt; ja man hat sich offiziell nicht gescheut, diesem Mann „Verdienste um die Berliner Kultur“ zu bestätigen. Doch darin liegt die schlimmste aller Etikettierungen, mit denen man wegstellt, wegschließt: ein Universalgenie sei er, unter seinen Talenten erstickt, wie jener berühmte Solon Islandus, der alles konnte und es zu nichts brachte.

Jetzt ist das dritte Buch erschienen: „Muzes Flöte“. Der Verlag hat alles getan, um Vorurteile zu nähren. Frakturüberschriften sollen auf das präziös und kulinarisch Antiquierte hinweisen, Zeichnungen auf des Autors andere Talente. Viele Geschichten und Gedichte sind bekannt, weil schon früher gedruckt. Also eine

Sammlung, Buchbindersynthese, etwas Kommerzielles, das man ruhen lassen kann?

Nein! Man muß neu lesen, im Zusammenhang, darf sich auch von den dunklen Titeln nicht abschrecken lassen. Es gibt da skurrile Geschichten wie „Straßenbahn und Kuckucksuhr“; andere sind selbstanalytisch-makaber, z. B. der „Mord unterm Mond“. Das alles ist Vordergrund, wenn auch für's Ganze wichtige Haut. Darunter drängt etwas vor, das mit Unterhaltung und persönlichem Schicksal, mit Berlin und Provinz nichts zu tun hat. Schnell schreibt seine Geschichte und insofern er sich selbst schreibt, schreibt er nach Lichtenberg'schem Gesetz gut. Aber indem er seine Wahrheit aufzeichnet, spiegelt er die Realität einer Klasse und ihre Gesellschaft. Die Wirklichkeit im Deutschland zwischen erstem Weltkrieg und letztem Wirtschaftswunder wird hier künstlerisch typisiert. Sicher hat dieser Mann nicht weniger Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit gehabt, als die Menge derer, die nur darüber reden. (Schnell, der sich erfreulich ungern theoretisch äußert, hat dazu in seinem letzten Ausstellungskatalog geschrieben: „Mir ist immer zu warm, das kommt aber nicht von zu hohem Blutdruck. Es ist die Menge der Eindrücke, die Mühe, sie zu sortieren und brauchbar zu machen.“) Aber die Hauptschwierigkeit, daß Wahrheit mit der Synthese von individuellem Glück und gesellschaftlichem Fortschritt zu tun hat, hat Schnell gemeistert: Er gestaltet gerade dieses Nichtgelingen ohne gekünstelte Vermittlung und appellierend.

Mit dem ersten Gedicht des neuen Bandes wird das große Thema angeschlagen. Über „Lachen und Weinen“ heißt es mit dünnen Worten:

„Wir waren lustig
vor einem Schaufenster mit kopflosen Puppen,
vor einer Bude mit Mißgeburten,
in einem Kino mit ernstem Film,
beim Hungerkünstler, der mit Kopfschmerzen lag.

Wir fühlten gar nichts
beim Anblick der Bettler,
beim Lesen der Unfallstatistik,
vor den Stempelstellen der Arbeitslosen,
bei den Prozessen der Gerichte.

Wir weinten bei einem Vers von Hölderlin.“

Aber das natürliche Lustigsein, das sich immer auf den Jahrmarkt des Lebens bezieht, verliert den einfältigen ersten Anschein beim Nachdenken. Der Hungerkünstler, der mit Kopfschmerzen lag, ist — versteckt aber deutlich — Kafkas Gleichnisfigur, die von der Welt um ihren Lohn betrogen wird. Kafkas Hungerkünstler sagt vor dem Ende, ich mußte hungern „weil ich nicht die Speise finden

konnte, die mir schmeckt. Hätte ich sie gefunden, glaubt mir, ich hätte kein Aufsehen gemacht und mich vollgegessen wie du und alle.“ Die richtige Speise, das sind die wirklichen Bedürfnisse; ihr Fehlen sollte allen den Kopf zerbrechen. Da gibt es eigentlich nichts zu lachen. Die Gesellschaft ist in Unordnung geraten! Bei Schnell ist das Lachen vergangen, aber die schöne und alberne Seele kann selbst bei wirklichen Bettlern, statistisch Umgebrachten, Arbeitslosen und Verurteilten nichts mehr fühlen. Gibt es die denn, im Wirtschaftswunderland? Ja antwortet der Schriftsteller, die gibt es. Und dann holt Schnell aus: nicht zu einer billigen Phrase gegen Hölderlin und die mißbräuchliche Benutzung seiner Verse; sondern zu dem Hinweis: ihr könnt also weinen über in Kunst reproduzierte Wirklichkeit. Wohlan denn, Kunst: spiegele unsere Wirklichkeit so, daß man nicht mehr nur über sie weint.

Die Kommentare zu diesem Text folgen in dem Teil „Verhängnis der Zeugung“. Das sind Erinnerungen an die Herkunft, Klassengenossenschicksale (und in der Schulklasse reflektiert sich stets die gesellschaftliche Klassengeneration). Aber die Mitschüler sind tot und für Deutschland ist das Klassenziel nicht erreicht worden. Schnell drückt das einmal individuell aus, wenn er auf seine wuppertaler Heimat kommt und sagt:

„ich,
Kind des schmutzigen Flusses,
dem er geduldig die Hand spült
mit seiner letzten Reinheit“;

in einem anderen Gedicht allgemein:

„hier unter dem Rasen zu denken,
ich hätte auch ganz anders leben können,
treibt mir das Blut durch die Adern.“

Dieses Muster, das Individuelle als Grundlage zu nehmen, aber sehr schnell von da in ein konkretes Allgemeines überzugehen, charakterisiert das Buch. Man kann an keiner Stelle als individuell unverbindlich abtun, was im nächsten Satz den Leser selbst umfaßt und beansprucht. Das trennt Schnell positiv von dem Mann, der ihm in der modernen Literatur am nächsten kommt, Franz Jung und seinem „Weg nach unten“. Dort ständige und exhibitionistisch eingestandene Niederlagen eines Charakters an den Zeitumständen, mit der Quintessenz: ob für die Zeit oder gegen sie, ob progressiv oder reaktionär, der Mensch hat keine Möglichkeit der guten Ordnung für sich und schon gar nicht für die Gesellschaft; hier die Beschreibung einer deutschen gesellschaftlichen Misere im einzelnen Lebenslauf mit dem Ergebnis „Nicht alles beim alten zu lassen ... übler als hier und jetzt kanns nicht kommen“ (Scheerbart als Begleiter).

Exemplarisch ist die große Geschichte „Ohne Trost“, Lebenslauf eines Mädchens aus reichem Hause, das früh von einem Playboy mit Staatsexamen verführt

wird, dann mit einem verheirateten Mann in 72 Stunden erfährt, was Leben sein kann und — als dieser im Hitler-Deutschland aus politischen Gründen umkommt — im Hause der Tante in der Schweiz zwischen Stehbortenkrägelchen und Fischgrätenmoden verkommt. Die Zeichnung ist höchst individuell und doch kommt keine Rührung auf, Identifikation ist nicht möglich. Spätbürgerliches Geraunze von der Geborgenheit in der Familie wird rücksichtslos desillusioniert, ein Überindividuelles deutet sich durch die Hilfe des Mannes für Naziverfolgte an, durch Liebe, kann sich aber unter den gegebenen Verhältnissen nicht durchsetzen. In dieser Geschichte steckt der Kommentar zum Hölderlin-Vers. In öden, zeitfernen Altedamenkränzchen im politischen Windschutz schweizer Neutralität wird Klopstock rezitiert: „Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht“. Eine größere Verhöhnung derer, die opfern und kämpfen weil sie lieben wollen, gibt es nicht.

Hier klingen Cembali und Gamben, aber wie in der schönen Erzählung von Buzzatti sieht man im Geist diese Menschen noch lauschen und spielen, wenn ihnen die Flut schon an den Stehkragen geht. Das ist Kultur als Alibi, als Korsett allenfalls, als Totentanz: die doppelten Tränen „bei einem Vers von Hölderlin“. Für dieses Mädchen gibt es keinen Trost, für ihre Gesellschaft keine Rettung. „Habe ich gleich auf meinem Spaziergang Mut, springe ich in den See, habe ich keinen Mut, werde ich bald einen Musikliebhaber aus Tantes Salon heiraten. In beiden Fällen wird man nichts mehr von mir hören.“

Immer drängender wird das gesellschaftliche Schicksal. Das wird an Weimar in knappster Formel demonstriert: „Ich war gegen den Kaiser, aber die Sozis erschreckten mich. Dann entflammte mich Stresemann. Hitler haßte ich. Die Amerikaner sind mir unheimlich. — Ich glaube, ich bin nichts als ein alter Mann.“ (Onkel Rudolf.) Mit dieser politischen Abkürzung werden unsere cleveren jungen Leute kaum etwas anfangen können, weil heute keiner sein Schicksal mit der Geschichte wirklich in Beziehung setzt. „Ohne Trost“ das ist das Urteil Schnells über seine Gesellschaft und über uns! Um es noch deutlicher zu machen, läßt der Autor es auch nicht an Typen der Unpolitischen fehlen. Entflammte sich der eine noch an Stresemann und haßte Hitler ohne andere Folgen, als der veränderten Gegenwart verständnislos gegenüberzustehen, so kann ein anderer Pensionär überhaupt nichts mehr denken, weil er politisch kastriert worden ist: „Nach dem Abendessen höre ich eine Stunde Radio, aber die bringen ja auch nichts Gescheites, kein Heimatlied und nichts. Und dann kommt die langweilige Nacht.“ (Die Nacht.)

Sind das überhaupt Erzählungen? Wenn man Schnell lesen hört, glaubt man es. Er hat den Atem des großen Erzählers; seine Körperlichkeit, sein Organ füllen die skelettartigen Prosastücke. In Wirklichkeit haben wir es mit Geschichten zu tun, die jeder erlebt, deren Lücken jeder von uns mit seinen Erfahrungen füllen muß. Geschichten wie sie Schnell immer wieder, beileibe nicht durchgängig, gelingen, gibt es sonst in der deutschen Literatur der Gegenwart nicht. Geschichten

geschichtet aus Geschichte in ihrer bittersten, verzweifeltsten, ihrer deutschen Form. Neulich konnte man in den Neuen Deutschen Heften lesen: „Sind die Bären glücklicher geworden.“ Im Buch zeigt sich durch den Zusammenhang erst der Sinn dieser Geschichte eines Verrückten, der Symphonien komponiert hat, der im Leben nicht zurechtkommt, Symphonien im Kopf an der Möglichkeit verzweifelt, sie übers Studium hinweg zu retten, der ausbricht, auf der Reeperbahn immer weiter hinunterschlittert, schließlich Bärenführer wird und als kleiner Klavierlehrer in der Heide endet. Alle Menschen haben einen Sparren, eine Symphonie im Kopf, die nie gespielt werden wird und die doch diese Welt wäre, wie sie besser sein könnte. Alles, meint Schnell, und immerzu alles kommt darauf an, eine Symphonie im Kopf zu haben und dann nicht zu platzen und dann nicht erschossen zu werden, den Traum vom Glück zu behalten, zu fühlen, daß es besser sein könnte ohne noch zu wissen, wie es zu erreichen ist. Eine schwerhörige Alte zeigt in der Geschichte an, was gemeint ist: sie setzt auf den Wahrschein bei der Reichspräsidentenwahl in die freie Zeile unter Hindenburg und Thälmann den Namen unseres Kopfsymphonikers. Schnell fährt fort: „Aber das nutzte alles nichts.“ Nein, so direkt geht die Vermittlung zwischen Kunst und Politik nicht. Aber Schnell gibt nicht auf; der Klavierlehrer läßt zwar am Ende „alte Männer den Wald und die Sterne besingen, ehe sie zu Bier und Schnaps übergehen.“ Aber die Geschichte schließt: „Um drei Uhr kommt Ute, ein begabtes Mädchen von zehn Jahren.“

Das Ganze ist eine Huldigungssymphonie für alle Figuren, die im Recht sind, ohne sich befreien zu können: den Nachbarn, die der lauten Musik als Störung abklopfen, dem langweiligen Klavierlehrer der Jugend, Wilhelm dem Lastfahrer, der zur Abfahrt verhilft, dem Großfreiheits-Säufer, bei dem der Held durch Kurbelschwünge am Okularium das Publikum an unseriösen Bildern teilnehmen läßt, selbstverständlich dem überall gegenwärtigen Publikum, das auch die andere Hälfte der Schweinerei sehen will und deshalb willig nachzahlt, den schwarzen Tänzerinnen die den Kopfsymphoniker realistisch anschwärzen, und ihn in jeder Hinsicht die Flöte blasen machen, Huldigung an den alten Tanzbärenführer in Marseille, den Bären und den französischen Bauern, der ihn in der Scheune erschießt, die geschwängerte Bauerntochter, die alsbald nach der Hochzeit ihrerseits einen Sparren entwickelt, dem Kind, dem hochsteinischen Magerkäs, der Wanderschaft, den Falten in jedermanns Gesicht. Jede Episode in dieser Geschichte ist eine negative Huldigung mit dem starken, nicht mehr versteckten Antrieb: soll das alles sein, Männerchor und ein paar Ohrfeigen wegen der deutschen Kapitänsfrau und gestohlenen ‚neuen‘ Schuhen. Das kann nicht sein, muß doch anders werden. Gibt es keinen Platz für den Mann, daß er seine Symphonien schreiben kann, daß die Leute, die sie hören selber Einfälle, Ideen, Gedanken, Weiterungen haben, daß es endlich ein menschenwürdiges Leben geben kann. Das ist Geist vom Geiste des frühen genialen Boris Pilnjak, der seine verlausten und versoffenen Helden in einer alten Ziegelei die Revolution

hochhalten läßt; und der seinerseits dies Anarchistenpack preist als Ausgangspunkt für wirkliches Leben, gegen das, was am Ende bisher noch bei jeder Revolution herausgekommen ist: gelecktes, reglementiertes, verordnetes, graues Sozialleben.

Es folgt, wieder durch retardierende Parlandi unterbrochen — denn das Ganze ist klassisch komponiert — der „Anfang einer Lebensbeschreibung: Wir alle stehen auf dem Markt.“ Das ist ein Stück, das auf den geplanten autobiographischen Roman von Schnell „Erziehung durch Dienstmädchen“ gespannt macht. Man muß lesen, wie der Zechendirektor dem böhmischen Sänger das Dienstmädchen aufzwingt, wie dieser Vater sich totsäuft, weil er alles hassen muß, was über den Bergmann hinaus ist. Die ganze Katastrophe der Verpflanzung agrarischer Schichten in hochindustrialisierte Verhältnisse ist in den Satz zusammengefaßt: „Auch meine Mutter beleidigte ihn unausgesetzt durch ordentlichen Haushalt, den Versuch, die Kinder zu hüten, sie immer zur selben Stunde zu waschen und zu nähren. Und vor allem beleidigte ihn, daß sie immer wieder die Löcher in seiner Jacke flickte.“ Dann fällt der Bruder 1942 und die Mutter sagt: „Wie ich den Kurt als Säugling jeden Tag im Spülkump gebadet habe, hat Vater immer gesagt: Wat wäscht du den Jung dauernd? Wo der verreckt, da gibts kein Waschwasser! Der kalte Winter. Ich habs auch schwer gehabt, aber der Kurt — war nichts als arbeitslos und Soldat . . . und jetzt kommt er nicht mehr wieder.“ Der Held bleibt auch arbeitslos, sogar ohne Lehrstelle, singt in 2. Klasse-Abteilen, wird von einem homosexuellen Opernsänger ausgebildet, überdauert den 2. Weltkrieg als Bassist in Liegnitz, wird Serienmaler im Ruhrgebiet, zur Währungsreform kleiner Markthändler und an Büstenhalterübergrößen reich. „Mittlerweile hat sich ja herumgesprochen, daß es gleichgültig ist, womit man sein Geld verdient.“ Wiederum ist in einem abgekürzten Lebenslauf die Sozialgeschichte Deutschlands konkret geworden. Der Held hat zwar Erfolg, aber in einer korrupten Gesellschaft, wo die Mittel zum Gelderwerb gleichgültig geworden sind. Der Vater macht dafür die Ordnung überhaupt verantwortlich und bleibt böhmisch-hussitischer fröhlicher Revolutionär. Die Mutter versucht die Anpassung ans neue Milieu und den kleinen Aufstieg für die Kinder. Aber es zeigt sich wie in Brechts ‚Courage‘, daß alle mütterlichen Tugenden und Schlauheiten nicht ausreichen. Beide Söhne verkommen, der eine im Nazikrieg, der andere am Kapitalismus — man weißt nicht, was schlimmer ist. Und doch wären, auf vielen Stufen dieses Lebenslaufes die Möglichkeiten gewesen, Zustände zu erreichen, die diese Biographien sinnvoll gemacht hätten. Schnell hat sich versagt, diese Stellen zu markieren.

Wenn man vergleichend kontrollieren will, muß man schon die großen Erzählungen von Anna Seghers heranziehen.

Als versteckter Schlüssel zu allen Produktionen, die Schnell in diesem Band zusammenfaßt und zugleich als Muster seiner Kompositionstechnik erweist sich das Gedicht „Nacht“:

Voller Entzücken steh ich
vor Lenzens dunkler Moskauer Nacht,
nach all meinen Wüstenwegen, Totenhäusern
und leeren Bechern,
möchte ich, daß auch ich es hätte vollbracht.

Niemand braucht das Feld zu kennen,
in dem ich der Schnecken Bruder geworden,
Verscharrt wie Mozart, Kleists Pistole,
Heyms Vergurgeln in Eis und Wasser,
nichts anderes als gnädiges Morden.

Endlich erlöst sein, vergangen, vergessen,
Jetzt könnt ich noch mit einigem Ansehn verschwinden,
man erlasse mir Untergang, den Singsang
Trost, und Furchen und Schrunden.

Auf den ersten Blick zeigt sich nur subjektive Reflexion eines Mannes, der schwer mit Geschichte und ihren Ansprüchen beladen sich davonmachen will, man denkt an Benn, an Pavese. Aber dann rollt sich das Gedicht von der letzten Zeile her wieder auf: objektiv ist es nichts mit dem Verschwinden; Lenz starb in Moskau, dem schon auserwählten 3. Rom, dunkel, während in Paris die große Revolution den Beginn des Reichs der Freiheit im Sturm auf die Bastille und noch in den mit Köpfen gefüllten Körben unter der Guillotine anzeigte. Subjektiv möchte man sich vor der Revolution drücken, das Gesicht wahren, seinen zwei Zeilen in der Literaturgeschichte zustreben. Aber 1789 hat es für Lenz, 1917 für uns und — wer weiß — Hanoi 1966 für unsere Kinder gegeben. Gnädiges Morden heißt Schnell den Untergang der großen humanistischen Künstler in ihrer Individualität und nennt Mozart, die Vollendung der Aufklärung (Lukács), Kleist, an den die niedergehende Spätentwicklung der deutschen Literatur anknüpft und Heym, den Philister, bei dem das Rütteln an der selbstverschuldeten Unmündigkeit der literarischen und gesellschaftlichen Entwicklung Deutschlands zum Beispiel wird, wie man — allerdings folgenlos — ausbrechen kann. In dieser Abstufung sind für Schnell die Namen durchaus nicht gleichrangig: ein absurder Zufall ist Heyms Vergurgeln, so wie sein Leben und Werk. Bei Kleist ist nur das Selbstmordinstrument erwähnt: es geht nicht um Zufall, sondern erkannte Notwendigkeit. Kleist konnte den Schritt von seiner junkerlichen Vergangenheit, seiner Tradition weg zu den sich anbahnenden Möglichkeiten des aufsteigenden Bürgertums nicht machen. Kleists Pistole ist nicht die Waffe der galanten Duelle und der Ehrenhändler im Rokoko, bezeichnet vielmehr: die Selbstvernichtung des deutschen Geistes, die immer wiederholte Tragödie der verpaßten deutschen Revolution. In einem anderen Gedicht „Ostern 1948 an Kleists Grab“ heißt es:

„Auch ohne die Repetier-Pistole
war das ganze leere Elend
um diesen eckigen Stein.
... der Wind schrie von Toten
ohne Auferstehung und tieferen Traum.“

Natürlich gab es zu Zeiten Kleists keine Repetierpistole. Aber Schnell geht es gar nicht um diese Art von historischem Naturalismus. In diesem Repetieren liegt: Geschichte nachholen, lernen, es nie wieder so weit kommen lassen, daß in der Ungleichzeitigkeit von europäischer Entwicklung deutsches Schicksal — und nicht nur für den Dichter — negativ wendet, zum Verhängnis wird. Und in diesem Repetieren liegt: dialektisch auch: daß gerade dieses Verhängnis, sich heute für uns alle wiederholt im Ausweichen vor den wichtigen gesellschaftlichen Entscheidungen ins Private, das dann Schicksal wird.

Wie als Beleg hat Schnell die Titelgeschichte geschrieben und sie eben jenem großen Literaturhistoriker gewidmet, der uns die Tragödie Heinrich von Kleists im Zusammenhang der deutschen politischen Geschichte klargemacht hat: Georg Lukács. Es geht um einen empfindsamen Mann, der Hölderlin nie zu Ende liest, weil er vor Begeisterung stets weinen muß. Folgerichtig bezeichnet er in einem Schulaufsatz den Selbstmord Werthers als hirnerkrankten Unsinn und muß dann Banklehrling werden. Im Krieg kommt sein Freund Muze neben ihm um, der den Hyperion vertonen wollte und die Flötenstimme schon geschrieben und oft vorgespielt hatte. Unser Mann überlebt, wird wieder kleiner Bankangestellter, tritt — aus dünnem Protest gegen die Verhältnisse — in den DGB ein, paßt sich aber der Familie und Gesellschaft doch an: seinen Interessen kann er nur nachgehen, wenn er Sonntags die Frau mit den Kindern in den Gottesdienst geschickt hat. Der Personalchef sagt ihm: „Nun müssen sie die Vergangenheit endlich überwinden! — Aber tue einer was gegen sein Gefühl: Wenn ich Liebknecht lese, höre ich immer Muzes Flöte dazu.“ Goethe sagte 1829 zu Eckermann, Mozart hätte den Faust komponieren müssen. Muze hätte den Hyperion vertonen können; so reproduzieren sich die deutschen Verhältnisse auf stets niedrigerem Niveau. Muzes Flöte, das wäre die Antwort auf Kleists Repetierpistole, die Aufhebung der gesellschaftlichen Widersprüche. Es müßte, meint Schnell, Zustände geben, da die Vereinigung von Kunst und Leben nicht im absurden Tod, sondern im gesellschaftlich notwendigen Kunstwerk geleistet werden kann. Deshalb schließt das Gedicht über Kleists Grab mit dem einzigen An- und Aufruf des ganzen Buchs, der großen Huldigung für Berlin:

„Aber wer den Aufzug noch spürt,
das Salz im Brot,
das, was den Staub zur Straße bindet,
wendet den Blick von diesem Grabstein
und sieht sich furchtlos einfach um
nach jener grauen Stadt im Weiten.“

Zwischen Kleists Pistole und Muzes Flöte spielt sich die Tragödie einer ganzen Generation ab: des späten Bürgertums, das noch die Möglichkeit großer realistischer Kunst kennt und eines Sozialismus, der in seiner deutschen Form diese Möglichkeit verschüttet, jedenfalls erst nach weiten Umwegen wieder erhoffen läßt. In diesem Zwischenraum lebt und arbeitet der realistische Schriftsteller Wolfgang Robert Schnell. Er kann nicht zurück zu seiner Herkunftsklasse, weil es sie so nicht mehr gibt; er rückt nicht auf zu den offiziellen Vertretern des sozialistischen Realismus, weil er weiß, daß sozialistischer Realismus nicht ohne realistischen Sozialismus möglich ist. Schnell hält unerbittlich daran fest, daß Kunst mindestens mit Wahrheit zu tun hat, daß die kleine Wahrheit des individuellen Details hier und jetzt die große Wahrheit, die kritische, typisierende Widerspiegelung auch des Negativen einer Epoche nie erdrücken darf.

Schnell hat diese dialektischen Pole der Geschichte wie seiner Kunst sehr deutlich ausgesprochen: einerseits „ist da noch der Mensch mit seinen Irrtümern, seinen Grausamkeiten und seinen Vergnügungen. Der Mensch, dessen Rausch der Ver-zückung die Vorbereitung neuer Tragödien ist. Er besoldet strenge Wächter, die dafür sorgen, daß durch die Tore keinerlei Befriedigung seiner Wünsche Einlaß findet.“ (Der Fels im Mund, das ist Kleists Pistole;) „aber ich sah, wie zwei Hände sich ineinanderlegten, sah offenen Blick und gegenseitige Gewährung in den Augen. Ich sah es mit unwissendem Schrecken, darüber einen Himmel mit unendlichen Gesichtern, dennoch in einer Gestalt. Er weitet alles, dieser Entwurf zur Hoffnung.“ (Lyrisches Ich.) Das ist die Flötenstimme.

Aus Kleists Pistole repetierend lernen: nicht wiederholen, was doch unser Schicksal ist; Verhältnisse schaffen, in denen über Hölderlin nicht nur geweint wird, Muzes Flötenstimme nicht allein bleibt, endlich die Symphonie ertönt. Dazu kann uns Wolfgang Robert Schnell mit diesem Buch helfen.

Harald Hartung Lyrik als Warnung und Erkenntnis

Zur Zeitlyrik Erich Frieds

Wenn es kommt
kommt es wegen der Angst
wegen der Angst vor dem Denken
die mir Angst macht

I

1921 erschien bei Kurt Wolff ein Gedichtband von Ferdinand Hardekopf mit dem Titel „Privatgedichte“. Wie immer ihr Verfasser sie einschätzen mochte, das Insistieren auf dem Begriff des Privaten verriet, daß es diese unberührte Sphäre längst nicht mehr gab (falls sie überhaupt je existiert hatte). Es gibt keine Reservate mehr. Der Satz, wonach die Politik unser Schicksal sei, ist zum Kalauer abgesunken; und das Geheimnis des Dichters, das immer schon „heilig — öffentlich“ war, kann auf seine Öffentlichkeit, will sagen Verbindlichkeit nicht länger verzichten.

Die deutsche Lyrik war lang genug im schlechten Sinne „privat“ gewesen. In den dreißiger Jahren hatte sie die Flucht ins Private angetreten oder, bei den Begabteren, in die angebliche Objektivität der Natur. Das Kriegsende wurde — verräterisches Wort — als „Zusammenbruch“ erfahren und allenfalls mit subjektiver Zerknirschung beantwortet; häufig mit neuer Flucht, dem risikolosen Ausweichen ins Humane oder Religiöse. Die Rezeption der verbotenen oder verdrängten Vergangenheit, des Expressionismus, führte immerhin zur sprachlichen Differenzierung, schließlich aber zum Epigonentum: die formalen „Errungenschaften“, die nicht „errungen“, sondern übernommen wurden, blieben bloß formal, weil sie nicht auf die konkreten gesellschaftlichen Zustände bezogen wurden. Gleiches gilt für die Adaption der modernen französischen, englischen und amerikanischen Lyrik: wo der Bezug zur gesellschaftlichen Praxis fehlt, kommt es lediglich zum Leerlauf sprachlicher Tricks.

Die große Chance hieß Brecht. Sie wurde vertan, indem man ihm absah, wie er sich räusperte und spuckte, und in eine Macky-Messer-Romantik verfiel. Die wesentlichen Anstöße kamen von einzelnen, von Einzelgängern: Paul Celan, dem frühen Enzensberger, Erich Fried. In den fünfziger Jahren konnte man des

Harald Hartung: *Lyrik als Warnung und Erkenntnis*

öfteren Gedichte von Erich Fried in Zeitschriften lesen, Gedichte von einer neuen Ton- und Machart, einem ungewohnten persönlichen und gesellschaftlichen Engagement. 1958 erschien bei Claassen der Band „Gedichte“; und doch war die Resonanz, soweit sie sich in Sekundärliteratur spiegelt, nicht überwältigend. Unter den 53 deutschen Schriftstellern, die von ebensovielen Kritikern für einen Sammelband porträtiert wurden, ist Erich Fried nicht vertreten — warum fand ihn keiner der 53 Auguren wichtig oder interessant? Zu den wenigen, die mit Nachdruck auf den Lyriker Fried hinwiesen, zählt Ernst Fischer mit seinem Buch „Zeitgeist und Literatur“.

Daß Fried als Zeitlyriker nicht jene publicity genießt wie Enzensberger, hat auch Gründe, die außerhalb des Literaturbetriebes liegen, nämlich in der Dichtung selbst. Was bei Enzensberger noch konsumierbar ist, manieristische Eleganz und ironische Eloquenz, das fehlt bei Fried. Die Titel bereits sind weder elegant noch publikumswirksam. Wer seine Gedichtbände bescheiden „Überlegungen“ oder geradeheraus „Warnungen“ nennt, meint es auf unironische Weise ernst. Fried, das hat sich vielleicht doch herumgesprochen, ist kein Autor für Ästheteten. Sie würden auch mißtrauisch angesichts der Menge des Gebotenen: etwa 130 lyrische Texte, das stimmt verdächtig, hatte der große Gottfried Benn doch von jenem Halbdutzend gesprochen, das einen unsterblich machen könne. Frieds Lyrik ist ein Ärgernis jenen also, denen die Poesie beständig am Rande des Verstummens operiert. Man sieht: wir haben einen Dichter vor uns, der noch etwas zu sagen hat.

II

Das gibt Veranlassung, über das Ästhetische zunächst zu sprechen. Nicht weil es Fried an formaler Qualität mangelte, sondern weil seine literarische Technik mit dem kritischen Ansatz seiner Gehalte zusammenhängt. Fried hat als Lyriker eine Methode entwickelt, die Simplität und Vielfalt, Verständlichkeit und poetische Mehrschichtigkeit in sich vereinigt. Eine eigene Manier zu haben, gilt ja gerade den Verfechtern des Avantgardismus als Ausweis künstlerischer Potenz. Was bei Fried fasziniert, ist die Hartnäckigkeit, mit der er seine Methode als objektives Verfahren gegenüber dem bloß subjektiven der Manier durchspielt, ohne daß Monotonie oder Verärgerung eintritt.

Frieds Methode ist einfach und einsichtig. Das Spiel mit der Etymologie, mit Homonymik und Synonymik, mit tradierten bildhaften Redewendungen, bislang eher von Feuilletonisten und fragwürdigen Philosophen praktiziert, wird auf das legitime Gebiet der Lyrik übertragen. Sprache wird beim Wort genommen. Der Gefahr der engagierten Dichtung, Tendenz der Sprache aufzufropfen, entgeht Fried dadurch, daß Tendenz nicht mehr in die Sprache hineingelegt, sondern aus ihr herausgelesen, aus ihr entwickelt wird. Die sprachlichen Phänomene sind primär; die kritische Tendenz stellt sich ungerufen, ungezwungen ein, nur durch die Sensibilität des Autors leise gelenkt.

Gleich oder ähnlich klingende Worte werden kombiniert, in Gegensatz zueinander gebracht, mit, wiederum wörtlich genommenen Redewendungen verkoppelt: so entwickelt sich aus dem kritisch befragten, auf seine Assoziationsmöglichkeiten untersuchten Einzelwort die Reihung, der Vers, der Satz. Die Technik des Anklangs und der Feindschaft der Wörter treibt die Syntax aus sich hervor:

Verbrannt der Phönix im Nest
Krieg seiner Asche
Drei Tage dann kriecht der Krieg
als Wurm wieder aus

Das Gedicht heißt „Die Wiederkehr“, und Fried denkt an die Wiederkehr der Kriege als einen tödlichen Zirkel, den es zu durchbrechen gilt. Das Bild des aus seiner Asche verjüngt sich erhebenden Phönix stellt sich ein, die Assoziation „Friede seiner Asche“ wird kritisch umfunktioniert, das Verbum „kriechen“ verbindet sich mit dem Subjekt des Gedichts „Krieg“, der lautliche Anklang wird zum inhaltlichen, er treibt die Syntax voran: so gebiert die Sprache ihre Monstren.

Endlich mit Flammenstrahl
am Linsengerichtstag
verbrennt er das eigene Nest
und mündet im Wurm

Das Ende kehrt in den Anfang zurück und schließt den Zirkel. Die Darstellung provoziert die kritische Reaktion des Lesers. Die Warnung ist erteilt.

„Hat es auch Methode, ist es doch Wahnsinn“ — dieser Einwand trafe auf die surrealistische Assoziationstechnik zu. Frieds Poesie aber ist das genaue Gegenteil von Surrealismus. Es ist eine spielende Vernunft, die das Heterogene zusammenbündelt zu oft überraschenden, aber einsehbaren Vorstellungen und Bildern. So ist diese Schreibart nicht von der platten Verständlichkeit des oft Gesagten, des Auf-der-Hand-Liegenden; sie erfordert die Anstrengung der Phantasie und belohnt den Leser mit Einsicht. Diese Poesie ist, was von vielen Hervorbringungen nur behauptet wird, Information. Mit einem großen Teil moderner Dichtung hat sie den Charakter der Verschlüsselung gemeinsam. Aber der Schlüssel ist nicht etwa verloren oder — fataler noch — bloß dem Autor bekannt, sondern in jedem der Gedichte zu finden; gelegentlich weist das Gedicht den Schlüssel ausdrücklich vor.

Es wäre falsch, aus der Offenheit solcher Methode auf eine besondere Breitenwirkung zu schließen. Abgesehen davon, daß unter den Bedingungen des literarischen Marktes Lyrik als Vehikel von Aufklärung ohnehin nicht weit trägt, muß man unter Lyrik-Lesern mit geschmäcklerischen Einwänden rechnen, ja mit der direkten Unfähigkeit zu lesen, das heißt den Kontext der Worte zu realisieren. Frieds „Warnungen“ dürfen nicht in esoterischen Zirkeln hängenbleiben.

III

Jene kritische Befragung der Sprache, die Frieds Gedichte in ihrem poetologischen Ansatz verwirklichen, entspricht ihrem Gehalt, ihrer Tendenz. Daß diese Tendenz nicht auf primitive Zeigefingerdidaktik hinausläuft, bemerkt Fried ausdrücklich: „Nicht der erhobene Zeigefinger stand bei diesen Gedichten Pate, sondern das dumpfe Gefühl beim Erwachen und beim Nichteinschlafenkönnen, die nicht genau lokalisierbare Beklemmung, das Kopfschütteln, die Furcht und das Mitleid oder die Erbitterung beim plötzlichen Erfassen der Zusammenhänge zwischen verschiedenen Zeitungsnachrichten. Nein, Warnungen im Sinn einer festeingefahrenen Weltanschauung oder einer politischen Partei sind diese Verse nicht. Auch nicht engagierte Lyrik im engsten Sinn, nicht Gedanken und Bilder, die ich anderen aufdrängen will, höchstens solche, die sich mir aufdrängten, wenn mir vor funkelneuen Waffen, veralteten Gedankengängen und uralten Vorurteilen graute.“ — Man wird diese Selbstdeutung so nehmen müssen, wie sie gemeint ist: nicht als Abschwächung oder Rückversicherung, sondern als Bekenntnis eines Mannes, der ohne Scheuklappen und dogmatische Selbstbevorzugung die Dinge prüft, die auf ihn — und uns — zukommen. Dieses vergleichsweise subjektive Moment verbürgt die Ehrlichkeit seiner Kritik. Aber schließlich ist es immer die Sache, die sich uns aufdrängt, nachdem sie sich dem Autor aufdrängt. Der kritische Befund überzeugt, weil er nicht überredet. Die Zeit der lyrischen Agitatoren ist vorbei.

Deine Rede sei
ICH DU ER SIE ES
was darüber ist
das ist vom Übel
Wir sind die Wirrnis
Ihr seid der Irrtum
Sie sind
die Sintflut

Fried spricht in der „Einzahl“ (so der Titel dieses Gedichts); er spricht für sich und von Einzelheiten. Nichts schert er über einen Kamm. Das bedeutet nicht Standpunktlosigkeit, kein lyrisches Quodlibet, sondern deutet auf eine bewegliche, immer scharf eingestellte Optik, die ihren Fixpunkt nicht beständig nennen muß. Daß es diesen gemeinsamen Punkt gibt und daß Fried ihn nicht verschweigt, beweist sein Gedichtzyklus „Überlegungen“, dessen Thema der Sozialismus ist.

Erich Fried hat diese Gedichtfolge, besser dieses in spruchhafte Abschnitte gegliederte lange Poem Ernst Fischer gewidmet, dem Vertreter eines nichtstalinistischen, offenen Marxismus. So nimmt Fried auch, im Sinne Fischers, das entscheidende Problem des gegenwärtigen Sozialismus auf: seine Erstarrung im Dogmatismus.

Erkenntnisse wurden
zur Litanei der Erkenntnis
Hoffnung auf Freiheit
wurde zum Freiheitsglauben

Fried geht aus von der schon verschlissenen Metapher vom Bau des Sozialismus, um gerade an der abgenutzten Hülle die Aktualität der Idee zu erweisen. Er führt das Bild vom Hausbau durch, weiß aber auch, daß in einer bestimmten Situation, um der Wahrheit des Gedankens willen, das Bildverbot zu gelten hat.

Auch du hast Bilder gesehen
und gewußt daß wir Bilder brauchen
aber du hast zuletzt die Gedanken
nicht verwechselt mit ihren Bildern

Die Dialektik der Probleme entfaltet sich zwischen Liberalismus und Dogmatismus, zwischen Reformismus und Revolution. Die Priorität der zu verwirklichenden Utopie steht außer Frage — und sei es auf Kosten der Freiheit.

Wir lernten
das Streben nach Freiheit
unterbrechen
und zuerst ihre Fundamente
zu bauen
und später die Freiheit

Der begonnene Bau darf nicht zum Kerker werden — das ist an die Adresse der Stalinisten gerichtet. Noch verhängnisvoller wäre es, den Bau überhaupt aufzugeben und seine Fundamente zu sprengen — das an die Adresse derer, die von Freiheit reden, ohne die Bedingungen dafür zu schaffen. Kein Zweifel, Erich Fried ist Sozialist auch darin, daß er die Utopie nicht verabschiedet, sondern bedachtsam und kritisch auf die Arbeit ihrer Realisierung verweist. Stück 18 aus den „Überlegungen“ lautet:

Wenn Freiheit entsteht
in Zukunft
entsteht sie aus dem
was wir haben
Wir haben nicht freie Wahl
wie sie entstehen soll
Aus halber Unfreiheit wächst sie
gefährdet von halbem Wissen
Wer zuerst
auf alles kommen will
der kommt zuletzt
um alles

IV

Das ist weder vorschnelle Versöhnung, fauler Kompromiß, noch jene Skepsis, die, bar aller Idee, zynisch sich selbst verrät. Erich Fried nimmt in unserer Literatur eine besondere und einzigartige Stellung ein. Er war unbefangen genug, abseits vom sich selbst genießenden Literaturbetrieb und seinen Gesetzen sich eine ebenso persönliche wie verbindliche Methode zu schaffen und, darüber hinaus, sich verpönten oder unterschlagenen Gehalten zuzuwenden: dem Thema der Selbsterlösung der Menschheit.

Mit solcher Thematik steht Fried immer noch ziemlich allein; auch zu einer Zeit, da Höllerer, der esoterischen Schwindsucht des modernen Gedichts zu entgehen, das lange Gedicht empfiehlt. Womit werden die lyrischen Gartenzwerge und abstrakten Fliesenleger ihre langen Gedichte füllen wollen? Mit einem bißchen Symptomkritik ist es nicht getan. Das lange Gedicht hängt ab von einer fundamentalen Reflexion auf die Gesellschaft. Erich Fried tritt zu einem Zeitpunkt in ein (hoffentlich) weiteres Bewußtsein, da sich eine Veränderung des literarischen Klimas abzeichnet. Wir bedürfen der garstigen, der politischen Lieder. Erich Fried singt sie uns. Sie definieren sich durch das, was sie nicht sind:

Schweißtriefende Beschwingtheit
gepflegte Verzweiflung
wohlüberlegte Einfalt
verklüngelte Nächstenliebe
.....
sorgfältiger Urlaub
stilecht montierte Mystik
gekonntes Dunkel
konkretisiertes Zeichen
.....

Fried galt unter den Kennern lang genug als Eigenbrödlerr. Seine poetische Methode beweist, daß er wirklich „eigen“ ist, und, mehr noch, der Gehalt seiner Dichtung, daß es — sit venia verbo — Brot ist, das die einen nährt, während die andern an ihm die Zähne sich ausbeißen.

Harald Hartung

Erich Fried: „Warngedichte“; Carl Hanser Verlag, München 1964; 128 Seiten, 12,80 DM. — „Überlegungen“, Gedichte, ebendort, 24 Seiten, 3,60 DM.

Richard Hiepe
Pogrome, Eidgenossen und Genossen

Die einen zwangen sie, den gelben Stern zu tragen, die anderen stempelten ihnen ein großes J in die Pässe, worauf sie an der Grenze zurückgewiesen und doch den Weg des gelben Sterns nach Auschwitz und Theresienstadt gehen mußten — den diplomatischen Umweg gewissermaßen. Die einen rotteten aus, die anderen ersannen präzise Methoden für die Rückführung illegaler Flüchtlinge in das Reich der Ausrotter. Die schmachliche Haltung der sogenannten neutralen Staaten und Regierungen gegenüber dem Faschismus im allgemeinen und dem deutschen Rassenterror im besonderen ist historisch und literarisch genug enthüllt und angeprangert worden. Daß es in dem jüngsten Roman des 1927 geborenen Schweizer Dichters wohl zum ersten Male um die Kriechübungen der bürgerlichen Schweiz vor Hitler geht, die Hunderttausenden jüdischen und politischen Flüchtlingen den sicheren Tod und innenpolitisch das Ende der Opposition brachten, das mag einen Mythos mehr zerstören über einen Staat, der seit Jahrzehnten von den Illusionen nuznießt, die sich Nichtschweizer oder Urschweizer über ihn machen.

Der Roman begnügt sich — zum Glück — nicht mit solchen Enthüllungen. Es haben größere und stärkere Länder vor Hitler Kotau gemacht als die Schweiz, ihre eigenen Strumtrupps — „Fronten“ hießen sie bei den Eidgenossen — geduldet, ihren eigenen Antisemitismus gepflegt, ihre eigene Opposition terrorisiert. Der Faschismus gehört zum voll entwickelten Kapitalismus, und aus den Unterschieden zwischen einem offenen oder latenten Faschismus oder aus seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen einen moralischen oder literarischen Vorwurf zu konstruieren geht nicht mehr an. Diggelmann verfällt auch nicht mehr in die moralische Geste des Anwalts der Verfolgten gegenüber religiösen und sittlichen Institutionen, die es hätten anders und besser machen sollen, wie beispielsweise Hochhuth.

Wo gehobelt wird, da fliegen Späne, das war dem eidgenössischen Politiker, der sein Land mit Flüchtlingssperren und der Duldung faschistoider Terrorgruppen vor der Besetzung durch die Deutschen zu schützen vorgab, so billig, wie es dem Pius recht war, der seine Schäfchen im Trockenen halten wollte. Jeder hatte seine Interessen zu wahren. Hitler befand sich, so empörend das manche immer noch finden, durchaus unter seinesgleichen.

Eine solche historische Hinterlassenschaft stinkt zum Himmel und es bleibt verständlich, wenn ihre ungewollten Erben zunächst in der wenig sinnvollen Pose des moralischen Rigorismus erstarren. Die Hauptfigur der „Hinterlassenschaft“, Diggelmanns „Held“, der junge David Boller, bleibt solch ein letztlich hilfloser Ankläger und Anfrager, wie er in zahlreichen Varianten die Abrechnungsliteratur durchstreift. Zugleich rasender Kohlhaas, welcher den Schweizer Antisemiten das demokratische Make up verdirbt und ratloser Einzelgänger, welcher diese Welt nicht mehr versteht, schleudert er am Ende dem satten Bergland eine Dokumentensammlung über die Versäumnisse und Hartherzigkeiten in den Nazijahren in Form einer neuen Zeitschrift ins Gesicht. Um dieses Land zu erwecken, das Diggelmann in seiner Selbstgerechtigkeit und Vergeßlichkeit so genau beschreibt? Um sich selbst von einem unerträglichen Gefühl der Ohnmacht zu befreien? Diggelmann sagt es nicht und läßt den Ankläger folgerichtig sterben, durch den Schlag eines besoffenen Bergbauerbuam ins Genick, als David Boller in einer Kneipe die Schweizer aller Schichten ermahnt, ihre Vergangenheit zu bewältigen. Das aufrichtige Mitgefühl, aber auch die Skepsis der Leser ist ihm sicher. Dieser David Boller handelt allein nach einem moralischen Prinzip. Wie ein Messer geht er durch alle sozialen Schichten, nachdem er die „Hinterlassenschaft“ seines Großvaters entdeckt, der ihn als seinen Sohn ausgegeben hatte, um ihn vor dem Schicksal seiner Eltern in Theresienstadt zu retten. Reden sind es eidgenössischer Politiker aus den dreißiger Jahren über die Gefahren der Verjudung der Schweiz, Zeitungsausschnitte über die Versammlungen der vaterländischen „Fronten“, Polizeierlasse über die zwangsweise Rückführung von Flüchtlingen, Berichte über die diplomatische Aktivität um die unauffällige Kennzeichnung jüdischer und politischer Emigranten schon in Deutschland, Stimmen Schweizer Politiker über die Konzentrationslager, „deren Zweckmäßigkeit wenig überzeugt“. Diggelmann montiert diese Originaltexte rücksichtslos in den anfangs höchst konstruierten Handlungsaufbau, mit Zitaten jene Wirklichkeit ins Geschehen zwingend, die dem gegen die ganze Schweiz wütenden David fehlt. Je mehr Figuren der Ankläger auf seinem Amoklauf wider die Vergeßlichkeit aufstört und ins Spiel bringt, desto natürlicher wirken die Dokumente und desto realistischer die Figuren selbst. Man sieht: es sind ihre Texte und ihre Sache, die da zitiert werden, ihre Feigheit, Vorsicht, ihre Anständigkeit oder ihre Berechnung. Der brave Rechtsanwalt, der 1956 zum ersten Male mit der direkten Schuld seinesgleichen an den Judenmorden konfrontiert wird, weil er als damaliger Oberst der Armee auch in seinem Abschnitt eben keine Flüchtlinge durchließ und sein konzernherrlicher Bruder, „im Süßwasser seiner Pläne schwimmend“, der die Fabriken mit Waffenlieferungen an Hitler in Gang hielt, um Arbeitslosigkeit und Chaos zu hindern. Frauenfelder, der bürgerliche Politiker, Exkommunist und fanatischer Antisemit, aus dem sicheren Gefühl, daß zu einer großen Karriere viele wehrlose Unterlegene gehören und eine Saulus-Paulus-Gestalt, Leiter eines vaterländischen Pressedienstes, dessen Unentschie-

denheit zwischen Erfolg und Gewissen exemplarische Züge abgegeben hätte, würde er nicht am Schluß krampfhaft zu einem geläuterten Demokraten hinaufstilisiert.

Gewaltsamkeiten in der Entwicklung der Fabel setzt es viele: dem drohenden Moralisten David öffnen sich alle Türen und Posten, als habe die bürgerliche Schweiz nur auf einen solchen Kritiker ihrer Vergangenheit gewartet, doch gelingt es Diggelmann den Schauplatz so zu erweitern, daß die Abrechnung mit dem Antisemitismus endlich einmal in aktuelle Realität mündet und sich in gesellschaftliche Analyse verwandelt.

Pogrome bleiben keine Stigmata einer unfassbaren Zeit. Sowjetische Panzer rollen auf Budapest. Der Antikommunismus braucht sichtbare Erfolge, wenn ihm Ungarn selbst schon zu heiß ist. In der Schweiz, der friedlichen, trifft es den Dr. Alois Hauser in T., Kunstschriftsteller und Religionsphilosoph von Rang, Ideologe der kleinen kommunistischen Partei des Landes und abtrünniger Sproß einer der großen Familien des Landes. David Boller, im Einzelkampf mit dem Antisemitismus, sieht sich hingezogen in die neuerliche Organisation eines großen Volkszornes á la Bildzeitung. Zeitungsinserate und Flugblätter gegen den Moskaudiener, Fackelzug vor sein Haus, die Tür aufgebrochen und Feuer hinein, Galgen in den Garten, Prügel für den Mann, seine Kinder, Einkaufsboykott gegen die Frau, Ehrabschneidung, Honorarentzug ... Mal sehen, wie lange er's aushält.

Nun, Dr. Konrad Farner, Religionsphilosoph, Kunsthistoriker, Marxist und Parteilehrer der kleinen „Partei der Arbeit“, Mitarbeiter an Rowohlts deutscher Enzyklopädie und großen französischen Zeitschriften, dessen Fall Diggelmann hier kaum verhüllt ausbreitet, hat es ausgehalten. Er wohnt noch heute in Thalwil ZH, Mühlebachstraße 11, in dem Haus mit der verkohlten Decke. Seine Frau kauft in den Läden, darin man sie anspuckte, die Kinder gehen in die Schule, vor der man sie verprügelte wegen Budapest und durch das Gartentor, vor das die Männer von Thalwil monatelang des Nachts geschissen haben, antikomunistisch wahrscheinlich.

Es hätte auch anders kommen können, als tapfere Schweizer heimlich die Schraubenmuttern an den Vorderrädern am Auto des Moskaufreundes lösten, aber, wie Diggelmann einen Politiker in fingierten Interviews über den Fall sagen läßt: „So fanatisch wie die Deutschen sind die Schweizer in solchen Sachen nicht.“

Diggelmann gelingt es im dichten Geweb seiner Montage den Übergang von einer faktisch nicht zu bewältigenden traumatischen Vergangenheit zu einer faktisch unbewältigten, realen Gegenwart glaubhaft und überzeugend darzustellen. Die Sache des Dr. Hauser ist die Sache, um deretwegen der junge Boller seinen Märtyrertod für die Gerechtigkeit stirbt. Und wie sich die Zitate aus der antisemitischen Hinterlassenschaft des alten Boller wandeln zu Veröffentlichungen aus Dokumenten über die Machenschaften berufsmäßiger Anti-

sozialisten, verraten sich Fremdenhaß und Sozialistenfurcht beide als Mittel bürgerlicher Politik. In der literarisch glanzvollen Erzählung des Parteimannes Frauenfelder, der besten Passage des Buches, wird diese Demonstration überzeugend psychologisiert. Der erfolglose Polizeimitarbeiter Frauenfelder zwingt einen kleinen Verbrecher zum Freitod, indem er ihn von seiner rassischen Minderwertigkeit überzeugt. Von da an geht es aufwärts mit ihm. Opfer müssen her, nicht etwa nur gebracht werden, das wäre Rezept oder der Sinn der bürgerlichen Geschichte, wie sie hier von des alten Bollers Hinterlassenschaft provoziert, sich abspielt vermittels Menschen wie den Nachbarn des Dr. Hauser.

Hier könnte weitergeschrieben werden. Diggelmanns Buch ist überall dort den moralisierenden Enthüllungen über die Vergangenheit überlegen, wo er den Mechanismus beschreiben kann, der die Kaduks, Frauenfelders und Fanatiker in T. hervorbringt. Der Klagen über die Unfaßbarkeit der vergangenen Verbrechen endlich müde, beschließt eine jüngere Generation diese Verbrechen da zu beschreiben, wo sie faßbar sind, bei den gutbürgerlichen Motiven ihrer Urheber.

Walter Matthias Diggelmann, *Die Hinterlassenschaft, Roman*, Piper-Verlag, München 1965.

Anmerkungen

Der 1934 geborene *Márton Kalász* lebt als Lyriker und Übersetzer (u. a. von Hochhuths „Stellvertreter“) in Ungarn. Die Übertragung der „Mitternachtsprozession“ besorgte *Günter Kunert*.

Joseph Breitbach widmete seine Erzählung Wolfgang Koeppen, der im Juni seinen 60. Geburtstag feiert. Die Redaktion wird die angekündigte Veröffentlichung des neuen Romans von Koeppen zum Anlaß nehmen, in einem der nächsten Hefte das Werk dieses bedeutenden — und von der Kritik leider sehr stiefmütterlich behandelten — zeitgenössischen Romanciers eingehend zu würdigen.

Richard Leising, Jahrgang 1934, lebt — nach Tätigkeit als Dramaturg und Lektor — heute freiberuflich in Ost-Berlin. Die hier abgedruckten Gedichte entstanden zwischen 1958 und 1964.

Das „Toller“-Drama von *Tancred Dorst* ist vom Autor noch nicht abgeschlossen, wir bringen Auszüge aus der ersten Fassung. Das erste Bild ist auf etwa ein Drittel des Original-Umfangs gekürzt.

Der 1930 geborene *Karl Oppermann* lebt als Maler in West-Berlin.

Den in Halle/S. lebenden *Rainer Kirsch* stellten wir bereits in Heft 1/66 (innerhalb der Lyrik-Auswahl aus der DDR) vor.

Konrad Farner hielt seine Rede über Realismus heute zur Eröffnung der Ausstellung „Situation 66, Europäische, realistische Kunst“, die vom 16. April bis zum 15. Mai in Augsburg zu sehen war. Die Person Farners wird in *Richard Hiepes* Rezension am Schluß dieses Heftes ausführlich vorgestellt.

Franz Schonauers Beitrag über Arbeiter-Literatur vor 1933 wurde am 9. März 1966 vom Sender Freies Berlin gesendet und für dieses Heft leicht gekürzt.

Fritz Libuda, Geschäftsführer der Verwaltungsstelle Frankfurt a. M. der I. G. Chemie hielt seine Rede am 25. März, anläßlich der von der Kampagne für Abrüstung veranstalteten Vietnam-Woche in Frankfurt am Main.

Erich Frieds Vietnamgedichte werden — zusammen mit anderen — unter dem gleichen Titel im Herbst dieses Jahres im Verlag Klaus Wagenbach, Berlin erscheinen.

Infolge eines Versehens fehlte im Kürbiskern 2/66 beim Gedicht von Johannes Bobrowski „Das Dorf Tolmingkehmen“ folgende Widmung:

Dem in Halle lebenden naiven Maler Albert Ebert gewidmet



Günter Grass
Die Blechtrommel
Einmalige Sonderausgabe
716 Seiten
Leinen DM 15,—



Luchterhand



BRAUNE UNIVERSITÄT

Deutsche Hochschullehrer gestern und heute
Eine Dokumentation mit Stellungnahmen der Professoren
herausgegeben und eingeleitet von Rolf Seeliger
unter Mitarbeit von Dieter Schoner und Hellmut Haasis

Heft 1, 80 Seiten, vergriffen

Heft 2, 84 Seiten, DM 2.80

Heft 3, 112 Seiten, DM 3.40

Heft 4, 128 Seiten, DM 3.40

mit einem Beitrag von Peter Müller:

„Wie frei ist die FREIE UNIVERSITÄT BERLIN?“

„Seeliger kommt es nicht darauf an, einfach aus Sensationslust nach dunklen Punkten zu spüren; er möchte vielmehr die betroffenen Gelehrten veranlassen, sich für ihre Tätigkeit im Dienst des Nationalsozialismus zu verantworten und Rechenschaft zu geben, wie es zu derartigen Verirrungen im wissenschaftlichen Bereich gekommen ist. Seeliger legt darum großes Gewicht darauf, daß die genannten Professoren zu den Vorwürfen Stellung nehmen. Und solche Stellungnahmen gehören zu den aufschlußreichsten Teilen dieses Publikationsunternehmens.“

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG, München

RAINER BARZEL - KRONPRINZ IM ZWIELICHT

Eine Dokumentation von Rolf Seeliger
104 Seiten, DM 3.40

„... mit Zitaten aus Reden und Büchern und kurzen biographischen Strichen wird das Porträt eines Politikers gezeichnet, der von sich selbst sagt: ‚Meine Politik wird sein, auf leisen Sohlen mit einem dicken Knüppel durch den Wald zu gehen‘.“

ABENDZEITUNG, München

Verlag ROLF SEELIGER, 8 München 27, Holbeinstr. 22



Bücher
der Neunzehn
Mai 1966

Biederstein

Herbert Achternbusch · Arnfrid Astel · Kurt Bartsch · Peter Bautz · Konrad Bayer · Jürgen Beckelmann · Friedemann Berger · Ulrich Otto Berger · Thomas Bernhard · Peter Bichsel · Horst Bienek · Wolf Biermann · Horst Bingel · Paulus Böhmer · Nicolas Born · Volker Braun · Bazon Brock · Jörg Burkhard · Peter O. Chotjewitz · F. C. Delius · Rolf Dermietzel · Peter J. Fabich · Hubert Fichte · Hartmut Fritsche · Tilman Gayer · Peter Gosse · Harald Hartung · Rolf Haufs · Manfred Peter Hein · Hans-Jürgen Heise · Jürgen Henkys · Günter Herburger · Uwe Herms · Rolf Heuer · Paul-Gerhard Hübsch · Benno Hurt · Katrine von Hutten · Otto Jägersberg · Bernd Jentzsch · Martin Jürgens · Yaak Karsunke

In diesem Band
kommt die Generation
der 1930 bis 1946
Geborenen zu Wort,
deren jüngste Jahr-
gänge meist überhaupt
noch keine Gelegen-
heit zur Veröffent-
lichung hatten.

aussichten

80 junge Lyriker des deutschen Sprachraums
vorgestellt von Peter Hamm

352 Seiten. In Leinen DM 12.80

Rainer Kirsch · Sarah Kirsch · Wulf Kirsten · Ulrich Krause · Heinz Kulas · Dieter Leisegang · Richard Leising · Viktoria Linsenhoff · Jochen Lobe · Gert Loschütz · Gertrud von Marschall · Christoph Meckel · Karl Mickel · Ulf Mieke · Walther Müller-Jentsch · Gundl Nagl · Helga Novak · Andreas Okopenko · Georg Oost · Heinrich Ost · Heidi Pataki · Martin Pohl · Reinhard Preuß · Reinhart Prießnitz · Klaus M. Rarisch · Ulrich Raschke · Andreas Reimann · Arno Reinfrank · Dirk Reissiger · Gerhard Rühm · Otto Sahmann · Gerhard Schindeler · Uve Schmidt · Jörg Steiner · Rudolf Steinhilber · Volker von Törne · Raoul Tranchirer · Guntram Vesper · Gabriele Wohmann

kürbiskern 1/65

1. September 1965

<i>Pablo Neruda</i>	Abschiede
<i>Heinar Kipphardt</i>	Szenen aus „Joel Brand“
<i>Hermann Kant</i>	Die Aula
<i>Martin Walser</i>	Erdkunde
<i>Karl Mickel</i>	Prosa und Lyrik
<i>Christian Geissler</i>	Kalte Zeiten
	Der „Fall“ Peter Weiss
<i>Yaak Karsunke</i>	Gespaltene deutsche Literatur
<i>Friedrich Hitzer</i> —	
<i>Werner Bräunig</i>	Briefwechsel, die neueste Literatur betreffend
<i>Harun Faruqi</i>	Prosaische Praxis
<i>Hans Heinz Holz</i>	Der marxistische Eschatologe Ernst Bloch
<i>Erich Fried</i>	Zwei Gedichte
<i>Jakob Mader</i>	Parabase auf einen traumatischen Zustand
<i>Protokoll</i>	Mutter Kuraasch und die Söhne der Deutschen
<i>H. Faruqi</i>	Helen Brown „Sex im Büro“
<i>B. Funk</i>	Ernest Dichter „Strategie im Reich der Wünsche“

kürbiskern 1/66

1. Dezember 1965

<i>Pawel Wassiljew</i>	Lied der deutschen Arbeiter
	Der „Fall“ Wolfgang Graetz
<i>Wolfgang Graetz</i>	Der vergebliche Aufstand
<i>Günter Kunert</i>	Die Waage
<i>Herbert Asmodi</i>	Stirb & werde
<i>Peter Hacks</i>	Margarete in Aix
<i>Uve Schmidt</i>	Hinter den Bergen
<i>Georg Maurer</i>	Was vermag Lyrik
	Junge Lyrik aus der DDR
<i>Gerhard Wolf</i>	Menetekel und Schattengefecht
<i>André Müller</i>	Was soll aus den Ruhrfestspielen werden?
<i>Erich Fried</i>	Allerlei Theater
<i>Yaak Karsunke</i>	Haifischflossen im Supermarkt
<i>Klaus Völker</i>	Tassow und Marski
<i>Herbert Marcuse</i>	Ist der „18. Brumaire“ veraltet?
<i>Wolf Biermann</i>	Die Legende vom Soldaten im dritten Weltkrieg
<i>Jakob Mader</i>	Peripheres Europa
<i>Protokoll</i>	Lebenslauf Peter A. Borchert

kürbiskern 2/66

1. März 1966

<i>Johannes Bobrowski:</i>	Das Dorf Tolmingkehmen
<i>Jakob Mader:</i>	Intelligenz und Kulturpolitik
<i>Heinrich Waltz:</i>	Prosaische Lyrik
<i>Ino Cesaro, Anna Dünnebier, D. Michalov, Anita Kaetzke:</i>	Vier Arten eine Geschichte zu erzählen
<i>Günter Kunert:</i>	Gedichte
<i>Friedrich Hitzer:</i>	Gespräch mit Michail Romm
<i>Thomas von Vegesack:</i>	Dokumentation zur „Ermittlung“
<i>Ludwig Marcuse:</i>	Was ermittelte Peter Weiss?
<i>Ingrid Drexel:</i>	Propaganda als Gottesdienst?
<i>Joachim Fiebach:</i>	Marginalien zu einem deutschen Oratorium
<i>Erwin Piscator:</i>	Nach-Ermittlung
<i>Leo Kofler:</i>	Die drei Hauptstufen der dialektischen Gesellschaftsphilosophie
<i>Sarah Kirsch:</i>	Legende über Lilja
	Der „american way of death“ in Süd-Vietnam
<i>Elmar Altvater:</i>	Ein Ende der Lohnpreisspirale?
<i>Protokoll:</i>	H. Günter Wallraff auf der Werft
<i>Torsten Carecz:</i>	Haut den Lukás!
<i>Friedrich Hitzer:</i>	Aufzeichnungen aus dem Untergrund
<i>Barbe Funk:</i>	Mitscherlichs Anstiftung zum Unfrieden

Joseph Breitbach

Bericht über Bruno

Roman. 296 Seiten. In Leinen DM 19. 80

Karl Markus Michel in „Neue Rundschau“ 1/63:

„Kaum war dieser Roman erschienen, wurde er aktuell. Dem fiktiven Konflikt von Macht und Moral antwortete ein realer. Die Motive und Interessen waren zwar anders gerichtet, aber die Methoden waren sich gleich. . . Die kleinen und großen Teufeleien im „Bericht über Bruno“ locken den Leser aus seiner Reserve heraus, machen ihn lüstern und gespannt. . . Die äußere Spannung spiegelt die innere Spannung der Dialektik von Macht und Moral. . . Der Roman ist fast zur Hälfte in indirekter Rede geschrieben. Dieses souverän durchgehaltene Stilprinzip gibt dem Bericht seine Spannkraft, seine gleichsam raffende Gebärde, die alle Ereignisse und Affären, ob ruhmvoll oder nicht, an sich reißt, um sie dem Subjekt als Erfahrung einzuverleiben.“

W. Rukwid in „Epoca“ 4/63:

„Der Mangel an politischem Gefühl wird den deutschen Schriftstellern oft zum Vorwurf gemacht. Breitbach ist eine Ausnahme, die hoffentlich Schule macht. Sein Buch ist eine Philippika gegen den Mißbrauch der Macht, ein Bekenntnis zur gesunden Mitte bei einer Akzeptierung der damit verbundenen Schwächen, eine elegante Form des politischen Anschauungsunterrichts, ein souveränes „Feuilleton der Politik“.

Clemens

Clemens. Fragment eines Romans. Sonderausgabe zum 60. Geburtstag des Autors in 400 nummerierten und signierten Exemplaren.

Nachwort von Jean Schlumberger. Format 18,3 x 26 cm. 48 Seiten. Französische Broschur DM 24,-

Insel Verlag · 6 Frankfurt/M. · Postfach 3001

INHALT

Márton Kalász: Mitternachtsprozession 3

Das Totenbuch von Neuengamme 6

Joseph Breitbach: Brief des Pharisäers 9

Richard Leising: Gedichte 18

Tankred Dorst: Szenen aus „Toller“ 22

Protokolle zur Baierischen Räterepublik 44

Karl Oppermann: Gedichte 63

Rainer Kirsch: Der Soldat und das Feuerzeug 67

KRITIK

Konrad Farnet: Realismus in der bildenden Kunst 83

Franz Schonauer: Der rote Eine-Mark-Roman 91

Rainer Kirsch — *Yaak Karsunke*:
Briefwechsel, die neueste Literatur betreffend 108

KLASSENKAMPF

Professoren-Appell an die Gewerkschaften 117

Fritz Libuda: Vietnam-Rede 122

Erich Fried: Vietnam-Gedichte 129

Friedrich Hitzer: 100 Mann und ein Befehl zu viel 135

Protokoll: Der lachende Mann 142

AXTE & EICHEN

Eine Gesellschaft formiert sich 165

REZENSIONEN

Anton Bouvier: Muzes Flöte und Kleists Pistole 173

Harald Hartung: Lyrik als Warnung und Erkenntnis 182

Richard Hiepe: Pogrome, Eidgenossen und Genossen 188

Anmerkungen